This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

RUDOLF
ORCHARDTS
CHRIFTEN

PROSA

* I *

BERLIN
T ROWOHLT VERLAG
1 9 2 0

5,6,5

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

263

RUDOLF BORCHARDTS SCHRIFTEN

PROSA
I.

BERLIN
ERNST ROWOHLT VERLAG
1 9 2 0

Copyright 1920 by Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

VILLA

PT 2603
Bo 69 A16
1920

Quo cumque ingredimur, in aliquam historiam pedem ponimus. Cic.

DAS Italien unserer Ahnen ist, wie man weiß, seit die Eisenbahnen es für den Verkehr verschlossen haben, eines der unbekanntesten Länder Europas geworden. Nirgends kann es selbst für den gemächlicheren, willigeren und durchschnittlich unterrichteten Reisenden schwerer, langwieriger und kostspieliger sein als hier, sich von der Fremde und ihren Bewohnern angemessene Vorstellungen zu bilden, und nirgends findet er bei dem Versuche, sein Urteil zu emanzipieren, so viele und so abgeschmackte Convenus in seinem Wege. Dafür genügt es, an das erste Beste zu erinnern. Das Convenu von italienischer Landschaft entspricht, wie jeder wirkliche Kenner des Landes uns ohne weiteres bestätigen wird, als Stil den wirklichen Formen- und Farbenmöglichkeiten des Gegenstandes, seiner Struktur und Sphäre so wenig, daß man, einige Böcklinsche Fingerzeige abgerechnet, Italien nicht anders als ein malerisch unentdecktes Land nennen kann, zum mindesten neben dem deutschen Mittelgebirge, Schottland, Holland, Schweden, der Normandie. Der citramontane Aberglaube, der alle Künstlerqualitäten von Phantasie und Leidenschaft, genialem und brausendem Blut, Leichtsinn und Idealität auf den Ehrenscheitel des Italieners häuft,

M323344

kann kaum irgendwo grimmigerem Hohne begegnen als bei den so Mißkannten selber, den zähen und rechnerischen, kalten, überlegenen und klaren Kindern einer seit undenklicher Zeit festgewordenen Rasse, so fein von Kopf, wie deutlich, ja grob von Seele, im ausgeträumten Innern schwunglos und streng bei der Sache, so schönen Schein des Schwunges eine elastische Sprache ihnen leihen mag — diesem greisen und ungläubigen Volke von Bauern und Gerichtsleuten, Bürgern im historischen Sinne des Wortes. Händlern und Unterhändlern, Vermittlern und Bankiers, das nur halb aus der Lähmung von Armut und Unfreiheit hat heraustreten dürfen, um sich auch schon mit den immanenten Eigenschaften des Lateiners wieder zu bezeugen. Aber wie mit der Mißbeurteilung im günstigen, so steht es mit der im ungünstigen Sinne, jener häßlichen und eingewurzelten Verkennung, die kulturell wie politisch die Beziehungen zwischen den beiden Nationen beherrscht und leider schädigt. Der Deutsche hört es sich oft sagen, aber er hört es ohne Glauben, daß Italien sich größeren Teiles einer besseren Landessicherheit erfreut, als etwa der Stadtwald mancher deutschen Mittelstadt, vom Distrikte der großen und Fabrikstädte ganz zu schweigen; daß das Räuberwesen aber den Fremden überhaupt ignoriert, da es bekanntlich eine manchen italienischen Landschaften liebgewordene Institution zur Regelung komplizierter Privatrechnungen ist, wie Brautraub als ceremonielle Eheform auf Kulturstufen, wie sie Kalabrien etwa noch festhält. Ebenso ist es gang und gäbe, die Begriffe des Italienischen und der Unsauberkeit fast synonym zu verwenden, als ob nicht die Unempfindlichkeit gegen Schmutz aller Art, die man im Osten des Reiches so ge-

lassen hinnimmt, in den wohlhabenderen Landschaften Italiens geradezu mit Grauen würde angesehen werden, als ob in Toskana die Zustände auch nur denkbar wären, die in dieser Hinsicht in Oberbayern herrschen. Nimmt man hiergegen die reifen, gerechten, und dabei nicht übermilden, immer aber ins Ganze gedachten Beurteilungen, die im 18. Jahrhundert und darüber hinaus, so lange nämlich, als eine italienische Reise Italien noch kennen lehrte, diesseits des Gebirges genau so die Regel waren, wie heutigen Tages Mißurteil und Verkennung; verfolgt man, wie dem langsam rückenden Goethe mit jeder Tagereise der Blick für das Eigene und Neue dieses Landes- und Volkswesens und das stille Gefühl aufgeht, es möchte in ihm selber Altes und Eigenes ergänzen, bis wir in die „großen, großen Augen" sehen, wo Rom und Er einander begegnen: so mischt sich wohl oder übel eine kleine Verachtung in das Mitleid mit dem heutigen Reisenden, den eine Verschwörung von Eisenbahnverwaltungen, schweizerischen und deutschen Hoteliers, Fremdenindustrien, Fremdenstädten, Fremdenführern, Baedeker an der Spitze, von jeder Berührung mit den Realitäten abschließt, den ein Billett von meist sehr beschränkter Zeitdauer zur Rückkehr zwingt, ehe ihm an der Zuverlässigkeit seines Eindruckes auch nur Zweifel kommen können, und der statt der tiefen Goethischen Wandlung in Geist und Busen nichts heimbringen kann, als Galerieerinnerungen, Langeweile und eine Indigestion.

Inzwischen, immer nur in Steinwurfs Weite vom Bahngleis des halb wider Willen Entführten, unzulänglich wie die gläsernen Häuser eines Traumes, steht hinter einer zauberhaft durchsichtigen Mauer

das wirkliche Italien, das ein Bann ihm verschließt. Ja, von seinem Vorhandensein ahnt keiner der Neueren, Gelehrten und Ungelehrten das Mindeste, die in Deutschland das Thema der italienischen Reise fortführen, und von den französischen gar wüßte ich keinen, der nicht der bloßen Zumutung von Hintergründen jenseits des Vordersten mit überlegener Heiterkeit begegnen würde. Taines vom deutschen Wohlwollen überschätztes Buch war bei aller Begrenztheit seiner Einstellung auf Kunst und geschichtliche Kuriosität, bei aller bloß rednerischen Schärfe und Flachheit seiner immer leicht zu verschiebenden Antithese doch noch eine anständig vorbereitete Arbeit von Haltung und Absichten. Es ist heute in seinem Lande und leider auch seinem ökumenischen Erfolge durch jenes stillose und ignorante Gemisch von Gemeinplätzen, billigen Lesefrüchten und subalterner Witzelei abgelöst worden, das ein literarischer Coxcomb unter dem dreisten Titel „Sensations d'Italie" hat ausgehen lassen, als hätten seine Essays nicht schon genug bewiesen, wohin es seit Montaigne mit der französischen Geistigkeit gekommen ist, und es müßte noch das zweite große Thema des unsterblichen Beobachters sich dazu herablassen, die Sterblichkeit M. Paul Bourgets zu erhärten. Die einzigen, die, obwohl auch dort nicht Niveau gehalten worden ist, noch dann und wann den Mut und die Kraft der eignen Augen bei wirklichem Sinn für das Interessante haben, die das Land nicht wie der deutsche Durchschnitt in der Absicht bereisen, das landläufige Convenu in sich unter allen Umständen gegen den etwaigen Eindruck durchzusetzen, statt es vom eigenen Eindruck korrigieren zu lassen, sind die Engländer und Ameri-

kaner. Selbst die naiveren und gröblichen unter ihren Revueartikeln, fast alle ihre höchst lebhaften und freien Reisebücher, wie das Buch des Livorneser Konsuls Carmichael über lombardisches und toskanisches Landleben, bieten eine Fülle des gegenständlich Neuen und Merkwürdigen, neben der die gesamte deutsche Brief- und Kunststättenliteratur in den Abgrund langweiligster Unselbstständigkeit und Unbeträchtlichkeit versinkt. Ihr Geheimnis ist, daß sie einer im großen Stile weltreisenden Rasse und einem Volke angehören, in dem kein Vorzug den Mangel der Unabhängigkeit aufwiegen würde, daß sie so wenig als bekannt voraussetzen, als sie meist selber mitbringen, daß sie übrigens von Italien nicht als dem verlorenen Paradiese ihrer Seele, sondern so frisch und kühl wie von Haiti und Uganda reden, auch kaum die Menschheit bessern und bekehren wollen, sondern ohne parti pris und Respektlosigkeit einfach anmerken, was ihnen aufgefallen ist. Wenn sie dabei ihre Grenze oft sehr früh in der mangelnden Fähigkeit finden, das Auge geistig zu ergänzen, so ersetzen sie die Lücken ihrer Vorbereitung durch Tüchtigkeit des Individuums, ihre Unsicherheit in der Stellung zu einem Kulturganzen durch ihre völlige Sicherheit und Freiheit in allem Lebendigen. Jedenfalls aber ist ihre Art, sich zu Italien zu verhalten, die einzig richtige, und hat mit demselben Maße an Nutzen, Teilnahme und Dank zu rechnen wie der Bericht des Weitgereisten. Es ist nicht der Äquator, der den Entdecker macht, sondern eine Verfassung der Seele, der Widerwille, nur das, was die andern sehen, und gar nur so zu sehen wie sie. Ich könnte von Mann und Frau in Italien sprechen, von Herr und Knecht, von Schuld und Strafe,

den Heiligen und den Mördern, vom Staate und dem Einzelnen, vom Alter und der Jugend, könnte ein anderes Mal so von den Städten mitteilen, wie heute vom Lande, vielmehr von Palazzo, Piazza und Land, wie heute von Villa und Stadt. Denn das wirkliche Italien hat nur den Kleiderschnitt und andere Fassaden mit dem nordeuropäischen Zustande von heute gemeinsam; es ist so altertümlich, daß man es in jedem seiner Durchschnitte polar betrachten muß. Die Übergänge von Pol zu Pol, die bei uns durch immer fortschreitende Zwitterung die Gegensätze unter sich vergleichen — und im Grunde das Bild der Welt vernichtet haben, beginnen sich hier erst ganz schattenhaft zu verkündigen; aber hier so wenig als in England werden sie den Konservatismus der Rasse je zu radikaleren Zugeständnissen vermögen können.

Auch die Villa, die Landhäuser, deren schimmernde Fronten und Würfel überall, wo das Land bewohnt ist, den Plan und die Hügel übersäen, kennt der heutige Reisende nur aus wirrer Ferne, als zerrissenes Massenbild, durch ein klirrendes Eisenbahnfenster im Dahinstampfen halb gesehen, rasch verloren. Kaum daß dem Besucher von Florenz das so geschmückte Gebirgsamphitheater, das von diesseits und jenseits des Stromes her besiedelt und höchst künstlich bebaut zur flachen Stadt absinkt, mit den Zypressen von San Miniato verbunden im Gedächtnis bleibt, oder mit den veilchenen und elfenbeinenen Totenfarben des abendlichen Bergfirsts von Fiesole, in dessen Falten die Hunderte von lichten Bauten fast wieder zur Stadt zusammendringen. Bei reichlicher Muße besucht der eine und andere wohl, dem rotgebundenen Vormund gehorsam, eine der berühmteren Mediceer-

villen der nächsten Nähe, die in Poggio a Caiano oder die Careggiana, wenn auch nur wie ein Museum oder statt eines Museums, leicht enttäuscht, wenn die Fresken nur von Pontormo sind und die Fontäne nur vom Tacca oder Tribolo. Die Gärten findet man ohnehin meist verwildert und unwirtlich, es sei denn, der Park wäre, wie in Boboli, die Hauptsache und das Haus so gut wie unzugänglich. Unzugänglich aber oder so schwer erreichbar, daß sie für den Touristen, diesen armselig modernen Typus des Italienreisenden, nicht mehr zählen, sind überhaupt mehr oder minder die schönsten und berühmtesten Villen des Florentinischen Contado. Wer hat denn Artimino gesehn, den Sitz der Passerini, stundenweit bergauf von dem leeren Signa, diesen steingewordenen Traum von königlicher Bergeinsamkeit, mit den Wipfeln gefeiter Gärten rings um die lautlose Verwünschung? Wer kennt die Villa von Marlia mit ihrer Schwermut von wilden Blüten und bösem, steilem Lorbeer, das irre Durcheinander der bröckelnden Terrassen und schweren Wasserfälle, die sich aus den Schalen und Füllhörnern geborstener Tritonen unersättlich zu Tode stürzen?

Kommt aber ein Wandernder wirklich gegen Torre del Gallo oder Montuliveto steigend in die Nähe der einzelnen alten Landhäuser — sie beginnen aus den Händen ihrer florentinischen Bauherrn und der Geschlechter nun mehr und mehr in den Besitz reicher und reichgewordener Engländer und Amerikaner oft sehr undeutlicher Art überzugehen —, so wird ihn das Ganze eher befremden und langweilen als entzücken, er müßte denn zu den Seltensten gehören, die ihren engsten heimischen Gewöhnungen entwachsen sind. Was

er nach dem ermüdenden Wege durch weißen Staub zwischen überhohen Gartenmauern endlich gewahrt, ist eine Einfachheit und Kahlheit, deren sich jede seiner deutschen oder englischen Villen schämen würde. Weder die Türmchen, Giebel, Erker und Zinnen, durch die der Mietshaus-Einwohner zeigt, welchen Sinn fürs Höhere er hat, wenn er einmal darf, wie er will, weder Prunkfassaden aus echtem oder unechtem Stein, noch die sinnreichen Sprüche auf Spruchbändern über den Türen, die in Altfraktur zum Eintritt in Quisisana oder Villa Amalie einladen wie in eine verfratzte Schenke; weder Koketterie noch Protzentum, weder die Altertümelei des Kastells mit Wintergarten und Zentralheizung, noch die Neutümelei des wildgewordenen Einfamilienhauses mit seiner Verbindung von Banalität und Prätention, seinen patzigen Schmuckformen in elendestem Material, seiner schreierischen Unechtheit in jedem Zuge. Dazu kommt, daß die Landhäuser zwar mehr oder minder nahe beieinander stehn, das heißt, mit Grundstücken und Gebäuden sich über die ganze nicht städtisch bebaute Landesbreite erstrecken; daß aber nirgend der fremde Beobachter dem Bilde, ja nur dem ihm so lieb gewordenen Begriffe der Villenkolonie begegnet, den die Parzellenspekulation seiner Heimat völlig in sein Weltbild hinübergeleitet hat. Gebilden wie Gauting oder Wannsee, Meudon oder Twickenham jenseits der Alpen zu begegnen muß er nicht hoffen oder, je nachdem, nicht befürchten. Das Land ist in der Kultur noch weit zurück und beginnt die Spekulation mit Grundstücken erst dort kennen zu lernen, wo wie in den wenigen Großstädten die Möglichkeit, Schönheit zu vernichten und Häßlichkeit zu schaffen, durch die

Coexistenz von Roheit, Kapital und Camorra gegeben ist. Der Begriff Camorra und seine Verbindung mit Spekulation solcher Art ist ein so fester und allgemeiner, daß man ihn diesseits der Alpen für etwas spezifisch Italienisches zu erklären pflegt, um die Aufmerksamkeit von sich selber abzulenken. Dem widersprechen leider sehr alte deutsche Bezeichnungen derselben Sache, und wem es um die treffendste Übersetzung zu tun ist, der frage in Köln nach Klüngel.

Wer aber mit diesem Begriff von der Villa oder der Villenkolonie durch das Tor blickt, dem wird das italienische Landhaus auch nichts von seinem monumentalen Ernst offenbaren, nichts von der durch- und zu Ende gebildeten Vornehmheit der unscheinbaren Form, an der alles participiert, was in diesem Lande ungebrochenen Überlieferungen bis an die Wende des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus steinern hingestellt worden ist, um als Form zu bleiben und von Form zu zeugen. Ihm wird kaum das Schweigsame und Zurückgehaltene daran bewußt werden, die architektonische Geste des Zufluchtsortes, der das Auge eher abzuweisen als anziehen zu wollen scheint, mit Fenstern, die nichts verraten, geheimnisvoll mienenlos, wie die Stirnwand eines Klosters. Sondern er wird überhaupt kaum etwas anderes sehen, als große, augenscheinlich recht geräumige und bequeme Wohnhäuser, im groben Rasen stehend und nicht zum besten gehalten, mit Ökonomiegebäuden und Nutzanbauten, recht gelb, Stockflecken auf der Tünche, die Steinfassungen verwitternd, der Bewurf rissig, Moos auf den Wegen und nirgend Teppichbeete, und überhaupt Farbe, schmucklos nach Art deutscher Gutshöfe. Ist das die Villa?

Es ist sie. Genau das ist die italienische Villa. Zwar, es mag Ausnahmen geben. Es mag vorkommen, daß vor halbmodernen oder ganz geschichtslosen Neustädten in der Lombardei, oder bei Livorno und den neuen Industriezentren der Maremmen ein Parvenu auf eine gekaufte Landparzelle, oder in die Nähe seines für die Jagd gepachteten Stücks Macchia einen albernen Kasten oder eine Burgkulisse setzt, gleichviel welche architektonische Grimasse. Zu rasch erworbenen Wohlstand ohne Überlieferung gibt es in Italien schon mehr als genug und er manifestiert sich im Süden kaum viel bescheidener und kaum viel geschmackvoller als im Norden. Es mag auch vorkommen, daß als Neustraße irgendwo vor einer neuen Stadtzollbarre sich ein Borgo aus freundlichen und anspruchslosen Häuslein bildet, wie emeritierte Beamte und Offiziere auf Halbsold, Dreitausendfranken-Rentner und ähnliche geringe Bauherrn sie sich für den Lebensabend errichten; aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle und im eigentlicheren Wortsinne ist die italienische Villa kein Zufallshaus auf einer Handbreit Land, die ein Lattenstaket oder ein Gitterchen gegen die nächste Parzelle mit dem Zufallshause des Nachbarn abschließt, sondern allerdings ein Gutshof, ein geschichtlich gewordener, an Ort und Stelle vollendeter Übergang von dem Kastell eines Dynasten zu dem mächtigen Hofhause seiner Enkel, oder von Villa und Praedium eines römischen Landbesitzers über tausende von Stufen fort zum Dorf und den Poderi um die Villa eines italienischen Landbesitzers. Nur wer dies immer gegenwärtig hat, kann die Villa als eine Institution des italienischen Gesamtdaseins begreifen; was sie allerdings nicht weniger ist als Dom

und Casino, Palast und Kaffeehaus, Friedhof und Theater.

Die Villa ist der Teil eines Landbesitzes, nämlich sein unwesentlichster Teil. Sie kann daher nicht das unpraktische und unreale Gebäude sein, das modische Neigung zum sommerlichen Ortswechsel, verbunden mit modischer Abneigung gegen das Reisen *en famille*, sich an einer Stelle errichtet, wo kein Fußbreit Land über den Garten hinaus dem Bauherrn gehört, wo kein Interesse ihn bindet, er keines sich zu verpflichten wüßte, und der Begriff der Heimat und des Erbes seinen Kindern nur an Zimmern und allenfalls einer Gartenlaube haften wird. Sondern sie ist als altlateinische Lebensform durch und durch real und praktisch, etwas mit Geld und Macht Zusammenhängendes, aus Geld und Macht Entstandenes, zäh festgehalten, um Macht und Geld zu steigern, zu bezeugen, zu verzinsen, zu vererben. Das scheint landschwärmender Empfindsamkeit ohne Zweifel weitabzustehen von den religiösen, idealen und künstlerischen Antrieben, die sie für das höhere Verhältnis zur Natur fordert und in seinem architektonischen Ausdrucke mitausgedrückt zu finden wünscht. Bleibt nur zu erklären, warum die Villa gerade ästhetisch mit ihrer Landschaft so eins ist, als hätten nur ästhetische Motive ihr dies ergreifende Verhältnis zu Hügel und Nachbarhügel, zu den Hausnestern der Dörfler, Baumgruppen und Einzelwipfeln, Gelände, Weingärten und Ölberg zuweisen können, als verdanke sie dies unbegreiflich geschlossene und unzweifelhaft Ewige der Wirkung aus der Ferne gerade dem Künstlerauge, das, wie bei uns in einem denkbaren Falle, ihr diesen Platz und diese Verhältnisse für die Fern-

wirkung bestimmt hätte. Aber wenn selbst eine solche Absicht innerhalb der älteren italienischen Denkungsweise möglich gewesen wäre — keine solche Menschenabsicht und keine Menschenhand hätte diese Notwendigkeit des Schönen zu schaffen vermocht: Die Villa ist geschichtlich mit ihrer Landschaft eins, und darum, nur darum, auch ästhetisch. Sie hat mit ihr wie Bergwald mit Gebirg eine menschenalterlange Kontinuität der Lose organisch geteilt, und hat sie beherrscht und gestaltet, statt nach ihr gestaltet und gemodelt worden zu sein. Zwar gibt es, seit der Hochrenaissance, Fälle — und Artimino ist ein solcher — in denen ein bel sito, ein bel riguardo oder bello sguardo, ein bel monte, ein bel vedere oder eine bella vista, die dann im Namen fortleben, diesen oder jenen weltmüden großen Herrn, diesen oder jenen Fürstbischof oder Fürsthändler zum Bau in der Wildnis verlockt haben, wie fünfhundert Jahre zuvor jähere Stimmungsumbrüche sich ins Religiöse wandten, und dieselbe Wildnis — Vallombrosa ist ein Beispiel dafür — mit den Klostergründungen ritterlicher Barfüßer segneten, wobei dort das Illusionsbild theokritischer Weltflucht so mitspielt wie hier das der weltflüchtigen Thebais. Aber jene Fälle unvermittelter Gründungen haben vom Lustschloß schließlich doch immer zur Villa zurückgeführt, und sind zudem Ausnahmen. Die Regel hat vom Typus auszugehen und stellt aus der Geschichte des Landkomplexes, zu dem die Villa als Zentrum gehört, eine Kontinuität von Jahrtausenden fest, die manchmal die einzige größere Lücke nur mit der Geschichte des Gesamtitalien teilt: Sie liegt dann zwischen der römischen Spätzeit und dem Jahrhundert, in dem die poderi zum

ersten Male unter langobardischen Königs- oder Gastalden-Daten bei testierenden Notaren wieder auftauchen: ein Caius, ein Septimius, ein Licinius, ein Lollius, ein Pancellus, Schattennamen verloschener Magnaten, ihr praedium oder ihr ager mit der villa leben in Dorfnamen fort, einem Caiano und Settignano, Lucignano und Lugliano, einem Vicus Pancellorum, wie der lateinisch gebliebene, durch wunderliche lokale Etymologien nicht zu verschleiernde Name des lucchesischen Bergdorfes noch heute lautet. Aber es ist nicht die Villa, die der Name lebendig hält, und Ausnahmen davon, wie das Casciana wer weiß was für eines Cassius, über dem hohen Limatale, sind singulär; sondern was sich hält, ist das Prädium der Vergessenen, ihr Landkomplex, oder horazischer gesprochen, ihr modus agri, altitalienisch und heute noch poderi genannt, wörtlich genau ihr „Vermögen". Von jener Zeit an, in der diese poderi, Feldstücke auf Grund urältester Kataster genau umschrieben und mit festen haftenden Flurnamen bezeichnet, urkundlich wieder erscheinen, läßt sich in manchen Gegenden, so im Volterranischen, ihre Geschichte und oft die des dazugehörigen Wohnhauses bis auf den heutigen Tag verfolgen, so lückenlos, daß es unbegreiflich erscheint, warum die einheimischen und fremden historischen Institute nicht endlich die erste Grundlage für die innere Geschichte Toskanas im Mittelalter, ein alttoskanisches Flurbuch herstellen, statt, wie vorkommen soll, sich beim Abschreiben längst abgeschriebener Urkunden, dem Neuverzetteln längst verzettelter Regesten zu versäumen. Oder soll auch hier, wie bei Davidsohns Geschichte von Florenz, wieder die Initiative vom Einzelnen her kommen, und das neueste Prinzip

des wissenschaftlichen Arbeitshauses mit verteilten Rationen und Verbot der Kompetenz-Überschreitungen durch Gedanken, „wo alles sich zum Ganzen webt", nach so viel Berliner Reklame kleinlaut werden, sobald das Tretrad abgestellt und die minder mechanische Maschinerie eingesetzt werden muß?

Die Möglichkeiten der so hergestellten Kontinuität sind nun so vielfältig wie die geschichtlichen, geographischen und kulturellen Nuancen, die eine Landschaft einschließt, und lassen sich nur für die Phantasie andeuten. Es stehe etwa bei Volterra in den Trümmern des spätrömischen Landhauses, dem voraufgegangen sei was wolle, eine Villa des Persius vielleicht, mitten in der gedächtnislosen Vigna nur noch die Hütte des Weinberghüters, des saltuarius, die, sobald einem der nachfolgenden Besitzer die Mittel reichlicher fließen, zur neuen Villa wird, — daß sie jener Villa Palmieri glich, in der pestflüchtige Schöne aus der Stadt und ihre Galans sich die dreisten und grausigen Novellen des wiedergeborenen Zeitalters erzählen, läßt zwischen den barocken Kartuschen des heutigen Baus — er mag den Incontri gehören oder einem Inghirami — nur noch ein eingemauertes Frätzlein ahnen oder eine übergracile giotteske Arkade, längst geschlossen in der Hauswand. Unveränderlich bleibt doch um all die Veränderung des Stürzens und Erstehens der Zusammenhang der Flurstücke untereinander mit dem Hofbau, der curtis oder corte, die Abhängigkeit der Villa von den zum Gute geschlossenen poderi, mag immerhin im Laufe der Jahrhunderte Kauf oder Verkauf eine Ecke ausrunden oder abschneiden, Gewalt den Zusammenhang vorübergehend zerreißen.

Und das gilt nicht minder für die Fälle, in denen zwischen das altlateinische und das neulateinische Landhaus sich der eigenwillige germanische Wehrbau zu drängen scheint; so wenn der einsam hausende Franke oder Langobarde, nicht immer auf altem Baugrunde, sondern überm Tal des Serchio so frei wie sonst dem der Mosel oder Saale, hoch über dem seingewordenen Lehen, das der Unfreie oder Halbfreie bebaut, mit den Formen des römischen Castrum die Burg schafft, der er durch die eigenen Zugaben der Warten (guardinghi), der Bollwehren (baluardi) und durch die Verbindung mit Fels und Ödland seinen eigenen, landfremden und leidenschaftlichen Charakter, das Ragende und Starrende, den Stolz, die Unbeugsamkeit, die Furchtbarkeit, aber auch etwas von der adligen Selbstgenüge seines Fürsichseins und Insichgehens mitteilt; so wenn in einer Contrada die langobardische Flurrepartition, Völkerwanderungen römisch besiegelnd und in Anlehnung an die alten notariellen Kantaster, eine Hörigengemeinschaft (homines) und einen nordischen Herrn (dominus, senior, ser, signor) hinterlassen hat, von denen bald dieser Teil jenen, bald jener diesen zum Turm- oder Kastellbau verhält, um den neuen comune gegen soviel Feinde, als er Nachbarn hat, zu sichern. Baut man zu hoch — und der toskanische Langobarde mauert in die nackten Schroffen von Lucchio wie der provenzalische Burgunde in die von Autafort — so zerreißt der Zusammenhang mit dem Lande, das den Burgherrn ernährt, das podere emanzipiert sich und substituiert sich aus einem seiner Wirtschaftsgebäude ein neues Zentrum zur Villa, während der Herrensitz, mehr und mehr auf den Wehrbau beschränkt, anfangs als gefährlicher und gebrochener

Twing, dann als umstrittene Festung in die Geschichte der Landschaft übergeht, die schließlich nur Trümmer seines Gerippes, eine verhauene Stätte, gewaltig auf Mälern der Berge hinterläßt. Immer schon hoch, aber doch dem angebauten Boden näher, vermag die Herrschaftsveste ihrer Isolierung noch vorzubeugen; sie zieht das höchste ihrer poderi am letzten Zipfel zu sich hinauf, legt den Wald nieder, der im Wege ist, terrassiert den Hang und führt den Weinstock bis an die Grenze, an der er nur noch ein saures hellrosa Tränklein für den neugesiedelten Bergbauern der jungen Flurstücke gibt, durchschlingt ihn oben schon mit Oliven und sieht bald darüber hinaus silbernen Ölwald auf verrenkten Stämmen über den weitausholenden Wurzeln die Halde erklimmen, über der sich ihre eigene Miene in Jahrhunderten langsam alternd besänftigt. Man sieht es auf Darstellungen der Zeit, etwa auf den Fresken der Lorenzetti, vom „stato pacifico" im Seneser Ratspalast, wie sich das Kastell des Magnaten allmählich und organisch zur befestigten Farm und zur wehrlosen milden Villa entwickelt, von der aus Enkel, Erben und Rechtsnachfolger der Gewaltiger von einst Wirtschaft und Herrschaft weiterführen. Nur in diesem Zusammenhange aber mit Wirtschaft und Herrschaft hat die Villa, so friedlich sie beides nach außen stilisieren mag, bis auf den heutigen Tag noch Sinn; erst von dieser unverrückbaren Grundlage, aus diesem realen Zusammenhange mit dem realen Leben entwickelt nun die italienische und lateinische Seele den geistigen und sinnlichen Begriff, den der Klang des ökumenisch gewordenen Wortes für die ganze Welt aushaucht, den dem Lateiner eingeborenen Gegensatz von Land und

Stadt, den seine unsterblichen Dichter auch in unser Ewiges hinübergeleitet haben.

Sich Einzelzüge dieses uralten italienischen Traumes vom Lande, den Gezeiten und guten Göttern zusammenzustellen, überläßt ein schematisierender Umriß, wie er hier gezeichnet wird, denjenigen unter seinen Betrachtern, die sie bei Horaz oder Polizian wiederzufinden wissen; wenn man sich auch freilich nicht von dem Ungefähr zweier Zeugen über eine Rasse wird belehren lassen wollen, die keinen unter ihren außerordentlichen Vertretern ohne den mitgeborenen Auftrag entlassen hat, sie auch in diesem tiefsten Instinkte, dem Gegensatze von Fluch und Eden, Stadt und Land, darzustellen, keinen ohne die Kraft, einmal wenigstens im Leben den Traum vom verlorenen Glücke wiederzuträumen, aus diesem Traum heraus die zarteste Sphäre seines Innern neu geboren zu empfangen. Der Erde ist er mit starken und einfachen Rührungen am nächsten vielleicht bei Horaz, wo mitten in bukolischer Affektation ein festäugiger Künstler und ein durch Phrasen nicht zu genierender Geist zum ersten Male ins Greifbare greift und in das Apulien seiner Vätererde, die Sabina seines Eigen jenen italienischen Alltag von tiefer Drolerie und halber Wehmut hineingestaltet, der seitdem der Welt gehört — am größten in der künstlerischen Entfernung von sich selber, einer Selbstdarstellung, die überall das zähe und bedächtige, rechtliche und halbpfiffige, derbe und weise Bauernkind, scharfe Sinne, nicht überfeine Instinkte, den Schalk im Nacken, den Daumen auf dem Beutel, eine fest auf der eigenen Wurzel blühende Seele mit ganz großem Kontur schreibt — der Selbstironie, die über Spruchweisheit, Volksmund und Bauernfabel

sich zu jener nie genug zu bewundernden Novelle vom Großstadtphilister als Landmann wider Willen erheben kann, zwischen Schicksal und Glück, Posse und Tragödie, den Humor an die Grenzen der Menschheit vorwärtsführend. Aber wie viele Seelen flüchten daneben und danach in den gleichen Traum des Stammes! Welche Skala, vom Tone einer tiefen fast leidenden Süßigkeit bis zu dem des Glücks im reinen Ausruhn, umschließt er allein bei Tibull, wie weltweit wird er, wo er sich bei Vergil vor dem Göttertausend heiligt, das ewig sich selber spendet, ohne sich zu erschöpfen! Alle Jahrhunderte kehrt er in eine neue traumreife Seele ein und variiert eine alte, die ovidische im „Ninfale Fiesolano" des Boccaccio, die tibullische in Polizian und der Akademie, alle und keine in den wundervollen Episteln des Ariost, den einzigen lateinischen Gedichten der nachantiken Zeit, die wirklich durch und durch Poesie sind — dann welches Labyrinth, vom irren Pastorale Tassos zu der herben und deutlichen, Begrenztes und Gestrenges anbetenden Ode Carduccis — bei tiefster Einmütigkeit, welche Wandlung von den wonnevollen Fiktionen Guarinis und Metastasios zu dem halb hellenistischen und theokriteischen, halb petrarkischen und franziskanischen Tone Pascolis, dem fast zu weichen, schuldbewußten und halbverweintenKlange der „Hora von Barga"!

Denn die Gesinnung, die bis auf den heutigen Tag in Italien Palazzo und Villa in Zwillingsschalen vollkommener gegeneinander aufhebt, als selbst in England geschehen kann — der Instinkt, der das Weltbild und das Leben des Jahres so energisch zweiteilt, ist zwar einer allerhöchsten Übersetzung ins Gefühlsmäßige fähig und dann

jedem Stile fügsam, aber aus den empfindsamen und falsch empfindsamen Gründen, die wir mit romantischen Namen verkleiden, entstand er allerdings nie, noch entsteht er heute auf diesem alten Bauernboden. Italien ist für den heroischen Griechen schon das Herdenland im Abend, eine ungeheure Herde mythischer Rinder, von Göttern geweidet und gegen räuberische Halbgötter glücklich oder unglücklich verteidigt, Bauerngötter sind Terminus, Janus und Faunus, Silvanus und Feronia, Saturnus und die Wichtlein der Indigitamenta, und was ist die Urbs anders als das Runddorf auf der Kuppe, was der Senat anders als Dorfälteste? Der praesul tanzt an Göttertagen dem festlichen Schwarme vorauf, der consul kommt erst hinzu, wie der demokratische Argwohn einen als besten Mann weder im Rate noch im Tanze duldet. Was sind seine Liktoren anders als die Holzfäller im Waldland, deren friedliche Waffe die einzige ist, die auch dem Blutgerichte taugt, was ihr Amtszeichen als die stehengebliebene Last des Berufs, die Holzaxt in eine Tracht frischgemachter Wellen eingebunden, um Unfälle zu verhüten? Was sind die italienischen Ideale von virtus und pudicitia, verecundia und frugi, probitas und modestia — was anders sind sie als ein Dorfkodex nüchterner Sitte, wie ferne den überschwänglichen Anforderungen an die Menschennatur, den wilden Aufopferungen an das Schicksal, die in ritterlichen Wandervölkern zu Odysseus und Tristan werden, zu Artus und Meleager, Brunhild und Achill, zu todbeständigen tätigen Überwindern wie Herakles und König Dietrich! Wen hier der Pflug des Cincinnatus nicht lehren kann, wohin die Rasse tendiert, dem zeigen es Cato und Varro vom Landbau, Feldmesserlite-

ratur und Bauernkalender. Nun hat man sich bei uns langsam genug der Torheit entwöhnt, dem Bauern das Naturgefühl des Dichters und des gerührten Bourgeois zuzumuten, ja, es scheint die Ahnung schon allgemeiner zu werden, der an die Elemente Gebundene, Erde Besitzende und Zähmende möchte wohl mit Grund und Himmel in einer minder schwätzerischen, wortlos heiligeren Weise verknüpft sein, als die noch so ehrlich ergriffene Sommerfrische. Das Naturgefühl des antiken Italikers aber und seines Enkels, das die gleich reinen, dem tiefsten Erbe des Blutes zunächst vergrabenen Quellen speisen, hat noch immer diese pedantischen und pathetischen Rekriminationen auszustehen, gegen die alle Verwahrung berufener Richter, wie Victor Hehns, fruchtlos bleibt, und daß den Enkeln des Horaz kein Anspruch auf Empfindung der Natur zusteht, haben die deutschen Erben des Alfius bis zum Überdrusse unter sich ausgemacht.

Es gibt mehr als ein Raisonnement, das so ignoranten Überhebungen Pari bieten und der Beschränktheit, aus der sie kommt, zur Selbsteinkehr verhelfen mag; am besten aber wird man diese Provinz der italienischen Seele verteidigen, wenn man auch ihr deutsches Gegenbild etwas tiefer zu durchdringen trachtet: jede Präzision hier an Stelle der giftiggewordenen Phrase gesetzt, jede wirklich erkannte Eigenheit der deutschen Naturempfindung schließt auch die Erkenntnis ihrer Grenzen ein, ohne die Eigenheit nicht bestehen kann, und zwingt dazu, rittlings über der Grenze stehend ein Diesseits und ein Jenseits, ein Nordisches und ein Südliches gegeneinander zu vergleichen, die nur darum, weil sie geschieden sind und Grenze haben,

nicht trotz dieser Verschiedenheit, jedes von eigenen Rechts wegen souverän bestehen und nur aus diesem Selbsthoheitsrecht zu verklagen und abzuurteilen sind. Eine solche neue Grenzregelung, die sehr nottäte — denn die berühmte Linie Alexander von Humboldts, für ihre Zeit eine klassische und heute technisch gar nicht mehr zu leistende Arbeit, ist vorromantisch und bloß mehr Monument, die Hehnsche aber ist längst überwachsen — eine solche Neutracierung kann hier nur für die allerstrittigsten Gebietsteile, und auch für sie nur schattenhaft angedeutet werden, besteht aber auf mindestens einem grundsätzlichen und unverrückbaren Prinzip der Scheidung: Es ist und bleibt südliche Religion, sich die bezwungene und nützende Natur zu heiligen, wie es nordische ist, sich an die selbstherrlich wilde, spurenlose, selbstgenüge, aufzugeben. Was dieser heilig ist, macht jener Grausen, Angst und Haß; was jene anbetet, dünkt diese menschlich klein. Diese wandert und klimmt, für Fels, Schnee und Eisfläche eigens geschuht und gerüstet, „dem Sturm, dem Regen, dem Wind entgegen", rastet und sehnt sich einsam, Hochwald um sich, Firne über sich, Feldland und Behausungen tief zu Füßen; jene wohnt. Die eine duldet keine Stätte; die andere sitzt im uralten weißen Hofe zwischen Feldern und Herden, ihrer Toten gedenkend, und nimmt aus den Händen dienender göttlicher Gezeiten die Embleme der Landschaft, weiße Krume und goldene Kruste für den Felderplan, goldenes Öl für den Ölwald, schwarzen und weißen Wein für die Weingärten, die Kastanie für das Waldgebirge, ein Horn voll Frucht für das Obstgelände — Tribute der Erde, der Feindin von einstmals, der bezwungenen und holden von heute,

die für jedes Todesgespenst, jedes Hinterrücks und alles zu Versöhnende der Urzeit einen unsterblich entgegenkommenden Gott mit Nahrung in der Hand aus tausend Furchen, tausend Waben, tausend bescheidenen Stämmen auftreibt. Die deutsche Empfindung ist die eines Individuums für sich, ganz auf Freiheit und Sehnsucht gestellt, Gemeingut der Hohen und der Niedern, dem Müllerburschen so eigen wie dem Herrn des Lusthauses und des Lustschiffs, ins Volksmärchen und Volkslied so lauter und mächtig einströmend, wie in die gedrängte Herzenspracht einer Goetheschen Strophe. Die italienische ist wie alle archaische Empfindung in der Volksbreite latent und gebunden, unbewußt, nie geäußert und nicht zu äußern, als Bewußtsein mit dem Weltgefühl des Herrn aufs tiefste verwachsen, Provinz einer Kultur, an der nur Besitzende und die ihnen Assimilierten beteiligt werden können, wie nur Vollbürger und Einlieger an den Ehrenrechten einer Polis. Daher ist auch der dunkle Grund von schwermütiger Unlust, ohne den, solange es Menschen gibt, die stummen Dinge nie geliebt worden sind, bei diesen beiden großen Blutsgruppen ein sehr verschiedener. Den einen mahnt das altarische Leiden am Individuum, das Bangen vor der irrseligen Unrast, der Kampf der Widersprüche im Gemüt an ein verlorenes einfältigeres Sein, und treibt ihn zu den geheimnisvollen brüderlichen Ahnen in Baum und Strom und Fels, zu dem Gottgewollt-Lebendigen, das sich nie widerspricht; sein Heimweh ist die Sehnsucht nach Rückkehr in die reinen Instinkte aus aller Qual der Person, aus Bängnissen und Gefängnissen des mit Gliedern Gebunden- und Besiegeltseins; er flieht sich selbst und darf also Gott nennen, was er sucht: auch

er ist Strom und will münden. Über diese süßen und zerreißenden Wirrungen, den Sturm und Drang schuldloser Rassen, ist das uralte Blut, das jenseits der Alpen wuchernd ein unausdenkbares Erbe an Verschuldetem, Gelittenen und unheilbaren Erfahrungen von Geschlecht zu Geschlecht vermehrend weiterwälzt, seit Jahrtausenden hinaus. Was an dem Leiden, das den Lateiner zur Natur zurückbiegt, Heimweh ist, kann nicht auf Urzustände gehen, die ihm schon bei seinem Eintreten in die Geschichte unvordenklich, ja schon jenseits seines Mythus waren. Sondern es tendiert nach Mittelstufen hin, einem geschichtlich überwundenen Zustande der Rasse. Er hat das verlorene Bauernwesen so wenig verwunden, wie der nordische Mensch, der Erbe der Wanderungen, die gewaltsame Beschränkung auf zufällige, daher heute noch ganz vage Grenzen. Aber jenes Bauernwesen ist nur überhaupt die früheste Stammsage und Erinnerung des kaum viertelsarischen Italikers, sein Mythus selbst, sein Troja und Walhalla — vom Heute ausgesehen seine Zeitlosigkeit, sein Ewiges, sein Teil Gott. Und ebensowenig kann er das schmerzliche Korrelat dazu, das Zeitliche gegen dies Ewige, den Fluch gegen dies Paradies, in dem nordisch mystischen Zwiespalt der persönlichen Seele fühlen, dessen wahres Korrelat, die gedächtnislos wilde Welt, seine Erinnerung nicht mehr kennt. Das Gegenbild gegen die Campagna ist nicht die Seele des Herrn, sondern ihr in der Stadt ausgedrückter Widerspruch, die zweite feste Hälfte seines Weltbildes. Der dunkle Grund, der alle antike und von ihr stammende Idylle notwendig tönt, spielt aus einer Welt voller Geschäfte, Siege und Niederlagen weltlicher Ambitionen in die Welt der ewigen,

ruhigen und heiligen Arbeiten hinüber, die sich über Brache, Saat, Blüte, Ernte wandellos geduldig wie die Monde wiederholen. Und was ist denn wandellos, wenn nicht das? Junge Seelen mögen das Wort leicht aussprechen. Aber die Seele der Idylle ist alt; sie weiß, es entkommt sich keiner; sie weiß noch mehr: man entkommt nicht einmal der Welt, wenn man die Götter sucht, die im gefaßten Quell, im gestürzten Baum, im gezähmten Tier, im gerodeten und gestuften, gehäufelten und besäten, zur nützlichen Frone gezwungenen Boden schlafen. Indem sie sich dies tiefste Wissen um die Unentrinnbarkeit ihres Schicksals wach hält, indem sie sich immer bewußt bleibt, „procul negotiis" zu sein, indem sie sich am Pfluge und beim Wässern des Ölbergs, beim Binden der Rebe und beim Scheren der Jährlinge mit leiser Stimme und halbgetrösteten Augen vorsagt: „Inveni portum" und mit trostlosen fortfährt: „Spes et Fortuna valete", entsteht die Idylle. Mit fast gewaltsamer Gebärde wendet sich Horaz von Tiridates und den Cantabrern, Vorzimmern und Triclinien römischer Herren, mit der gleichen Lodovico Ariosto, Statthalter der Garfagnana, sich von Fürstenhöfen, Gesandtschaften und Festen ab. Es ist die Gebärde des italienischen Herrn, der die mit Städten und Palästen, Lüsten und Brünsten, Peinen und Grausamkeiten verschattet liegende Ferne, die Hemisphäre von Spes und Fortuna, schicksalvoller Gefahr, ausschließt, während die entbrannte Sonne die ihr zugewandte Welthälfte umfängt und ausglüht, die Villa mit hohem Sommer segnet.

Geschichtlich wie absolut genommen, in der Sache und in ihrer Empfindung, setzt die Villa, in Deutschland nur der Bauausdruck des Rentiers,

hier den Herrn und immer wieder den Herrn voraus. So kommt es, daß am Herrn auf dem Lande in Deutschland, selbst wenn er mehr als den Vorgarten um das Haus herum sein eigen nennt, immer etwas Kleinbürgerliches, noch am Rentier auf der Villa im Süden etwas Signoriles haftet. Die Haltung der deutschen Villa ist vom Niveau eines mehr oder minder reichlich geführten bürgerlichen Hausstandes hinauf entwickelt, durch einfache Vermehrung der Bedienungseinheiten, Differenzierung und Vermehrung des Personals, zu dem ein eigenes weitläuftigeres Haus, ein Garten, etwa eine Remise, zwingt, wozu für England noch die Meute und Jagd treten. Das stilgebende Niveau, das sich zur italienischen Villa hinab entwickelt, ist die fürstliche Hofhaltung eines zentralisierten Kleinstaates, mit den Untertanen im Lande, dem Dynastengeschlechte in seinem Mittelpunkte und den Beamten in der Mitte. Der wichtigste Menschenbestand der Villa sind ihre Contadini, die festen Pachtbauern auf den festen poderi, die auch die Maßeinheit des Besitzes — Villen von drei oder dreißig poderi, von fünf oder fünfzig Bauern — in sich darstellen; diese Bauernfamilien sind dank dem segensreichen Institute der mezzeria oder Halbpacht, das sich aus den geschichtlichen Bedingungen der Siedelung ergeben hat, in Toskana und sonst vielfach auf ihren poderi so alt eingesessen wie die Signoria auf der Villa, behalten einen oder auch zwei Söhne, wohl auch solche mit Kind und Weib, bei sich und überziehen das Gut mit einem zähen Netzwerk primitiver italischer Erwerbs-, Lebens- und Versicherungsgemeinschaften von archaisch strenger Verfassung, immer den Capocasa, den altrömischen pater familias an der

Spitze, die Weiber in fester Begrenzung der Kompetenzen gegeneinander stehend, wie nur in irgendeinem altmodischen Hofzeremoniell. Der Herr liefert den Bauern das Arbeitsgerät, Maschinen, wo sie eingeführt sind, Saat- und Setzkorn, wo es erst beschafft werden muß, in teuren Zeiten auch wohl Korn und Wein auf Borg; er erhält dafür die Hälfte des Reinertrages und hat also das gleiche Interesse daran, sich seine Bauern arbeitswillig und arbeitsfähig, wohlgemut und vergleichsweis zufrieden zu erhalten, wie diesen daran gelegen sein muß, den Anteil des Herrn und damit den eigenen tunlichst hoch zu bringen. Da keine Sondergesetzgebung sich in dies einfältige und gerechte Verhältnis drängt, um durch normierte Höchstforderungen und Mindestleistungen die bunte Vielfalt, die aus freiem Willen und verschiedenen Kräften entsteht, in eine Beamtenlangweile mit Pensionsberechtigungen zu verwandeln, so bleibt jedem der beiden Teile ein weiser und anständiger Spielraum, es bildet sich aber ferner ein innerlicher Zwang heraus, der den äußerlichen an Wirksamkeit mehr als ersetzt, eine geheime Wechselbeziehung von unausgesprochenen Verpflichtungen, Gebundensein und Binden, die bei allem festgehaltenen Anschein eines aristokratischen Regimes in Wahrheit ein so demokratisches Gemeinwesen schafft, wie nur je ein Comune des Trecento gewesen ist. Für die innere Politik des Staates folgt daraus, daß der Sozialismus, für den der kleine Mann in Italien sonst mühelos gewonnen wird, nirgends in der toskanischen Campagna den geringsten Boden hat, noch je haben wird. An den wenigen Punkten, wo der Wortführer des Klassenkampfes durchkommt, sind es die eingewanderten

und wurzellosen Arbeiterhunderte neuer Fabrikzentren (wie in Colle und Cecina), die im Verfolge stupider Majoritätsprinzipien die eingesessene Bevölkerung parlamentarisch überstimmen und repräsentieren dürfen. Der toskanische Bauer weiß sich mit wirksameren und minder zweischneidigen Mitteln dem Herrn gegenüber frei zu stellen, als Agitation für den landfremden Schreikandidaten sein würde.

Welche Mittel das sind, kann präzis nur eine gelehrte Darstellung der toskanischen Landwirtschaft angeben. Aber die Einrichtung des obersten Beamten der Villa, des Fattore oder herrschaftlichen Verwalters, wird, recht verstanden, der Phantasie zu einer ungefähren Vorstellung davon verhelfen, wie sich in der Sache das demokratische Prinzip der Gutsverfassung gegen allen monarchischen Anschein bis ins einzelne durchzusetzen weiß. Der Herr kann in der Regel nur einzelne Monate oder nur einen der Stagione zwischen Mai und Oktober, oft nur jedes zweite oder dritte Jahr, in der Villa residieren; er hat oft zu viele und zu verstreute Besitzungen in der Landschaft, um ganz unter den Begriff unseres Gutsherrn zu treten, das dauernde Prinzip des Befehles und der Gutsherrlichkeit nach außen darstellen zu können. Dies Prinzip ist es, das der Fattore den Bauern und der Gegend gegenüber bedeutet, und in einem ganz anderen Sinne als bei uns der Gutsverwalter das vermöchte, dieser Wandernde, der sich für seine Laufbahn halbakademisch bildet, und zur Verfügung des Suchenden oder Bietenden wie jeder andere, der sich um Stellen bewirbt, am Markte steht. Sondern der Fattore ist fast durchgängig nicht minder Erbe des Schaffneramts und der Schaffnerei wie der Herr

der Herrschaft und die Bauern der Pflicht und des Rechts ihrer Lose. Es ist nichts Seltenes, daß die drei Stände durch fünf Generationen auf der Villa beieinander stehen, daß sie als Buben miteinander gespielt haben wie die drei Großväter und Urahnen als Bübchen. Zwischen dem Fattore und dem Bauern herrscht das Du, der Vorname und der derbe Schulterschlag, für den Herrn ist sein Vertreter, der ihm gegenüber freilich, auch wenn er ihn im Beutel hat, das Signor Conte oder was immer es sei, nicht vergessen wird, schlechtweg Beppe oder Pasquale. Er wird nach Kräften und, wenn es sein muß, streng darauf sehen, daß nichts durch die Maschen des sehr losen Netzes schlüpft, dem Herrn schaffen, was des Herrn ist; aber er weiß gut genug, daß jede Roheit in der Betreibung des Herrenanspruches vom Armen ihn in den sichern Tod führt. In Toskana ist sie undenkbar; in den wenigen Gegenden, wo sie denkbar, wenn auch selten ist, in der Romagna des alten bösen Kirchenstaates und rings um seine alten Grenzen, in Kalabrien und Sizilien, ist das Leben eines harten Verwalters genau die Kugel wert, die ihn nachts bei der Heimkehr vom Markte früher oder später vom Rücken des Pferdes holt. Es mag dort schwer genug sein und ist nirgend ganz leicht, es in diesem doppelseitigen Geschäfte ein Leben lang mit beiden Teilen zu halten. Um so bewunderungswürdiger ist der Ausgleich von Macht und Unmacht, den die Institution durchsetzt, die Regulierung eines höchst vielfältigen Widerspiels feinster und undarstellbarer Tendenzen, die das Bild der Kräfte nicht nur von Provinz zu Provinz, sondern von Landschaft zu Landschaft, Dorfschaft zu Dorfschaft, ja von Feldland zu Weingarten, Berg zu

Tal weiter abwandeln, die Erhaltung des ökonomischen und politischen Gleichgewichts durch diese italische, mit nichts Nordischem zu vergleichende Person, in der ein Bauer und ein Herr, ein Gesandter und ein Unterhändler, ein Geschäftsmann und eine Obrigkeit zur schillernden Gestalt des Mittlers zwischen allen Rechten, des stummen oder lauten Mahners zu allen Pflichten zusammenlaufen.

Und so wird das Haus, die Villa, die als Typus des mittleren Herrensitzes im Toskanischen gelten kann, als Gutshof schon durch die mächtigen Zeiger der beiden verwitterten Zifferblätter beiderseits der hohen Front bezeichnet, nach denen hin der Bauer in den Feldern zunächst von der schweren Vormittagsarbeit wohl aufblickt, des Schlages der alten Glocken in den Glockenstühlchen gewärtig, die vom Dache der Loggia bis zum fernsten Winzer das Mittagsgeläute der Ruhe, und eine Stunde später mit dem Dröhnen des Tocco das Zeichen der neuanbrechenden Arbeitsstunde hinübertragen. Doch gehört zum älteren Typus des Hauses noch unweigerlich das krause Feld der Sonnenuhr an der ausgeglühten Südwand, fast immer durch eine schöne Legende gehoben, das „Una ex illis ultima" über sich, oder einen strengen Reim:

„Come il Corrier il suo cavallo sprona,
Cosi sen fugge il tempo e ci abbandona".
(„Wie der Kurier sein Tier mit Hieb und Stich,
So jagt die Zeit und läßt uns hinter sich.")

Auch sonst sind in dem Bautypus, den ein signoriles Bedürfnis seit langem über allen bloßen Zweckausdruck hinaus gegen die Form des eigenen Lebens ausgeglichen hat, vereinzelte Andeutungen der ursprünglichen Bestimmung, in Stil umgesetzt, erhalten. Zwar ist die Anlage der Räume ohnehin

auf eine archaisch ungeheure, uns schwer begreifliche Dienerschaft abgesehen, aber selbst zu ihr steht die Geräumigkeit und Anordnung der Leutezimmer neben den Küchen mit ihrem mächtigen Kamin in keinem Verhältnis, und nur eine gelegentlich oder häufig abzuspeisende Menge von Arbeitsvolk erklärt die Länge dieser massigen Tafeln und die Zahl der niedern bastgeflochtenen Sitze. Tritt man im Winter durch das Hauptportal in die weite Entrata — trotz einbrechender englischer Sitten bleibt sie vielfach auch in der Stagione ungenutzt und keine Sessel- und Schmuckarrangements stören durch billige *Hall*-Gemütlichkeit den trockenen Ernst der Verhältnisse —, so kann man leicht über die schönen Fliesen Frucht, Kartoffeln oder Tomaten gebreitet finden, während ein Fünfzig umflochtener Ölflaschen die Ecken füllt. So wenig als die Bauernhäuser übrigens ist die Villa in der Regel unterkellert; daher sind die Räume des Erdgeschosses oft nur mit Vorsicht zu Wohnzwecken verwendbar, und die Reihe der hierfür tauglichen Räume beginnt mit dem ersten Stock, zu dem das Bauernhaus auf einer Seitentreppe über einen Vorplatz mit Dach auf Säulen, das Urbild der Loggia, hinaufführt; die Villa wirft diese Treppe weitausholend vor die Front als Freiaufgang mit schönen Balustraden, bildet den Vorplatz, den sie so gewinnt, oft aufs kühnste und herrlichste zur halben Exedra aus (so vielleicht am schönsten die Villa Sardi in Pieve San Martino bei Lucca) und verbindet sie immer neu mit dem Balkon darüber, in den sich das Mittelfenster des Saales zu öffnen pflegt. Und so wird man, je tiefer man geht, so häufiger eine ursprünglichere Form der Villa noch durch den fürstlichen Barock- und Empire-Bau

hindurch ahnen und die organische Nachhaltigkeit bewundern, mit der im konservativsten aller Länder die Formen und die Dienste aneinander hangen.

Der Platz der Villa ist, wie schon eingehend entwickelt, durch die realsten Zusammenhänge gegeben, und nur in den seltensten Fällen durch eine das Gefühl verlockende Lage bestimmt. Nachdem aber einmal sich ein gemeinitalienisches Convenu für eben diese gebildet hatte, begann es die Anlagen dieser Art von ihrem damaligen Stande zu seinem Bilde hin umzugestalten, und die eigenwillige Großartigkeit, die nach dem neuen Bedürfnis der Seele das Land um die Villa herum zu verwandeln anhebt, die Entschlossenheit, die den Fernblick schafft und umschafft, der dekorative Instinkt, der das Vorhandene, ein Verhältnis von Baumwipfeln und Toren, von Gebüsch und Hauswand, zu monumentaler Einfalt der Wirkung erhebt, all diese Qualität des Großen Herrn verbindet sich nun mit der des neuen Künstlers, steigert sich durch die altitalienische Gartenkunst, die französisch heißt, seit sie Versailles schuf, und gipfelt in der das Unmögliche ruhig erzwingende Einbeziehung der überwältigten Landschaft in die Architektur des künstlichen Gartens um das Haus, will und schafft jene herrschaftliche und ungreifbare Atmosphäre, die den Eintretenden an dem kühlen Selbstgenuß eines verschollenen fürstlichen Willens teilzunehmen lautlos beredet. Schon die Bestimmung der Villa verlangt für die Geschäfte der Wirtschaft bequeme Zufahrten und die hinzutretenden gesellschaftlichen Bedürfnisse einer altmodisch breiten Gastlichkeit können ihrer nicht entraten. Das Gefühl der Monumentalität bedient sich ihrer, um, hier und da mit einer wundervollen Größe des Ge-

dankens, das Haus in die Landschaft verlaufen zu lassen, und entschädigt den nahenden Gast, den sie von weitem schon ehrt, für das was sie dem Spaziergänger nehmen darf, den sie nicht kennt; für jene Wirkung in der Ferne, die zu erstreben ihrem Hochmute nie beikommt. Hier ist es dann der Torabschluß an der Grenze des podere gegen die Landstraße, worin sich der Herr zum letzten Male und am stärksten bezeugt, wo nicht, wie bei Florenz, die Schmalheit der Hügelwege solche Anlagen ausschließt. Eine typische Villa im Lucchesischen heißt in der Gegend drei Schranken, Villa dei tre Cancelli. Man sieht sich am unvermuteten Buge der Landstraße vier schweren schwarzen Säulenstümpfen gegenüber, die mittleren in Übermannshöhe, die äußeren in Mannshöhe am Schafte gerade abgeschnitten, durch gleichhohe schlichtgeflammte Gitter aus antikem Bandeisen verbunden. Man blickt dahinter eine beiderseits von steilem Buchs eingefaßte Avenue hinauf, die in weite zur Form geschnittene Boskette zu münden scheint. In ihrem Zentrum, einen halben Kilometer vom Tore, steht die Villa frei, ein von zwei dunklen Säulen getragenes Loggiageschoß auf dem wuchtigen Block der Front, grau und düstergelb, die Quadern der Fenster- und Torlaibungen in trockener Steinfarbe abgesetzt, die Läden grüner als der walderfüllte Hügel des Hintergrundes, von dem das verwitterte Rot des abgeflachten Schrägdaches sich im Zittern der Luft nicht allzu grell abhebt; den linken Flügel verdeckt fast zur Hälfte der finstere Riesenkegel einer Zeder, der den Hausfirst um die Höhe eines Geschosses überragt und die Geviertformen des Baues durch die Schrägen seines Umrisses unterbricht. Fährt man die Straße weiter an

den poderi entlang und biegt eine Viertelstunde später in einen schmäleren Fahrweg ein, so kann man bald vor den mächtigen Cypressen halten, deren gestrenge Flammenwipfel eine zweite kürzere Zufahrt wie Wächter gegen die Straße vorschiebt, und ein gleiches Gitter führt durch die gleichen Buchshecken an die Flanke des Hauses. Man durchschreitet das rings von steilen Laubwänden begrenzte Rund des engeren Gartens und muß durch die dritte eherne Schranke, um sich zwischen verstreuten Wirtschafts- und Gastgebäuden längs einer Mauer, die wilden Park einschließt, den Weg in die Vignen der Hügellehnen zu suchen.

Wer aber inzwischen durch das große Portal ins Haus getreten ist, wird an den inneren Treppen, zu denen die Entrata führt, jede Schönheit der Anlage vermissen, an die ihn die adligen Behausungen der Städte gewöhnt haben mögen; vielmehr ist der Zugang in das zweite Geschoß eher schmal, und spart an Raum, was er der Bequemlichkeit und Kühle der oberen Gemächer zuwendet, so daß nur das Wappen des Geschlechts, ein Stern im oberen Zwickel des schräg geviertelten Feldes, überm Fenster des Treppenpodests in Stein gehauen, dem Hinaufsteigenden die Würde des Ortes bedeutet. Er findet sich dann mit wenigen Schritten in der enormen Weite des großen Saales, der mit je drei herrlichen Fenstern die vordere und hintere Front durchbrechend, die ganze Haustiefe in sich enthält, und an den zwei Wänden, die sich nicht in selige Fernen der Landschaft öffnen, den Ausblick durch den Fresko ersetzt, leicht und reizend hingeschriebene Veduten in einem bei aller Verjährtheit reinen und lieblichen Geschmack, auf dem Wege von Salvator Rosa zu Poussin, links mehr heroisch, rechts

mehr pastoral, Ruine mit Staffage im Halblicht, Villa mit Hirten im Vordergrunde mit Morgensonne. So bestimmte Themata werden aber durch die gemalte Gliederung der Wände und die rein dekorative einer sorgfältig gemalten Decke mit Medaillons und Grotesken weislich in den reinen und ungegenständlichen, höchst diskreten Schmuck aufgelöst, der das Geheimnis dieser großen Dekorateure gewesen ist, und mit dem verglichen die neumodisch nordische Manier so hilflos lehrhaft und kindisch anmutet. Dieser Saal ist der Mittelpunkt der Villa. Sie ist ohne ihn nicht denkbar. Wie seine Dimensionen ihn zum kühlsten und selbst in der erbarmungslosen Wut des Hundstages noch wohnlichen Raum des Hauses machen, so machen sie ihn auch zum Mittelpunkt einer Gesellschaft, die sich nur hier vereinigen kann, da die Gastkammern oft in besondere Gebäude verlegt sind. Und nun läßt die Anordnung der Möbel, der gepolsterten Bänke längs der Wände, der im Kreise um Riesentische geordneten Stühle, Sessel und Kanapees, läßt schließlich das monströse Taschenbillard an der einen gegenüber dem Spinett an der andern Wand das Gewimmel eines Empfanges ahnen, die Gruppen der Plaudernden, die Vielfalt der Divertissements errraten.

Tritt man in die Schlafzimmer, so überrascht der altfränkische Ernst der großen spärlich möblierten Räume. Aus der Wand, an der das weite Bette steht, reckt sich hoch oben eine goldene Hand an der Eisenstange, die den Baldachin aus weißem Mull unterstützt. In der Mitte des Zimmers steht vor einem sonderbaren, auf den nackten Fliesen wie verlorenen Decklein, ein kleiner Lehnstuhl gegenüber einem runden Bade. Überall ist in der Nähe

der Fenster ein mit Mull umhangener Tisch für die Toilette frei aufgestellt, ein Stehspiegel zwischen zwei Säulen aus eingelegtem Holz darauf, die Armleuchter fehlen nicht; enorme Schränke eines vergangenen Jahrhunderts, längs der Wände streifige Papiertapeten in dumpfen Farben, und die geweißten Balken der rauh kassettierten Decke vollenden das einzige Bild stehengebliebener Gewöhnungen der Ausstattung. Es wird ferner fast nirgend die Kapelle im Hause fehlen. Ein Vorhang schließt sonst den Alkoven, in dem unter dem Devotionsbilde der Altar mit Leuchtern, Blumen, Meßgerät und Davanzale steht. Zwar hat die Herrschaft ihre Geschlechtskapelle, keine zehn Schritt vom Tore, mit den Grüften von Generationen und den Weihgeschenken begrabener Ahnen. Aber man kann unpäßlich sein oder den Weg durch die wütende Sonne scheuen, und so mag der Curato — er ißt nachher bei Tafel mit — im Hause selber Messe sagen.

Wer genauer auf die Bauformen sieht, wird ohne Mühe schon von außen zwei Perioden am Hause scheiden. Die Torlaibungen, aus dem graugrünen vulkanischen Stein gehauen, der nahebei bricht, sind, wie fast alle Steinarbeit des Hauses, in einem schweren und etwas provinzialem Vulgärbarock stehen geblieben, während die malerische Flachdekoration vom ausgehenden Settecento ist. Ein Blick auf die Loggia mit ihren sehr schlanken Säulen und den eleganten, aber etwas verblasenen ionischen Kapitälen verweist den ganzen Aufsatz trotz den Renaissancevoluten, die ihn in den Zwickeln gegen den Sockel ausgleichen, in die Zeit der Fresken und beschränkt den ursprünglichen Bau auf den einfachen Block. Um diese Loggia, die freilich

heute den Charakter des ganzen Hauses und der Landschaft bestimmt, und um die hinten an sie anschließenden Gastzimmer ist die alte Anlage vermehrt worden, als eine jüngere oder größere oder geselligere Familie ins Erbe trat. Aber der Blick, den man von dort oben her auf das Gutsganze und die Landschaft hat, ist bei aller Schönheit des Einzelnen teils schon fast zu vag, teils fast zersplittert. Man ist dem Geiste der älteren, den Bau bestimmenden Besitzer und den Gedanken, mit denen sie von diesem Hause aus auf ihren Teil an der Natur blickten, näher, wenn man aus den Mitteltüren der Sala grande auf die geschmiedeten Balkone hinaustritt oder an den Fenstern der anderen Säle des Hauptstockes vergleichend die Runde macht — den wenigen nämlich, die nicht von innen vermauert sind: denn nur so viele, als zur Beleuchtung erfordert waren, und hierfür nur solche, die erlesene Fernsicht einschließen, hat der reizbare Sinn dieser großen Wähler und Kenner offen belassen. Man sieht die grobe ernste Rasenfläche des Gartens in die steilen Grenzen der Rondelle streng eingefriedigt, und vermißt die Blumenbeete nicht mehr, deren Farbe die sparsame Architektur dieses ländlichen Piazzale zu stören käme. Wo sich die Hecken teilen, um Durchgänge offen zu halten, verstärken gedrungene Abschlüsse aus Sandstein mit bröckelnden Vasen die Öffnung zum Schein des Tores, Platanen- und Kastanien-Alleen strahlen nach allen Zufahrten aus, verschnitten wie der Buchs, lange Lauben mit dichtem Schatten für einen gemessenen Dialog, zwar immer auf den Durchblick berechnet und auseinander tretend, wo ein Hügelsturz mit Cypressen und Villen, eine Talöffnung, die Linie eines ver-

blauenden Bergschroffens im fernsten Duft, in den Weltausschnitt des Hauses einbezogen werden soll. Dahinter trifft der Blick auf das in Weinberg und Feld gegen den Piano, in Weingarten und Ölberg gegen die Hügel zu reinlich abgeteilte Gutsland, von Kanälen durchschnitten, mit niederen Häusern übersät, und begegnet auf den Zufahrten den Ankommenden, dem Fattore oder den unter Traubenbütten schwer wandelnden Winzern, den von Stieren gezogenen Karren und den aus der Stadt heranrollenden Vetturen, den Bauern oder der Post. Wo Gehölz stand, wie links am Hauptgitter am fernen Ende der Avenue, ist es dem Landschaftsblicke gewichen, bis auf eine schlanke Flüstergruppe von Silberpappeln, von Licht rieselnd und in jedem Windstoß aufschimmernd wie Wasser, die nur stehen geblieben sind, um zu betonen: Und so ist der Park streng auf die Stelle beschränkt, an der sein Braun und Immergrün mit Oleanderblüten nichts verdecken kann als den Fuß des finstergrünen Hügels. Ja, vor der ganzen Front des Hauses ist außer der Zeder, die es bei sich aufpflanzt wie ein Symbol, kein Wipfel stehen geblieben, der über die einzigen Linien des Gebirges hinter Lucca und des pisanischen Massivs in den Himmel ginge. Unzerschnitten, ganz und rein ruht der immense Horizont auf den Bergjochen. Dagegen wird der seitliche Blick auf die veilchenen Klippen und Zinken der Apuanischen Alpen mit kühlster Überlegung isoliert, indem gerade ihn ein Boskett aus Magnolien dort abschließt, wo die bebuschten Hügel des Vorgeländes ihn für die Villa überschneiden.

Rings herum ist kein Laut als der des Landes, kein Turm der kaum stundenweiten turmstarrenden

Stadt ist sichtbar rings herum. Sie ist verdeckt, man kann nicht genau sagen wie, unbegreiflich ausgeschlossen, nichts läßt sie ahnen. Aber es ist die Idylle, was sie nicht zuläßt, ein strenges Gesetz der Seele. Das Gespenst des schweren Stadtpalastes mit seinen Fluren und Kammern, Sälen und Höfen, die zu viel wissen, ein gräßliches Gespenst von Piazza mit den Gesichten lauernder Freunde und lächelnder Feinde, ein Gespenst von Comune und Dom stand zu deutlich vor der Seele des Herrn der Villa, als daß er seinen Augen das ewige Andenken daran zuzumuten wagte, während er, procul negotiis, im leichten Sommerkleide, den breiten Strohhut über dem hageren Grafenkopfe, die Traube prüfte und seine Landschaft ordnete. Es ist lateinisches Schicksal, sich nicht entfliehen *können*, lateinische Größe, sich nicht weiter entfliehen *wollen* als bis zu dem Punkte, wo die Villa steht. Der Herr des Sabinum hat dies Schicksal und diesen Willen in Metaphern ausgesprochen, deren Unsterblichkeit es nicht einmal hat schaden können, daß man ihre Bewahrung rebellischen Schulknaben überläßt. Aber wer wissen will, wie die Villa und Italien zusammenhängen, muß sich schon selber dazu herablassen, den letzten Dänen aus der Hand zu legen und unbekannte Schriftsteller zu lesen, wie Horaz.

ÜBER ALKESTIS

DER vollständige Entwurf einer Alkestis, wie ihn Herr von Hofmannsthal soeben dem Publikum vorlegt, ist selbst für diejenigen eine Überraschung, deren bewundernder Erinnerung an das geniale Fragment der „Wiener Rundschau" (1899), deren auf das Ganze gespannter Ungeduld der Dichter durch diese späte Veröffentlichung hat nachgeben wollen. Ob das Publikum diese Überraschung in unserem Sinne teile? wüßten wir nicht zu bejahen und nicht zu verneinen. Daß der allgemeinere Leser dieses begnadetsten Dichters, den die deutsche Generation besitzt — des einzigen, will es unser enttäuschtes Auge manchmal bedünken — daß ein mittleres Publikum sich an einem bislang unbekannten Werke seiner verschwenderischen Jugend unbedenklich behagen ließe, wäre sogar fast zu hoffen. Genug, wenn die Ahnung dieses Lesers sich für einen Moment auf der zarten Geisterbrücke zwischen dem ‚Tor und Tod' und dieser Alkestis wiegt, wenn sein Gefühl für werdenden und den gewordenen Stil das jugendlich strotzende Fleisch des Verses, das im antiken Erstling unseres Freundes das Gerüste fast luxurierend gestaltet, mit der hageren Diktion im ersten Drittel der „Elektra" vergleicht, durch deren nervöse Faserbündel austretende Ossatur mit der Prägnanz des Tragischen gezeichnet ist. Solche Zusammenhänge der neuen mit älteren

Werken des Meisters wird unsere Betrachtung kaum streifen können. Was uns angeht und uns überrascht hat, ist dies Jugendwerk selber in seiner Relation zum Gegenstande, die Behandlung in ihrer Relation zum Stoffe, zur Sage, zur Tragödie von Alkestis. Wir wußten aus den Fragmenten, daß Herr von Hofmannsthal am antiken Mythus weiterzudichten da begonnen hatte, wo Euripides, nicht wo Wieland und nicht wo Herder ihn gelassen hatte. Aber unmittelbar nach der lohengringleichen Erscheinung des Herakles, die in der Neugestaltung mit polyphonem Aufrauschen durch die Stickluft der Verzweiflung hatte reißen sollen, endete das gedruckte Fragment, oder vielmehr die noch halb im mitten Risse stehende Rede des Admet an die Seinen ließ keine sicheren Schlüsse auf die Entfaltung des dramatischen Phänomens zu. Heut sehen wir, wie sie gemeint war. Wir sehen aber auch in die Gründe, die den Dichter sechzehn Jahr lang die Mappe über dem entworfenen haben schließen lassen, und entscheiden, daß es allen Anscheins der Ausführung ungeachtet, Skizze geblieben ist und Drama nicht hat werden können. Nur der große Meister darf uns auf das Studium auch seines ausgeschiedenen Torsos verpflichten, denn in ihm ist alles generell und individuell zugleich, Symptom und Bewußtsein gleichzeitig, und es gibt zwar nähere und auch bequemere Wege als diesen, aber keinen bereicherenderen, in die Erkenntnis seiner Meisterschaft und Größe.

Bezeichnet nun der Titel das Stück als freie Übertragung der Euripideischen Alkestis, so bedarf es nach einem Blicke weiter keines Wortes dafür, daß dies Gedicht vom Griechen unabhängiger ist, als noch das originalste des Plautus. Was man

darin allenfalls Übersetzung nennen kann und besser als freieste Neuschöpfung bewundern wird, ist im Sinne des dramatischen Ganzen und als Hebelwert für den dramatischen Vorgang, wie wenigstens Euripides ihn konstruiert hatte, denaturiert, destruiert und ganz frisch verwandt. Was immer noch aus dem Geist des überkommenen Werkes heraus, zu seiner Vivifizierung und Restaurierung neuerfunden ist, beschränkt sich auf ein Mindestes. Dagegen, was wider die euripideische Alkestis aufs bewußteste streitet, sie aufzuheben und zu ersetzen bestimmt war, füllt im Grunde die ganze Schöpfung aus. Gedenken wir nun für eine Weile dieses in seiner Todeswehmut und Lebensstärke so dumpf gemischten, lustvollen und trauervollen, uralten Schauspieles, des schönen Monstrums zwischen den Gattungen, das in der tonreichsten aller Literaturen seines gleichen nicht hat, und in seiner Wirkung auf das Gemüt der Menschheit heut wie vor Jahrtausenden keinen siegreichen Nebenbuhler.

Die Alkestis des Euripides, in den deutlichsten Worten des Dichters selber und seiner ältesten Ausleger, setzt eine dispers und klassisch gewordene Legende voraus, die wir in allem, was die Erklärung des Stückes angeht, so wahr als ein Ganzes zu respektieren haben, als sie dem Dichter selber als ein lebendes, Dasein hauchendes, gefährliches und angreifbares Ganzes erschienen ist. Und da also die Betrachtung dieses Ganzen als eines Werdenden und Gewordenen, die Scheidung seiner vergleichsweis jungen und delikaten Schicht von dem uralten Granite der urältesten, Sache einer generellen Historie und nicht des nachdenkenden Euripides-Lesers ist, so wären wir alles Tastens hinter die

Tragödie rückwärts überhoben, wenn nicht eben dieser bedeutende Weg uns durch die deutsche Alkestis vorgeschrieben würde. Es wird den Kenner der Hofmannsthalschen „Elektra", besonders in ihren späteren Teilen, und mehr noch des neuesten „Orest", zu hören nicht befremden, daß der aufs Vorsittliche und urtümlich Dunkle gehende Instinkt dieses Dichters jenem in der älteren Sage heimischen übermenschlichen, auf eine jugendliche Welt abgesehenen Triebleben auch hier näher strebt, als dem erzieherisch bitteren Ernste, mit dem der Dichter von Athen den grausig überfreien, Alles um Alles einsetzenden Sturm der Vätertaten aus den Adern und dem Hirn unaufhaltsam entartender Enkel zu verdrängen strebte. Der Glaube, den der Schwächling trotzigen Ahnen nachglaubt, gedeiht ihm zu keinem Heile. Wer dem Feigen das Heldenschwert läßt, hat bald den Buben im Rücken. Dies ängstliche und fürchterliche Band, das die Ohnmacht mit Brutalität verbindet, ja dem Bestialischen annähern kann, hat Euripides seinem Volke lösen wollen, und so ist er allerdings, streite man wie man wolle, durch Ohnmacht, Entartung und heraufdräuende Büberei dieses Volkes durchweg bedingt. Der Hinblick auf solche Beschränkung, hier schon mit Schärfe eingestellt und weiterhin festgehalten, wird uns von dem ungerechten, aber freilich immer auf ein Ganzes gedachten Tadel Schlegels ebenso fernhalten, wie von der unbehaglicheren Tirade neuerer Propheten des Euripides, die kein anderes Kriterium für Größe haben, als daß gerade sie, nebst anderen guten Seelen, sie so prächtig nachfühlen können. — Das Alter der Alkestis-Sage also, ein bitterlich blickendes Alter voll Ewigkeit suchender und märchenhafte Ewigkeit

unter Tränen findender Selbsteinkehr ist das Drama des achtundfünfzigjährigen Euripides, auf einen ausgelebten Mann ist das Gewölb des Vorgangs mitten aufgestützt, die Demütigung einer götterverbündeten, über Leichen weg nach Leben hungernden Jugend unter dies gesetzaussprechende Alter ist der Gegenstand seiner größten und Entscheidungs-Szene, der einzigen, die zwischen so vielen wahrhaft rührenden mit dem eisernen Schlage der Tragödie läutet. Diese Szene hat der neunzehnjährige Hofmannsthal in unserem Entwurfe, man kann nicht wohl anders sagen, als geradezu verhöhnt. Ehe wir darum seiner kecken Jugend grollen, mögen wir immerhin zusehen, was von den Zügen der noch jugendlichen Alkestissage auch uns etwa mächtiger ansprechen möchte, als das Euripideische Verzichten, sein Versittlichen einer durch die bloße Kolossalität des Handelns geheiligten, und zwar unbußfähigen, aber auch so unzweideutigen wie untangierbaren Gestalt. Herr von Hofmannsthal hat das Sittenstück aus seinen Angeln gehoben — kein Zweifel, daß er geglaubt hat, die Tür eines Philisterhauses wie Simson davonzutragen, damit wieder Meerwind des großen, alten Lebens durch die offene Legende streiche. Seine Last hat ihn für diesmal erdrückt, aber den Leser führen wir in das Altertum der ungeheuren Fabel durch die neue Bresche ziemlicher hinüber, als wenn wir ihn nur hätten herrufen wollen, um einer kritischen Zertrümmerung des Hindernisses anzuwohnen.

Auf dem fernsten Grunde der Erscheinungen steht ein Stück der Sage als ein kleines rätselhaftes Schema von Bild, ein *Eidos*, eine archaische Gruppe aus zwei Gestalten: ein großer Mann zieht sich eine Verschleierte nach, das heißt, sie ist wie Tote ange-

zogen, kommt von den Toten oder geht zu ihnen, oder sie tut beides, geht und kehrt zurück, wird hinabgeführt oder hinaufwärts. Beide sind für Namen anfangs und später vielfach durchweg zu heilig. Hieße das Weib aber einmal Semele, so ginge der Führer im Rebenlaube und ist Dionysos. Klänge ihr Name an die Namen des Alkäusgeschlechtes an, nach dem Herakles der Alcide heißt, so bezeichnete Keule oder Bogen dem Geleitsmann deutlich. Von Landschaft zu Landschaft wechseln dann die Namen; hie und da bleiben sie auf ewig vom Volksgrauen wie verschlungen, und während für die Menge blasse, ausweichende Bezeichnung vorgeschrieben ist, wird es ein Akt der Weihe für Geweihte, sich die eigentlichen Laute zuzuraunen, mit denen das Unaussprechliche ausgesprochen werden will. Aber der Name ist das mindeste, die Geschichte schwimmend und von einer heiligen Unentschiedenheit: das genaue Bild gehört allen zu. Was immer es bedeute, so bedeutet es jedem genug. Indem es von einer Todesbefreiung, Befreier und Befreite abbildend, sinnlich Zeugnis gibt, lindert es den Druck des gewissen Endes durch die noch ganz traumhafte Kunde von irgendwo vorhandener Ewigkeit des wiederkehrenden Lebens und bringt der Seele den Moment des Gleichgewichts, in dem sie ein Dämonisches durch ein Dämonischeres aufgehoben weiß. In das unübersehbar vielfache Volksgefühl, das sich in diesem Bilde erstmals gesammelt hat, dringt allenfalls der Dichter, mit dessen Dasein immer wieder eine neue Urzeit des Menschen beginnt, aber kein forschendes Auge. Uns genügt die Gewißheit, daß bei Griechen Bild, nicht Wort der Anfang aller gestalteten Sage gewesen ist, — die erstangedeutete, primitive Integration des Innern

unter eine bindende Einheit sich anschaulich und stumm, nicht erzählerisch vernehmlich, vollzogen hat. Als sichtbares, und vieldeutiges symbolisches Bild, fromm am Geräte, abergläubisch am Ringsiegel erscheinend, zum ängstlichen Zwangszauber geformt, als mächtige Schablone wandernd, greift es um sich. Dies ist eine von Vielen und möchte einheimisch sein, indes von zierliebenden Ältervölkern her mit Ost- und Südwind immer neues Strandgut halbphantastischer Sinnbilder des Ungeheueren über Meer antreibt. Ein riesiger Mann wandert und trägt oder führt ein Knäblein; Großmutter, Mutter und ein Knabe. Eine Großmutter oder Mutter spricht dem Säugling im Arme zu; Starke erdrosseln das Scheusal. Eine Verschleierte geht vor dem Manne, der den Hals nach ihr dreht. Und nun haben Pferde Flügel, ist ein Gewaltiger im Kreuz an einen Roßleib angewachsen, und so ins Unendliche weiter, ein wachsender Schatz von Bildformel, alldeutigen Schemata, dunklen Juxtapositionen, deren Wirkung auf die furchtbare Empfindlichkeit noch ganz jungfräulicher Perzeptionsorgane ganz elementarisch gewesen sein muß, und von unsern seit der Kindheit stumpfgehauenen Sinnen weder überschätzt noch irgend ermessen werden kann.

Vom Vielfachen über das Einfache ins Mehrfache, vom Alldeutigen über das Eindeutige ins Abwandelnde, dem Einen zu, das alle Abwandlung wieder erbt, geht der ewig nach Integration, nie nach Differenzierung strebende Weg der Menschheit auch hier. Die Phantasie des großen Volkes entzog sich der Bannung durch das augenfällig starre Bild deutend, erwehrte sich der Fülle des zuströmenden sinnlichen Eindrucks durch das ord-

nende Wort und machte sich durch dasselbe Wort nicht nur vom toten, sondern auch von dem lebenden Bilde frei, in dem der Mensch selbst Handlungen vollzog, vom heiligen Brauche, dem geweihten Vorgange des Ritus. Der formlose Reichtum an Begriff und Gefühl des Weltganzen, der sich im mythischen Bilde und im liturgischen Brauche zuerst exponiert hatte, gab auch noch die Mittel her, sie beide zu deuten, und hat sie, zwar karger und immer karger, doch unablässig bis zu den späten Tagen gewährt, in denen das antiquarische Alexandria am unsichtig gewordenen mythologisierte. Denn wie es keine geistig formende Tätigkeit geben kann, die dem lauteren Griechentume fremder gewesen wäre, als die novellistisch erlügende, so ist kein Gedanke daran, daß die Deutung je durch dreiste Fabel aus dem mythischen Bilde improvisiert worden wäre, wie es Italikern und Orientalen die Lust an einem Unterhaltenden, das keinen Glauben will und keinen fände, gestattet hätte. Die Sage stammt nicht vom mythischen Bilde so, wie die Orchidee tropischer Bäume Luftwurzel aus dem Wipfel wirft, in dem sie nistet; sie wächst mit dem Baume, dessen sie zur Erscheinung bedarf, aus gleichem Boden, und mit dem fremd Hergekommenen kommt doch kein umkleidendes Wort fremder Sage mit: Alle Mischwesen der griechischen Phantasie, Alteinheimische ausgenommen, deren Bedeutsamkeit die heutige Mode überschätzt, sind orientalischer Herkunft. Alle Sagen, die das Ungeheuerliche ausbeuten, sind ältestes hellenisches Altertum, Phineus und Bellerophon, Ödipus und Pholus, Theseus und Odysseus. Und mit nicht größerem Gepäck an Legende sind fremdbürtige Götter ins Hellenische eingelassen worden. Weder

der Apoll der Alkestissage, plötzlich heraufgestiegen aus dem punisch überzogenen Archipel, noch der Dionysos der Semele-Sage, ein tragischer Rausch-Dämon von jüngerer Einwanderung, haben der organischen Gewalt widerstehen können, die sie zwang, zur Deutung des griechischen Eidos vom griechischen Befreier der griechischen Toten griechisch beizutragen. Erst mit ihrer Einbürgerung in diese Schemata ist ihr Einlaß faktisch geworden, erst mit ihrer Einschmelzung in den heißen Fluß des Unterirdisch-Hellenischen, der bereiten Urformen zudrängt, verlieren sie das Fremde, das alle später gekommenen Gäste am Erstarrten nicht mehr verlieren konnten. Sarapis und Ammon, Isis und Melikertes, durch weltkluge und zum Teil weltmächtige Kulte gestützt, fanden dennoch alle Ur-Schemata des als Legende geglaubten heiligen Geschehens durch Ausbildung schon erfüllt und haben sich nach vergeblichen Versuchen, bei den immer noch weiter sprossenden Ramifikationen genealogisch und synkretistisch unterzukommen, als reiche parasitierende Götzen ohne Atmosphäre zu blühendem Handel mit halbwerter Weihe etabliert — und das zu einer Zeit, da ein so junger Gastgott wie Asklepios frei durch sein wirtliches Athen wandernd sich Sophokles' frommen Tisch gefallen läßt wie Apoll den des Admet. Und hier sind wir wiederum in der Gesellschaft unserer Sage; denn an diesen Apollo nun finden wir auf der nächsten sicheren Stufe der Überlieferung eine göttliche Frau, Alkestis mit Namen, angelehnt, — zu Sparta, und also an einem festen Lokale mit dem Hauptgotte der Stadt gemeinsamer göttlicher Ehren, wohl sicher eines Heiligtums, wahrscheinlich des Opfers teilhaft, in alten anbetend verkündenden Gesängen

als die Königsfrau gepriesen, die das Leben für den Gatten hingab. — Ohne die Hilfe dieser Gesänge, auf die Euripides als eine Nebenquelle seiner Darstellung eben da verweist, wo er große Poesie als ihre Hauptquelle nennt, müssen wir versuchen, über die Kluft von Jahrhunderten, die das mythische Bild von der ausgebildeten Sage, blinde Sehnsucht von den Gestalten einer organischen Geschichte scheiden, uns an den Trümmern alter Heerstraßen fortzuhelfen, die hie und da aus der Ruine einer unvergleichlichen Geschichte zufällig auftauchen. Wir müssen nicht erst sagen, daß es halb das Spiel einer träumenden Phantasie ist, das uns die zusammengebrochene Tradition herzustellen gestattet, und daß sich die folgende Darstellung von den Kombinationen unserer gelehrten Zeitgenossen nur dadurch unterscheidet, daß ihre Illusion nicht die des Panoramas ist; daß sie mit einem Worte darauf verzichtet, in enormen Distanzen spazieren zu gehen, wie im eigenen Krautgärtchen, daß die Lorbeeren des Marsromanes ihr nicht den Ehrgeiz erwecken, Götter so nahe heranzuhexen, daß man sie riecht, — wie die Landpastoren, von deren sittlicher Höhe nach denselben Gewährsleuten die Luderchen doch so fern abstehen, — — und allerdings so fern sind, wie die Heldenzeiten selber, die sie, oh mit wie falschen Tönen von Heuchelmitleid und väterlicher Strenge durcheinander bescheiden abkanzeln und dünkelhaft protegieren!

Uns stimme schon an diesem Eingang die Erkenntnis ehrfürchtig, daß alle Alter der griechischen Geschichte, daß alle drei Hauptstämme dieses Volkes zur Ausbildung der beispiellosen Legende das Ihre gesteuert haben. Wir empfangen sie aus den Händen des ionischen Mannes von Athen als einen

künstlerischen Zusammenhang, aber sie ist dem Ionischen so fremd, daß er sie erst hat ionisieren müssen, um sie handhaben zu können. Er empfing sie von dorischen Männern als einen historisch poetischen, von dorischen Frauen als einen religiösen Zusammenhang; und sie ist nicht dorisch, sondern dadurch, daß sie dorisch gemacht worden, um allen ihren ersten Sinn gebracht. Jene dorische Ursippe, die sie als mythischen Zusammenhang mystisch umformend auf die beiden mächtigen Figuren der wandernden Schablone bezog, hatte sie in der thessalischen Heimat zwischen den heiligen Urwaldbergen des Pindus und den achäischen Brüdern an der Argonautenbucht aus dem äolischen Heldenliede empfangen und auf dem hohen Kamme ihrer südwärts gewälzten Kriegs- und Wanderungswoge schwankend wie eine Blume mitgeführt, von der bald hie bald da haften gebliebener Same nach verrauschtem Getümmel keimt und auf fremdem Boden zu ernster und verhärmter Blüte kommt. Wie alle Lokale des Vorgangs um das eigentliche und älteste Hellas herliegen, das Land des äolischen Achilleus, der Peleus und Neleus, der Pelias und Perseus, der Aison und Jason — Wiesen- und Seenländer goldhaariger Rittervölker, voll wehrhafter Hürdenstädte für ihre zahllosen Herden, voll einsamer Klippen und steiler Bergschollen, mit Burgen über grünes Land blickend für Herdenraub, und zu Seeraub über den sehnsüchtigen Meerduft mit Einbäumen, Eilanden und einer Ferne voller Götter — so gehören Admet und Alkestis der verschollensten Schicht jenes verschollenen äolischen Urhellas an, über dessen Gräber und Städte und Burgen und Siegfriedsgeschick die Geschichte den Pflug schon führte, als Homer im ionischen Klein-

asien die Hälfte achäischen Gesangs, Gemeinschaftserinnerung des rings um ihn her versklavenden unseligsten Brudervolkes, zur Ilias erhob, Ewigkeit aus dem Todgeweihten rettend, wie Zeus und Apoll das unsterbliche Kindlein aus der Verzehrung sterblicher geliebter Leiber. So ist Troja uns geblieben, weil der Ionier fremden Heldengesang zum Epos rezipierte — der kühle Ionier des leichten, eindringlichen Kopfes, der harmonischen Besonnenheit in meisterhafter Verwaltung seiner Sinne und Sinnlichkeit, Forscher ohne Skrupel, vollendender Künstler, mäßiger Wärme und der tödlichen Kälte fähig, leicht fröstelnd und verdorrend ohne ständige Zufuhr dumpf inbrünstigen Stoffs aus dem urgriechischen her; dergestalt ewiger Entwickler, Vermittler, Gestalter und Metamorphist, niemals selbstverloren erlebender, erleidender Erschaffer. Und so sind Admet und Alkestis, Pherä und Jolkus, Melampus und Medea mit der anderen ungeheuren Achäer-Meerfahrt an das langsam malmende Dorerhirn geerbt, im langaustragenden furchtbar schwer nehmenden dorischen Herzen immer wieder gewendet, umgeknetet, angeglichen und durchs Engste getrieben, von Organ zu Organ geschickt worden, niemals wieder geäußert. Was der zugepreßte Dorermund nicht in die Seelen seiner Frauen stammelte, es in einer Vollmondnacht einmal hinauszuklagen — ihr der Männergröße tränenlos geopfertes Dasein in einer Festnacht jährlich singend und schluchzend unter den Schutz eines heilig geopferten Vorlebens zu stellen — was er nicht dem Griffel des gewandten Korinthers in die großen Bilderchroniken des Dorergedächtnisses auf Götterthrone und Königstruhen einzutragen diktierte — was er nicht endlich der dunklen Prophetenlippe seines einzigen Pindar einblies, es hinblitzend an-

zudeuten und wie den Blitz wieder zu vergessen in dem Krachen und den Güssen seiner Gewitterworte — — Alles andere, alles Lied, die Gestalten, ihre Triebe, die Leidenschaften des Heldenvolkes sind verloren gegangen. Und nun vollendet die Geschichte mit zugreifenden Händen das Werk der Erbarmungslosigkeit. Sie erstickt die spartanischen Frauenlieder im Todeskrampfe des Mundes von Sparta und zerbröckelt noch die Trümmer des Sagenkleinodes, die frühzeitig von einer fremden Dichterhand aus dem Schutte der Ahnenkunde aufgelesen, in seinem altväterischen Preisgeschmeide vor Euripides Augen geglänzt haben. Sie läßt nichts übrig, als einen häßlichen Wust von Namen, von windschaffener Genealogie, von allerlei Notiz, und wirft ihn den Stubenhockern ältester und neuester Zeiten hin, darin zu klauben, einander das Rare abzustehlen und mit dem Gestohlenen gelehrt zu tun, um eine Glosse durcheinanderzuschreien wie ein ganzer Wald Affen und endlich in unendlichen Bänden von Stubenpoesie das Heldenlied nicht minder „streng wissenschaftlich" zu restaurieren als heut das Stubenvolk Münster zu Ende baut — Heldenjubel nachzufeixen, Heldenhärte nachzudeklamieren. Nun ist es wie ein Hohn, daß die Geschichte, die das Achäertum hinausgefegt hat, die plattesten Argonautika mit studierter Sorgfalt konserviert, neben der vollen Sonne Homers, die auf Troja liegt, uns zwingt, sobald es Kolchis gilt, in Apollonius und anderen getretenen Quark zu greifen: dadurch, daß wir immer wieder verführt werden, sie beim Pedanten zu suchen, wo sie doch niemals sind, haben die Achäer sich für den Untergang gerächt. Nun hält sie ein Hades, der nichts hergibt. Bücher, die bereits der alexandrinische

Sammler nicht mehr beschaffen konnte, wie er schon von den Quellen des Euripides bekennt, birgt auch der Minos Ägyptens nicht, den bald für diesen, bald für jenen Toten, den Helden wie den feilsten Hund, ein unbekannter Gott zu erweichen beginnt. Denn die zurückgeführte Alkestis des Euripides ist schon nicht mehr die Gestorbene von Pherä, und das neunzehnjährige Genie Hofmannsthals, das dies so untrüglich gefühlt hat, ist im Einklange mit einer fern von aller Poesie auf Strecken halb sichtbaren Überlieferung. Für die älteste Alkestis kommt zwar kein Herakles mehr, aber es ist ihr nie einer bei den Schatten genaht. Kein Herakles und kein vorauswissender Apoll, der uns mahnt, den Tod nicht ernst zu nehmen, als welcher nur gestorben werde, um einen schlimmguten großen Herrn und großen Phraseur von Admet zur Räson zu bringen. Der Tod der Alkestis darf der Menschheit nur dadurch gehören, daß er in aller Anfänge Anfang ein voll gestorbener Tod ohne Dingen und Markten und Sich-Sparen gewesen ist, und daß er für ein unsäglich gewaltiges Wesen, für das größte, was ein Herz begreift, gestorben wurde, nicht aber damit ein glücklicher, schöner und betörender Mensch ein paar Jahrzehnte länger für durchziehende Mächte offene Tafel halte. Euripides hat das Gebäude der Sage mit zu Ende führender Kühnheit seinen großen Zwecken gebeugt, die keine dichterischen Zwecke waren, den Neubau aber auf ein einziges Sittliches gestützt. Man kann nun abbrechen und zur alten Form zurückbauen, und es scheint dies die fruchtbare Intention des neueren Dichters gewesen zu sein; man kann ihn nicht halb verwerfen und halb belassen, ohne daß über der fortgezogenen Säule auch der Rest des Gebälks scheitere.

Und nun ist zwar zu gestehen, daß der Schatten, der von Admet her in die dorische Urnachbarschafts Erinnerung herüberfällt, die Gestalt, die ihn aus vergeßner Ferne wirft, nicht mehr als eine ausgebildete erkennen läßt: es ist ein Riesenschatten, und das ist uns genug. In ihm hat der achäische Adel einer großen Sippe, die von der Burg-, Lager- und Hürdenstadt Pherä ausstrahlte, ihre heroische Ferne verdichtet, wie denn der Heldengesang, der ihn verewigen sollte, die stolzesten Königsnamen der Nachbargaue nur durch spielende Eponymieen mit ihm zu versippen wußte. Nach Stadt, Stamm, Volk, Pherä, Äolern, Hellenen, sind ihm Pheres, Aiolos und Hellen zu Vater, Ahn und Urahn durchsichtig übergestaffelt worden, und so ist er füglich vaterlos, ein Person gewordener Geschlechtswille, als solcher den wilden Namen eines sich selber unbändig dünkenden und hinauspreisenden Ritter- und Jägerstammes tragend: unbändig wie das freie Wildfangfohlen, mehr aber noch Berglöwe, Urwaldeber und Auerochs heißt, deren Wut und Anpralle diese Löwenherzen die eigene Fiber verwandt fühlten, nannten sie auch den Blutsahnen, und zum Bändiger dessen, was vor ihm und ohne ihn noch unbändig hatte erscheinen mögen, bestellen sie ihn gegen die wildgesinnte jugendliche Welt, der sie soeben zugeströmt waren. In einer jener dorischen Bilderchroniken, am Throne des Apoll im lakonischen Amyklä, sah der antike Reisende den alten kindlich genauen und vielsagenden Admetrebus der Pheräer: Viehräuber und Saatverheerer, den Leuen und den Eber, vor denen der hörige pelasgische Hirt und Ackersmann gezittert hatte, jochte ein König unter seinen Kriegswagen: ein so ungefüges wie immenses Symbol für die Reception der gebrochenen Raub-

kraft in die Schlagkraft des königlichen Volkes, das sich aus dem Marke entsetzlicher Beute den unwiderstehlich vorwärtsreißenden Angriff holt; aus dem Marke der Unholde diesmal; aus dem des holdesten ein andermal. So berühren wir hier schon den vehementen Gemeinschaftswillen und Gemeinschaftsglauben, der zerstört um zu entstehen und schöpferisch wird indem er zernichtet. Denn alle geschichtliche Bildung setzt den Gewaltsamen voraus, der an Hingeopferten wächst und nicht töten kann, ohne Leben zu erben.

Die Anschirrung des Raubzeuges an den Kriegswagen ist ein urtümliches Dromenon, eine mythische Handlung, die den Handelnden selber so ausschöpft und bedeutet, wie das Kruzifix den Heiland und Flug den Vogel. Sie reicht für unsere Zwecke hin, aber jeder Zweck müßte sich an ihr schon darum genügen lassen, weil sie die einzige überlieferte ist. Nicht nur das Dasein, sondern schon der geschichtliche Untergang jener Gauschaft pheräischer Admeten ist grauestes Altertum. Nicht mit Achill, sondern schon mit Peleus dem Alten setzt die spätere Ausgleichung Admet in Generation, und so hat er keine Söhne außer schattenhaften Helfern eben Achills, bei Hektors Tode hingesetzt, um Pherä neben Phthia den Platz vor Troja nicht zu kränken. Auch ein Schemen von Tochter spukt hie und da und lischt wie nasser Docht. Jene leidenschaftliche Gegenwart, die ihr Siegenmüssen in dem Unbändigen zu einer vergangenen vorleuchtenden Gestalt gemacht hatte, hat kurze Zukunft gehabt und kommt nicht zu der Geschichte, der sie alles opferte. Aber den Namen haben die achäischen Heldenlieder der Strandburgen von Jolkus, die Lieder von der Fahrt der Argo und von den Spielen an Pelias' Königs-

leiche mit der ganzen pheräischen Tradition vom binnenländischen Vetternstamme herüber genommen. Admet steht für sein Volk mit ein auf der panäolischen Argofahrt wie sein Schattensohn Eumelos auf der panäolischen Trojafahrt; er gewinnt nach Pelias Tode die Peliastochter Alkestis als Kampfpreis bei den äolischen Spielen, bei denen er eine der vordersten und mächtigsten Gestalten gewesen sein muß. Die Einordnungen, zeitlichen und genealogischen Subordinationen, tragen nichts mehr für ihn aus. Sie verbinden ein Altgetrenntes, und erst wenn wir es wiederum trennen, können wir des Alten gewahren.

Ist Admet die volkgewollte, volkgeglaubte Integration geschichtlich differenter, in Folge auf Folge abgeflossener Vorgänge wie der Stammvater der Kinder Esau und Gunther für Burgunden, so ist die äolische Alkestis, — nicht die Peliastochter des Heldenliedes, nicht die Auferstandene des mythischen Bildes —, nun geradezu Geschichte der Achäer von Pherä, der Gestaltrest einer verlorenen in der jahrhundertlangen dorischen Umwandlung aufgezehrten Geschichte. Niemandem, der bezweifeln wollte, daß ihre Verbindung mit dem heroischen Stammvater der Gauschaft ursprünglich sei, ließe sich ernstliches einwenden, aber der Mann tangiert sie überhaupt nicht. Von der Gestalt des Admet als einer Person kann auch auf ihr ältestes Dasein kein Licht fallen, — denn er ist das Geschlecht als begreifliches Individuum — und in ihrem jüngeren ist so sehr sie der Mittelpunkt des Vorganges, daß bis auf Euripides hinab vielmehr Admet es ist, der von ihr aus eine schwache Individuation empfängt. Aber wie Admet in dem Bildchen von Amyklä so ist auch sie *in einem Tun* noch genügend enthalten, um sich riesen-

haft zu offenbaren. Dies Tun ist der Hügel in Pherä, in dem die für den König gestorbene Königsfrau von Pherä liegt, das Grab, von dem noch Euripides aus alten Gedichten gewußt hat; denn mit einer Sterbenwollenden, durch Befreiung Auferstandenen wüßten wir hier nichts zu beginnen. Als solche gewinnt sie erst von Herakles und seinen Sohnvölkern aus, nur in bezug auf ihn Bedeutung, wird sie zur Zeugin für eine Religion, die als direkter Verkehr mit einer göttlichen Gegenwart das äußerste fordernd schon aufs Wollen zielt, frommen und sündigen Willen als Guttat und Schuldtat belohnt und straft. Anders die Gestorbene, die jeder Männliche sofort verehren wird, die zu bejammern, deren Opfer zu begrinsen, deren Manne und Volke armselige Wortgespenster von Frauenwürde entgegenzuhalten jeder, der weiß, wofür er sein Leben schätzt und einsetzt, verschmähen wird.

Denn hier stehen wir nun vor dem Opfer, dessen ganzen Umfang durch die euripideische Verschleierung hindurch der Tiefblick des jungen Hofmannsthal für einen Moment so tief ergriffen hat welches immer die dramatischen Fehler seien, die ihn dann um die Frucht der Anschauung gebracht haben. Das Opfer der Alkestis gilt nicht — wie sagt man es ohne die rohe Anspielung des Euripides? — dem, „für den zu tun fast nichts mehr übrig bleibt", als ihm durch den eignen Tod Tod zu ersparen, und gilt nicht dem Geliebten, und keinem Manne als Gatten. *Sie ist für den König gestorben,* und also ist dieses keine Familiengeschichte gewesen, und nicht der Liebesroman: ‚Daphnis ich sterbe zuerst" —, sondern jene einmalige Hingebungstat äußerster Selbstweihe an die Gemeinschaft, Alles um Alles, von der die Gemein-

schaft als Erhaltung durch Sieg ein bestimmtes Mal unter einmaligen bestimmten Voraussetzungen, die wir nicht zu kennen brauchen, so göttlich bedingt gewesen ist, wie die Trojafahrt durch das Opfer Iphigeniens: — auch diese durch eine spätere Religion in die Sphäre einer beistehenden Gottheit hineingezogen und zur Scheinsterbenden umgedichtet. Ja, fast noch so wird Polyxena geopfert, und andere äolische Heldinnen stehen zu näherer oder fernerer Vergleichung: fernerer meistenteils, denn jene sind Geopferte, nicht sich Opfernde, wie doch die äolischen Witwen aus dem Perseidengeschlechte sind, die sich in drei Generationen Königen in den Tod nachwerfen. Dafür aber nun, daß mit diesen letzteren die achäische Alkestis die *Freiheit* der Handlung, wie mit jenen ersteren den *Sinn* der Handlung geteilt haben müsse, zögern wir nicht, neben unserer sicheren Ahnung, die andernfalls zulangen würde, auch eine verdunkelte Überlieferung anzurufen, diesmal nicht von den dorischen, sondern von den alten böotischen Nachbarn der Äoler mitgeführt und der Geschichte ihrer späteren Königsstadt aufgeimpft. Am Heroinengrabe einer Alkis und ihrer Schwester Androkleia erfuhr der alte Reisende, daß deren Vater, der thebanische Sagenkönig „Vergelter", Antipoinos — wir erlassen dem Leser alle mißverständliche Zutat eines umgewandelten Zeitalters — als Rächer einer frischen Schmach Orchomenos habe fortnehmen wollen, und Weissagung sei ruchbar geworden, die Gelingen und Sieg an die freie Hingabe eines kostbarsten Thebanerlebens band. Da sieht der König sich selber gemeint, gibt sich doch den Tod nicht. Er *durfte* schon nicht mehr — erst das gebrochene Gefühl, daß auch dem Ahnen aus dem eigenen

Gewissen heraus mißtraut, insinuiert ihm Feigheit. Und Alkis samt der Schwester starb durch eigene Hand, da zerbrachen die Thebaner Orchomenos und lösten sich von Zins und der Schande.

In diesen iphigenienhaften Tochtergestalten nun die wahre Alkestis oder eine wahrere erblicken zu wollen als die Spartanerinnen gekannt haben, bliebe schielend, denn die Sage, wie Pflanze und Mensch, erwächst durch alle ihre Phasen hindurch gleich wahr und eigentlich. Erst im Raisonnement, erst im Nachleben kann sie unwahr werden. Aber als diese hier jung war, so jung wie der neuste Bearbeiter sie hat zurückdivinieren wollen, ist dies und kein anderes das Opfer der Alkestis gewesen, so haben fernste Böoter-Reiter, im Völkerdrucke aus der Äolernachbarschaft hinweg südwärts durch Paß und Furten gezwängt, das große Andenken im Gesange mitgenommen, so behalten, so fortgepflanzt. Daß ihnen für die Gattin unbesehen Töchter sich substituieren konnten, erhärtet ihrem Zeugnisse nicht nur das hohe und ganz verläßliche Altertum, das dem Urgefühle des Vorgangs noch nah genug muß gestanden haben, sondern indem es nur sein Wesentliches vermerkt und versteht, tröstet es uns fast über den Verlust alles nicht ganz Wesentlichen an zusammenhängendem und verknüpftem Vorgang. Die Trotzige der Urzeit — „Wehrerin" heißt ihr Name — Tränenüberschwang und Abschiedsrührung und ergreifende Absurdität wie ergreifend absurde Vergütung eines Opfers von sich schüttelnd, das in dieser Form Euripides nicht ohne Recht verhöhnt, — — von Ehstandstendressen und Paradesterben frei und freier, tritt aus den Dünsten und Zweideutigkeiten der romantischen Vulgatsage klar und fürchterlich mit der schroffen

Herrlichkeit des Steilgewänds heraus. Ihre Tat tauscht ungeheure Keuschheit für aufopfernde Liebe, ungeheure Einsamkeit für die spätere Ehepaarsphäre ein, ungewöhnliche Erhabenheit für schmelzende Rührung; und obwohl ihre neue Sphäre nun rauh gesagt die des Menschenopfers ist, entscheiden wir keineswegs, daß sie bei dem Tausche verliert. Sie gewinnt nicht nur an Konsistenz, sondern, es populär zu sagen: an Sinn und Verstand, und was verschwindet, ist durchaus jene die ganze Geschichte deteriorierende Verrohung, die typisch ist, wo geschwächtes Gefühl ins Empfindende umzubiegen versucht, was ihre Ohnmacht an archaischen Kolossen als roh empfindet. Denn wehe dem schwachen Gefühle, das die Welt bessern will, theoretisch die gegenwärtige, kritisch eine in Pracht dahingefahrene, umschaffen. Die Welt, sei sie wie sie wolle, so kann sie doch bessern, nämlich entwickeln, so hat sie entwickelt und also gebessert, nur der gewaltig Handelnde, der wohl nicht immer zugleich schonen und handeln kann, dem aber allein als möglich zugefallen ist zu schaffen, auch wo er schont. Hundert Blutige auf dem Wege ihres Schicksals treten weniger Leben und minder wertes zu Boden, als das schwache Herz vernichtet, wo es Schicksal sparen und ablenken will, was nach seiner vollen Konsequenz verlangt.

Menschenopfer also; und Menschenopfer sei es. Wir kennen im geläufigsten Vorrate unserer Zeiten gehässigere Worte und gräßlichere Dinge als dies; bösere auch schon darum, weil sie nicht in Leidenschaft und Berauschung, nicht mit Schauder und religiös, sondern nüchternen Kopfes vollzogen und aus kaltem, faulem Munde gesprochen werden, ja, wohl noch auf Zweckmäßigkeit und Teil-

schaft an einer vernünftigen Weltordnung als Fortschritt prätendieren. Aber wenn es nötig sein mag, von der uralten Blutstatt den Philister einer Epoche der Menschenfristung zu entfernen, dem vor Siegen graut, und alle Finalitäten schon bei Wohlfahrt enden, so sind uns doch an Altären — und das sind diese uns noch immer — ganz so unerwünschte Gäste die Tintenvampyre des neusten literarischen Getriebes, die nur allzu große Lust bezeigen, sich zuzuhalten. Im Gegenteil: seit ein paar von diesen Halbnaturen, denen längst keine rarere Teufelei eingefallen war, in ihrem mißverstandenen Burckhardt die griechische Hysterie erfunden haben, seit auch kernige Köpfe sich von Fratzen verwirren lassen, wie der, daß das Hellenische mit dem heutigen Franzosentum noch die meisten Affinitäten habe — und die hat es freilich gehabt, als es im Schutte seiner historischen Existenz haushielt — wie denn alle Ruinen und hergestellten Halbruinen auf den flachsten Blick einander ähneln mögen — kurz und gut, seit die Literaten sich mit dem Glauben trösten, Morschheit und Gemeinheit sei durch das echte Hellas historisch repräsentiert und garantiert, und seit das aufgeklärte Katheder den Schwulst seiner sittlichen Platitüde durch ein ebenso echtestes Hellas belegt — seitdem scheint uns die verspottete Gebärde, mit der die Klassizisten zum Griechentum aufblickten, harmloser, als da wir sie im „Gespräch über Formen" vor neun Jahren hernahmen; und mindestens gegen dies *tout comme chez nous* gehalten als das viel minder miserable Übel: den Griechen verwandt zu sein — wenn dies das Ziel ist: wohlan! Es hoffen können, verbürgt schon die Kraft, es zu werden; aber glaube niemand, es da-

durch werden zu können, daß er sie nach seinem degradiertesten Bilde zurechtzwingt, ihnen den Bettel alles Ephemeren andichtet, mit dem er selber behängt zu bleiben fortfährt — ihnen gerade diejenigen seiner Züge leiht, deren sich sein Gewissen wenigstens im Traume schämt. Verwandt, wenn durch etwas, sind wir ihnen durch ein verlorenes Dasein, durch ein allerinnerstes Inneres, von dem wir gemeinhin nur dumpfe Rudimente ganz entwöhnter, verwachsener Bewegung spüren, das aber bei der Berührung mit ihnen in uns aufspringt, in uns fährt wie in ein Kleid, das Widerwillige verzehrend und verhüllend, zuwölkend und vernichtend. Wäre es anders, sie wären uns nichtiger als Inkas und Assyrer, sie wären uns wirklich schon genau das, was sie allem Anschein nach uns heute sind, ein verlogener Wortschall mehr, ein Tummelplatz öffentlicher und prostituierter Meinungen, ein Gemeinplatz aller Sophisten von links und rechts, von jeder Schule und jeden Quidams, der von keiner Schule ist. Wir haben den Griechen nichts zuzumuten; Poscimur; und was fordern sie? Nicht Bewunderung, die nichts vermag, wo sie nicht wandelt; nicht die spürerische Neugier, die das nie Gespürte spüren will, und nicht Nachahmung, auch die der weichen Greuel nicht, mit denen sie die Nachbarschaft verwester Völker bezahlen: sie fordern Liebe, dieselbe, die der Gott und die vom Liebenden die Geliebte fordert, das heißt, sie fordern das Opfer, kein kleines, und Gott sei Dank, kein leichtes. Wer nicht edel genug wäre, inmitten seiner Fülle den Gedanken der eigenen Armut zu fassen und auszudenken, wie vermöchten sie ihn zu bereichern? ihnen kann auch mindestes nur danken, wer mit einem Blick auf alle Güter-

fülle vermöchte, um es in den Worten ihres großen Schülers zu sagen, „sorglos arm an Tönen Anfängern gleich von Nachtigallen zu lernen.“ Sie speisen nicht den, der sich an brechenden Tischen behagt, minder noch den heikelen, der in Schüsseln nach Schüssel stochert, sondern hungernde und fastende Herzen. Noch keiner mit sich selbst zufriedenen Zeit haben sie von sich mitzuteilen vermocht, der gerühmten Renaissance weniger als allen. Wozu auch? da man ja hatte, wessen man bedurfte. Mit sich erfüllt, sich angeglichen haben sie von Pico auf Vico und Goethe, auf Hölderlin und Keats und Hofmannsthal noch jeder Wissen als Fluch, Habe als Last, Erbe als Tand, Eitelkeit als Eiteles, Wohlfahrt als einen Pfuhl verwünschenden und beweinenden und von sich reißenden Menschheitsepoche, jeder die sich aus automatischen Erstarrungen hinaus nach den Lebens Bächen, ach nach des Lebens Quellen heimgesehnt hat, aus dem Überorganisierten ins Organische, aus Zivilisationen. Kreuzpunkten des ewig Problematischen in den Punkt aufgehobener Schwere, durch den die Menschheit ein einziges Mal passiert ist, da Natur und Kultur wie gigantische Zwillingsspieler sich ausgewogen hatten, und jede Form, in der das Menschliche da sein kann, zum Typus gelangen konnte. Aber jede Form, aber freilich jede: jede liebliche, und jede fürchterliche; jede Lust und jeder Schauder: jeder vulkanische Grund und jede Fruchtfülle, die er reifen macht. Es ist Eines in Allem, es hängt Alles an Einem; es ist nicht zu begreifen, denn es ist komplett; es ist zu lieben, denn es ist komplikat; unteilbar, aber ein leidenschaftliches und sich selbst getreues, gottsuchendes und gottgefälliges, glühendschönes Ganzes, schuldig und

selig, menschliches Gebrechen durch reine Menschlichkeit vergottet und versühnt, gehört Helena dem Unmögliches Begehrenden, und auch ihm erst dann, wenn er auf seine barsten Möglichkeiten verzichtet hat. Diese Tradition von unserem Verhältnis zum Griechischen ist ein deutsches Volkserbe; daß wir und unsere Freunde es verwalten dürfen, wird gestehen, wer neben Wielands oder Herders viel empfindende Monodramen und Goethes nebelbeleuchtende Skizze das Drama Hofmannsthals und unsere Ahnungen hält. Aber wenn wir es vergeuden ließen oder es vernichten, dies Erbe, von dem trotzigen Hedonismus unseres Zeitalters der deutschen Gärung oder von den Zwittern, die gerade mit Meinung obenauf sind, oder von den Herren der Modephilologie, die wieder einmal verhängnisvoll unwidersprochen als historisch exakten Geist der Zeiten ausgeben, was nur der Herren eigener Geist ist, „darin die Zeiten sich bespiegeln" — wenn wir dies Erbe nicht schützen, so werden enterbte Enkel es von uns fordern. Wir haben mit der Bewunderung nichts zu schaffen, die im vorgeblich Bewunderten sich selbst komplimentiert, denn wir halten die Gebärde für das gewisseste Zeichen mittelmäßiger Artung, mit der man ein fremdes um der Züge willen acceptiert, in denen man seine eigenen vergänglichsten wiederzufinden glaubt, die Fähigkeit, etwas noch zu schätzen, worin man sich selber reproduziert sieht: Und was anderes besagen die schmählichen Floskeln, in denen man dieses oder jenes Griechische als „schon fast modern" bezeichnet? der Mensch, er stelle sich so zuversichtlich, wie er wolle, bleibt sein eigener Mitwisser, und jeder echte Stolz würde von einer solchen Scheiniden-

tität, solange als sie dem schärferen Zusehen nicht weicht, mit mehr als Schmerz, mit dem Gefühle einer Schmach betroffen werden, jedes rechtliche Herz auf die Gewißheit, die Griechen seien im wesentlichen gewesen, was wir oder unsere gewandten westlichen Nachbarn — in Wahrheit die genauesten Parallelen zum Reich Byzanz unter den Komnenen — sind, geradeaus antworten: dann fort mit ihnen. Und ob nun Herr Stefan George niemand geringeren als Goethe in einer imaginären italienischen Nacht mit doppelter Prophetie ex eventu davon träumen läßt, daß es schon in Griechenland etwas wie Blätter für die Kunst gegeben habe, oder was dasselbe ist, daß die Blätter für die Kunst einmal mit einem griechischen Muckerbündchen verwechselt werden könnten — oder ob Herr von Wilamowitz bei unseren respektlosen Schulbübchen Respekt für seine Griechen auf Grund der Tatsache verlangt, daß sie wie die Chinesen das Pulver, so den Automaten vor uns erfunden haben — allerdings nur für Tempelweihwasser, nicht für den grünen Fusel unsrer herrlichen Tage — es bleibt dieselbe Gesinnung, der die Schatten im Jenseits nichts zu geben haben. Wir reichen Liebe und Opfer den Künftigen zu, wie wir sie aus Väterhänden haben. Wer zu Griechen verlangt, muß Konventikel und armselige Techniken, seine Wohlfahrt und seine Gier dahinten lassen. Er bringe ihnen nichts als ein nacktes Herz in seinen Händen, ein Selbst, das an seinen Schranken leidet und an dem nichts ganz ist als die Sehnsucht, wie er nichts als das zu seinem Mädchen bringt, um ganz zu werden, und nichts als das, unsterblich werdend, über die Lethe. Denn eine Macht Gottes über unserem Leben ist nicht was

unsere ephemere Form, sondern was unseren ewigen Gehalt bestätigt und ihn zwingt, Formen brechend und bauend aus Einheit in Einheit fortzuwandeln.

Opferung des Menschen, in deren Forderung und Heiligung alle erstgeborenen Kinder der arischen Mutter einig gewesen sind, setzt die zwiefältige Vorstellung voraus, daß das Leben der Güter höchstes zwar nicht, wohl aber von allen, auf die freiwillig verzichtet werden kann, auch für den Helden das oberste ist, auf das sich am schwersten verzichtet. In ersterem, dem transcendenten Glauben Tapferer, daß es Höheres gebe als Weiterleben, ist die Institution als eine sittliche des Gottes Rechtes, als eine faktische der nationalen Geschichte garantiert, die in jugendlichen Seelen immer ein Erlebnis Gottes selbst ist. Das andere, der Menschenschmerz der Losreißung und des Todes, garantiert das Opfer als enormen Sachwert, die enorme Selbstzumutung der Freiwilligkeit als nötigen Widerstand der sinnlichen Natur, ohne den nur ein bornierter Kalkül übrig bliebe statt des seelisch-gewollten, seelischdurchgehaltenen, durch Seele gewaltigen Wagnisses, Gott in die Hand zu bekommen, ihm den Ausgang in den Zufall abzuschneiden und dem Gegner, der gebrochen werden muß, zu benehmen, ihn in sich und das nationelle Tun hinein zu absorbieren. So also werden wir, um das Phänomen zu isolieren und dann ins Allgemeine zu begreifen, das Problem dreifach stellen: Wer hat im Opfer gehandelt? welch ein Tun ist die Handlung? Wann, das heißt unter welchen gegebenen und wesentlichen Umständen tritt sie ein? Diese drei Punkte erst festgestellt, wird sich der Raum, den sie begrenzen, von selber mit ahnungsvoller Anschauung erfüllen.

Der Opfernde, vorerst einmal, ist nicht ein Mensch gewesen: von dem Alpdruck können wir den Leser, der uns noch folgt, sogleich befreien, daß den Griechen und den Ariern der Handel je minder fremd und häßlich gewesen wäre als uns, in dem ein Individuum das Leben eines anderen für das eigene nehmen oder brauchen oder kaufen oder gar fordern dürfte. Man kann nicht beweisen, aber dem Beweise sehr nahe bringen, daß ein entwurzelter italischer Kolonialgrieche zu anderm rohen Einflick auch das fürchterliche Mißverständnis, Alkestis *für Admet* nicht *statt des Königs* sterben zu lassen, in die bis dahin lautere Sage eingefälscht hat, mit Sicherheit dagegen es aussprechen, daß der Abscheu vor dieser maßlosen Bassesse der allgemein gewordenen Sage für Euripides der Keimpunkt sittlicher und künstlerischer Aufregung gewesen ist, aus dem sein Gedicht sich erzeugte. Er mag nicht mehr Grieche genug gewesen sein, um im Menschenopfer eine heilige Wünschbarkeit unter abnormen Voraussetzungen verehren zu können, und dies an ihm ist nicht eben im Sinne einer Läuterung, sondern nur der Schwächung modern, in der Furcht vor Geschichte und dem entnervten Bangen vor gewaltigen Lösungen. Nicht also positiv, aber negativ ist er Grieche gewesen im Protest gegen das *degradierte* Menschenopfer, die feige, grinsende Sünde, die seinem anschauenden, nicht auflösenden Auge in der damaligen Alkestis-Sage vorlag, einem Proteste, den die erste Hälfte seines Trauerspieles lautlos und indirekt als Darstellung, die zweite dröhnend, anklagend, deduzierend und direkt gegen sein Volk richtet, wenn es solche Dinge hinnehmen, für solche Schmählichkeit Götter bindend und lösend einsetzen kann. Nichts also von diesem

gemeinen Abkauf, der Hinausschiebung des Todes durch Tötung, eines zeitigen natürlichen Endes durch die vorzeitige gewalttätige Coupierung eines fremden Lebens. Den Menschen hat im griechischen wie im serbischen und überhaupt in jedem uns bekannten vornehmen Altertume nicht der Mensch geopfert, der seinesgleichen wäre, sondern die göttliche Unität und Gemeinschaftsidealität, innerhalb deren und um derentwillen allein der Mensch als ihr fungierendes Glied dazusein Recht und Macht hat, und die von unserer Zeit aus primitiv zu nennen die unbeträchtlichste Kurzsichtigkeit fortfahren mag, indessen wir ihr für Urzeiten eher mehr als weniger heiligen Klang, unvergleichlich realeren Sinn zuteilen, als für uns die Begriffe Volk und Vaterland enthalten. Diese Unität und Idealität, diese Urform von Staat und Gesamtheit ist nur bei sitzenden Bauervölkern die Familie als Einheit aller von einem Manne und einem Weibe gekommenen gewesen, bei allen wagenden und verwegenen die Sippe als Begriff aller vom gleichen Gott abgestammten, vom gleichen Rechte geregelten, vom gleichen Blute geregten Schwertarme als Männeradel und heiliges Geschlecht. Determinierteste Physiognomie und übermenschliche Gewalt, Wert, Körper und höchste Aufgaben bei wirklicher Komplettheit hatte mit einem Worte nur Gattung und Spezies, nicht Individuum; und wie in der Natur selber, die alles einsetzt, um Gattungen zu konservieren, das Individuum aber nicht kennt, so verfuhr und glücklicherweise verfährt die natürliche Menschheit immer da, wo das Gefühl der Gemeinschaft mächtig ist oder dadurch, daß die Gemeinschaft selber in Frage steht, übermächtig wird. Den Menschen opferte die Sippe als geschlossene göttliche Deszendenz nicht anders

als der Mensch ein Glied opfern mag, den Decius Mus die Latinerschaft, wie Mucius Scävola die rechte Hand. Ist nun aber damit auch vorausgesetzt, daß vor der supremen Wichtigkeit des Gattungskörpers alle sekundäre Variation des Individuums so wenig besagt, wie heut in einem nationalen Kriege soziale Ungleichheit und produktive Ungleichwertigkeit der Lebenskomplexe, von denen Aufopferung verlangt wird, so hält doch dem energischen Auge das leichtfertige Vorurteil nicht stand, dem zufolge in antiken Urzeiten solche Variationen und Differenzen überhaupt so wenig dagewesen und gespürt worden seien, als unter den Rothäuten und Papuas, von denen man sich ja wohl mit Vorliebe über Achill und Atriden belehren läßt. Die öde und unfrische Gleichförmigkeit, deren Fläche keine Individuation aufkräuselt, gehöre immerhin dem Altertum italischer Bauern, nicht den ritterlichen Griechen, deren ältestes Leben, wo es nur unter scharfe Linsen kommt, von Vielfalt wimmelt wie ein Wassertropfen, gelenk, frei, im höchsten Grade funktionell ausgebildet und durchorganisiert. Wäre es anders, so wäre das Menschenopfer bei ihnen gewesen, wozu es bei Italikern entartet ist, jene stupide Devotio, deren triste Rituale — seien sie echt oder nicht — man bei Livius nachlesen mag, und in der die Gemeinde mit dem Todesgott um Leben und Tod wie um ein Joch Ochsen unter allen Kautelen kontrahiert: Denn die menschliche Münze, mit der sie Gunst ankauft und bezahlt, kommt ihr wie unterm Prägestock mit dem immer gleichen Gewichtsstempel geschlagen heraus, der Kauf wird geschlossen, die Ware eingezogen und es ist zur Sache nichts weiter zu tun, als Eingang und Entgang annalistisch zu

verbuchen. Bei den Griechen hat sich aus der Religion des Opferbrauches Sage und Poesie durchaus nur darum entwickeln können, weil ihnen noch bis in den aufgewühltesten Moment des Sippen- und Geschlechtslebens hinein das Individuum ein so fühlbarer und wie unwägbarer Wert war, ersetzlich wohl, aber schwer, schwerverschmerzlich, und weil sein Verlust die langsam verharschende Narbe der Sehnsucht ließ. In diesem Bewußtsein, mit dieser Sicherheit, das im höchsten Sinne Jammervolle zu tuen, haben die Männer gleichen Blutes einen Teueren aus ihrer Mitte dahingegeben, fast immer den Teuersten. Nur darum heiße ihr Tun auch uns ein Opfer.

Denn es ist ein Verzichten, ein freiwilliges, leidenschaftliches, ans Leben selber greifendes Entsagen gegen ein anderes leidenschaftliches, gegen ein Bedürfen, an dem wiederum das ganze Leben hängt. Befreien wir uns also auch hier sogleich von einem neuen, nicht minder perniciösen und nicht minder aberwitzigen Vorurteile als das oben abgetane gewesen war: Dem von gemeinen Blutzauberglauben und trunkener Blutgier als triebmäßigen Grausamkeitssubstraten des Phänomens. Der Blutglaube, den jeder mechanistische Aberglaube Urzeiten hoher Völker mit dem ganzen Stolze der Zivilisation vorzuhalten pflegt, verträgt sich mit der inneren Verfassung dieser Urzeiten schon schlecht genug, und stimmt weder zu dem feinen, heiteren und herzlichen, noch zu dem großen Mute des Wagens in Freiheit, der diesen Jugendlichen mindestens solange eignet, als ihr geschichtlicher Impuls ungebrochen andauert. Nun ist es aber die augenfälligste Tatsache, gegen die nur der parti pris sich sträubt, daß diese finsterste aller Superstitionen wie

ihr Anhang von stieren Blutrausche, durchaus kein Zug des Altertums und der Völkerjugend ist, sondern gemeinhin ein später, häufig genug ein Zug der Agonie, sonst auch wohl ein Symptom lokaler Erstarrung oder allgemeiner Entartung. Wie das reißende Tier nicht tötet, um zu töten, da vielmehr Tötung das ihm unbewußte Medium ist, durch das hindurch es lebt und zeugt, so tritt die Magie und die Mystik des Blutstoffes, seine im höheren wie im niedrigsten Sinne medizinelle und zaubermäßige Verwendung erst mit der nationalen Dekomposition oder der religiösen Störung auf, als Epidemie wie das dionysische und Artemis-Treiben, als jäher Zusammenbruch einer Rasse wie vom Ende der römischen oder dem Beginn der französischen Republik an. Was im griechischen und germanischen Altertum dawider zu streiten scheint, löst sich ins Große und Hochdenkende auf, sobald man nur die metaphorische Sprache die uralten Gefühle erlernt hat, die Symbole statt auf geängstigten Spuk auf anbetende Religion zurückzuführen versteht, für die Seelen- und Phantasiewelt ihrer das Unausdrückbare bedeutenden bildlichen Handlungen den ehrfürchtigen Blick gewinnt. Daß nun vollends an Begriffen, wie denen der Blutrache und der Blutbrüderschaft, des Blutopfers und der Blutschande der Blutbegriff für die großen europäischen Völker je anders als fromm symbolisch gehaftet habe, daß der Blutsbruder in einem stumpfen Materialsinne blutgläubiger gewesen sei als der Milchbruder milchgläubig, — mit solchen Vorstellungen und ihrer Konzeption spricht der Zivilisierte nur unbewußt seine eigenen rohen Möglichkeiten aus, aber nichts was für die Gefühlswelt seiner reineren Ahnen noch austrüge: „Er dichtet ihnen nur die eigenen grau-

samen Begierden an", indes er sie vor sein Tribunal zu ziehen vermeint. Es herrscht in der modernen Neigung, den Fortschritt der Welt zu konstruieren, durchweg ein höchst unsinniger Zug vor, dessen sich entwöhnt haben sollte, wer sich reine Begriffe von Vergangenem und Gegenwärtigem zu entwickeln hofft. Die Forderung, in der kultiviertesten und erleuchtetsten aller Zeiten zu leben, diese petitio principii, von der im Grunde alle hohlen Köpfe ihren Aufwand an räsonnierter Geschichte bestreiten, hat sich bei ihrer gleichzeitigen Wissenschaft ein System bestellt, das ihr die Verantwortung für ihre Instinkte abnimmt und sie von Verehrungen absolviert: Die Bahn ist frei: Und so wortkarge wie zerspellte Trümmer, wie die ältesten Urkunden des Menschengeschlechtes in Europa sind, können sie dem Ansturm nicht verlegen. Man beseitigt sie nicht, bewahre: Das wäre gegen den Kodex aller Methoden der Aufklärung; man akkommodiert sich mit ihnen. Und da sie eine nicht nur vieldeutig fremde, sondern auch ingrimmige und inbrünstige, ausrufende und hyperbolische Sprache sprechen, so meint jeder Tropf, der Einfalt leicht verständlich wähnt, er habe sie verstanden, wenn er sie bloß höre, und dahlt mit ihnen wie der Tropf mit den Kindern tut, die ihn verachten. Wenn so durchgängig, wie in der griechischen Urgeschichte und -Mythologie geschieht, der oberflächlichste Anschein für die Sache genommen wird, dann allerdings muß der Philister die Zumutung, sich klein zu fühlen, nicht länger befürchten: dann ist die hellenische Vollkommenheit, die er ungern zu protegieren aufhören würde, aus borniertem Spuk, aus Fetischen und Totemismus, aus Bestialität und dem Tierglauben entstanden,

von dem Rühmens gar kein Ende mehr ist, ganz wie seine eigene Herrlichkeit aus dem Wüstesten kommen muß, alles Schöne vom Verhaßten, das Süße vom Sauren und Gott von Luzifer. Der alte bürgerliche und weltbürgerliche Wahn der europäischen Aufklärung, der Wahn vom finsteren Mittelalter und barbarischen Urzeiten, der zwischen dem Jahr des „Laokoon" und dem der „Geschichte der deutschen Sprache" den zusammenhängenden Angriffen von drei Generationen deutscher Kritiker und Dichter allerorten erlegen ist, blüht heute nirgends so wie im enrichierten und verrohenden Deutschland, wie er am edlen und verarmten Deutschland seinerzeit sich brach; er blüht mit anderen Formen und Farben, papierner, methodischer, versteckter, aber aus der gleichen Wurzel, und auch der Duft ist derselbe. Neu ist nichts als das falsche Pathos, dem gegen Aufklärung und Philisterwesen kein Wort bitter genug ist, indes doch der Philister zum prästabilierten Ziel aller Entwicklungen, die Frau Pastorin zur gesprengten Blüte so unscheinbarer Knospen wie Briseis und Megara wird, indes doch alles beträntе Grablinnen und alles schimmernde Festgewand und alle zerschossene Fahnenseide des Menschengeschlechts auf den Bratenrock des Parvenus verschnitten werden kann; und dieser Kontrast soll niemanden irren: die Form des schlechten Gewissens, die Angriff für Parade braucht, die immer ein Phantom und möglichst kein anonymes schilt, während sie in Wirklichkeit nur von sich selber spricht, ist einer der bestürzendsten pathologischen Züge der Zeit. Und schließlich: es ist nicht einmal Glaube, der sich selber von Aberglauben herleitete, sondern frömmelnder Unglaube, der den „berechtigten Kern" des

Glaubens „herausschält", der mit anderen Worten ungeniert sein, aber auf die aristokratischen Avantagen des Glaubens nicht verzichten will, und der eines fürs andere setzen kann, weil er eines wie das andere gleich herzlich verachtet. Jeder wahre Glauben konstruiert sich als direkt vom Lichte stammend, als plötzlich offenbart, als Anfang nicht als Ende, reißt seinen historischen Zusammenhang nach rückwärts als Revolution ab und postuliert ein künftiges Reich. Mit jedem Glauben würde es uns leicht fallen, ins Verständnis zu treten; geschieden sind wir von der *setta dei cattivi A Dio spiacenti ed a nemici Sui.* Mit jedem Glauben teilen wir die aprioristische Gewißheit, die bis zum unwiderlegbarsten Beweise nicht ablassen wird, den Gott noch zu suchen, wo er sich am tiefsten verbirgt: die Gewißheit, daß Licht den Menschen eingeboren ist, nicht Finsternis, und daß Verfinsterung sein Erdenlos ist, nicht Erleuchtung; daß ins Licht als in sein weltlich bitter angefochtenes und zäh einbehaltenes Erbrecht rückstrebend einzutreten im Leben des Einzelnen wie dem der Völker und Rassen das durchgehende supreme Prozeßmotiv ist. Noch ist kein Essig durch Klärung süß geworden und kein Afterglaube durch Entwicklung Glaube, keine Empfindsamkeit Gefühl, kein Häßliches auf keinem Wege Schönheit. Wohl liegt in dem hellenischen wie in dem germanischen Uraltertume neben der zagen Süßigkeit, die nur die hoffende Zunge schmeckt, wie in der kindischen Traube ziehende Herbigkeit genug eingelagert, die der Verwöhnte ausspeit, der Bleichblütige mit Begier verschlingt, der Winzer, süßer Rebenblust gedenkend, süßen Most erwartend, bedächtig verkostet. Er, dem die Götter ihren Schößling ver-

traut haben, weiß es wohl, daß von Frühlingen seine Herbste stammen, daß der Göttersohn, den seine Keller fesseln, der gequälte Saft freier Reben hier in ekler Maische verzweifelnd, dort in Dauben tobend, die ihn umschränken, in langer Knechtschaft der Blume wieder zureift, aus der er am Junihügel dienstlos im Kusse des Himmels gedieh. Ein Arkadien also brachten die riesigen und reisigen Hirtenvölker nicht nach Europa, die über geschmeidige Dörfler und goldhäufende Despoten und geschnürte Weiber hereinbrachen, Burgen nehmend und brandschatzend, Löwen würgend, tausend Farren mit Lanzen weidend. Wären sie anders gewesen, des Blutes schonender, das sie für heilig nicht für offizinell erkannten, so hätte sich nach der iberisch-ligurisch-karischen Schicht eine punische und schließlich eine mongolisch-arabische um das Mittelmeer gelegt und die Geschichte der Welt wäre zu dem irrsinnigen Gewusel eines Ameishaufens geworden. Als Gottes Kinder haben sie sich gefühlt und das Ungewisse so gefürchtet und geliebt wie alle starke Menschen es lieben und es fürchten; daß sie aber an die neidischen Götter geglaubt hätten, leuchtet nur solchen ein, deren Enkel es für dokumentiert halten werden, daß ein gewisser geistreicher Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts die Objekte für tückisch gehalten habe. Ihre Frauen haben sie geliebt und getötet, inbrünstig begehrt und als spröde und herbe, wie als reifende und schwellende, als niederzuringende und als errungene tausendfach vergöttert, waren Manns genug, sie glücklich und unglücklich zu machen, Manns genug und Wert genug, daß ihre Frauen statt ihrer starben. Daß sie Pastorinnen gehabt, ist nicht bezeugt, und daß das Gespenst der Frauenwürde neben

anderen langweiligen Kaffeegespenstern bei ihnen schon umgegangen wäre, ist sogar unwahrscheinlich, denn solche Greuel pflegten sie mit gewissen unzweideutigen symbolischen Gebärden abzuwehren, wie gewisse weibliche Gespenster sie höchstens durch die Finger blickend ertragen. Eh sie in die große Kelter der Geschichte fielen, die sie zerstampfte, zertrat und mißhandelte — ihre Trebern faulen noch an allen Gestaden des odysseischen Meeres — haben sie in Heldengesang und Heldensage Urkunden ihrer Jugend gelassen, die uns voll gelten und die durch nichts zu entwaffnen sind, was an Verdumpfung der Seßhaftgewordenen aus stagnierenden Lokalen — wie leider dem Askra Hesiods — uns sonst bekannt wäre; und wie die Ausdrücke ihrer Sprachen, Afterglaube und Superstitio hinreichen, uns erkennen zu lassen, was sie für das Prinzip, was für die Ausartung hielten, so sollten diejenigen, die auf Hesiod ein apokryphes vorhomerisch kontinentales Altertum des Hellenischen begründen wollen, gerade Hesiod beschämen, der, aus dem eisernen Alter ins goldene und heroisch rückwärts blickend, Ausartung, wie sie ihn umgab, mi gewaltigen Predigerworten umreißt. Die Tapferkeit und Hoheit des alten Glaubens, der Seelenadel und das Schicksalsgefühl, der Ausgleich mit Gott und die Kraft ungeheurer Hingebung an das Eine, was nottut, Liebe und Transcendenz, wie der arische Heldengesang sie an den Anfang seiner Erinnerung stellt, haben die Nachfahren derselben Völker so rein erst auf dem Leidenswege der Philosophie, wie der Wein die verschollene Blume, hier und da wieder gefunden — in Platon, in Hegel. Denn

Denken ist ein heimliches Gedenken, und wir sind nicht was wir sind, sondern was wir wieder werden können.

Man sehe uns die Abschweifung nach, die wir gern vermieden hätten. Wer in Zeiten eines so allgemeinen geistigen Unrechts, wie den unsern, Recht sprechen will, weiß, daß er in fast jedem Falle das Recht, nach dem er spricht, erst zu schaffen hat, und niemand kann gehalten sein, ein Recht von ihm zu nehmen, dessen Voraussetzungen ihm ungewärtig bleiben. Was das Menschenopfer nicht war, haben wir gesehen; von Blutgier und Grausamkeit haben wir es geschieden und in den metaphorischen Zusammenhang von Blut und Odem mit Leben, der die ganze urgriechische Bildersprache des Glaubens an lebendige Kraft beherrscht, ist einzugehen nicht dieses Ortes. Was aber war das Opfer des Admet und der Alkestes? ein Verzichten haben wir es genannt, aber es ist mehr als das. Erst die Einsicht in die allgemeinen, durchgängigen Voraussetzungen, die seiner bedurften und deren es zur Heiligung bedurfte, kann unsere Begriffe determinieren.

Denn wenn wir uns nun zu der pheräischen Frau zurückwenden: Was ist auf dem bisherigen Wege gewonnen? Wir erkennen, daß Admet ihr Leben für das seine nicht kann gefordert haben, wissen, daß sie es nicht ihm, sondern dem Geschlechte gegeben hat. Wir ahnen, daß dieses Geschlecht das Leben seines teuersten und vornehmsten königlichen Mannes in einer ungeheuren Lage auf einem Altare um Sieg, als Pfand auf Sieg hatte einsetzen wollen, und das schon zu einer Zeit, in der die langsam ausgeprägte

Unentbehrlichkeit des höchsten Mannes einer adligen Blutgemeinschaft das Gottesrecht auszuwiegen drohte, indem sie ihrerseits verbot höchst reale Siegesgarantien zu verschleudern. Darum hat Admet, darum der thebanische Rachekönig nicht mehr sterben dürfen. Wir erblicken ein Volk, das die Institution und ihr so mächtiges wie machtschaffendes Gefühl so wenig aufgeben kann wie den König, und das sich nach Vertretungen umzusehen beginnt. Für diese Vertretungen, mythische Integrierungen einer langsamen geschichtlichen Wandlung bietet das Iphigenienopfer das klassische Beispiel. Auch hier war Agamemnon ursprünglich das verlangte Opfer, das Faustpfand ans Ungewisse für gewissen Sturz Trojas — die bekannte Motivierung durch Waidfrevel an Artemis gehört erst der Umdichtung im Sinne einer neuen Erlösungs-Religion — und über Iphigenie zur Hinde sind die einzelnen Stufen der Ablösung des konsequenten Brauches klar ersichtlich. Admet ist genau in der Lage Agamemnons und wie neben diesem Kalchas, der gottkundige Mann neben dem Herzog, so hat auch neben jenem der Opferfordernde, Gottverbündete, der Exponent des religiösen Bangens im totbereiten Stamme gestanden, den die Achäer an der Seite des Königs ganz so gut kennen, wie Germanen und Geten. Seinen Platz in der Sage hat, wie wir sehen werden, Apollon geerbt und nicht ohne Grund. Aber die Variation der beiden großen, achäischen Sagen liegt ganz in den Frauen. Der Konflikt ist in der Trojasage zerdoppelt, und während Iphigenie willenlos bleibt, liegt Wille und leidenschaftlichster Widerwille, die ganze Tragik jenes Opfers, in Klytämnestra und fließt

mit allen ihren Folgen aus ihr allein: ein immer übersehenes und bedeutsames Indiz für den jungen Zug in der Sage, für die seelischen Stürme, von denen die erste Zeit des Überganges zu solchen Vertretungen des Unentbehrlichen durch das Entbehrlichere begleitet waren und füglich begleitet sein mußten. Denn es leuchtet unmittelbar ein, daß, wenn das echte Opfer des höchsten Mannes in einem kolossalen Sinne fromm, legitim und sachlich sein konnte, kraft der leidenschaftlichen aushaltenden Konsequenz des Gefühls, — jedes Paktieren mit dieser Konsequenz zu einer sittlich wesentlich prekäreren Theologie zu werden drohte. Die Institution war, was sie war, ganz; reformierbar war sie nicht, und die Versuche, sie zu reformieren, mit dem Transcendenten zu transigieren, haben in dem adlig fühlenden Volke eine Gewissensnot erzeugt, die für die hilflos gewordenen Frauen die Arme neuer Götter, eine Religion der Erretter herbeirief. Das hellenische Wesen hat, solange es in einem starken Leibe umging, die eigenen Korrektive gegen die eigenen Diätfehler und Selbstvergiftungen in Fülle erzeugt und alle unseren posthumen Vorhaltungen, betreffend ihre Maßüberschreitungen — ein genus dicendi, das in die Mode gekommen ist — haben etwas trostlos müßiges, besonders verglichen mit der mehr als mitfühlenden Apologetik, die der schon sehr frühen griechischen Auflösung aus Gründen beizuspringen pflegt. Hier aber ist aufs genaueste zu erwägen: wohl sind innerhalb der Sippe alle Arme, die nicht Schwertarme sind — Kinderarme und Weiberarme — minderen Wertes, weil auf der Schneide des Schwertes das ganze Leben steht und sie nicht zählen können, wo

jedes Schwert zählt und gilt. Aber Weiberverachtung haben die Griechen in ihre europäischen Sitze nicht mitgebracht, leider allerorten bei ihren mediterranen Vorwohnern angetroffen und in der Verschmelzung langsam übernommen. Vor ihren Gedanken stand nicht, wie vor denen Catos, die bürgerblütige Bürgeramme als Idol der Kinderstube und der Schrecken vielbeschäftigter Geschäftsleute, und nicht wie vor denen aller weibischen Männer, die von Natur misogyn sein müssen, die Zweiheit der dummen Gynaikonitis und des klugen Liebchens, sondern geharnischte Jungfrauen, unnahbarer, hinreißender Trotz „Burgen mit stolzen Mauern und Zinnen, Mädchen mit hohen höhnenden Sinnen". Es sind Ideale einer bewegten, ritterlichen Welt — daß sie ritterlich in jedem, aber auch in jedem Sinne war, beweise den Puppenschreibern das große Problem der trojanischen und der wiedergekehrten Helena — sind mit jedem ritterlichen Zeitalter wiedergekehrt, als Gudrun und Brunhild, als Antikonie — gesegnet sei ihr griechischer Name — und Orgeluse und Bradamante, und haben unter uns in Kleists großer Seele ein höchstes Nachleben gehabt, auf finsterem Grunde in Penthesilea, auf lichtem in der anbetungswürdigen, herb-süßesten Gestalt seines schönsten Dramas. Sie waren ihren Männern ebenbürtig und haben sich wie die Männer für Männer in die Unsterblichkeit gestürzt, gegeben, was auch der Mann durch kein Opfer übertreffen konnte, Leib und Blut; und wenn die Pfaffen klagen, daß in Pindar höchstens Löwenjungfrauen zu finden seien, aber so gar kein Bild weiblicher Würde, und daß die Menschheit bis aufs protestantische Pfarrhaus

habe warten müssen, ehe sie das Weib als ebenbürtig tätige Genossin des Mannes erblicken durfte, so weiß man kaum, ob man den gelehrten Herren bemerken soll, daß die Zeitgenossin Admets gewissermaßen keine Bäffchen trugen. Wir haben vor dem protestantischen Pfarrhause, das in Lessing den Richter über alle Götze und Klötze, Zeloten und Geheimräte und in Nietzsche den Todfeind der Afterphilologie hervorgebracht hat, einen viel zu großen Respekt, um es durch den falschen Brustton solcher Vergleiche lächerlich machen zu lassen.

In die Reihe dieser Frauen gehört Alkestis, in eine ältere Schicht als Iphigenie. Sie ist eine Schwester der Pindarischen Kyrene, ja, ist nach der anderen Seite, wenn man schon mit Worten spielen will, eine Schwester Klytämnestras, mag auch das Paar so ungleich werden wie Antigone und Ismene, Elektra und Chrysothemis, Helena und Klytämnestra selbst. Freiwilligkeit ist der Sinn des alten Opfers, und mit dem Verschwinden dieser ursprünglichen Freiwilligkeit beim Designierten wird das Opfer problematisch. Alkestis und Klytämnestra sind zwei Lösungen des Problems, wie in der weitergebildeten Alkestis-Sage das ganze Haus des Admet, wie der Vater Pheres bei Euripides, der die Vertretung weigert: Aber Gewalt bricht den Widerwillen, Iphigenie wird ein unfreiwilliges Opfer, und ein Zeitalter des Geschlechtermordes dräut herauf. Alkestis in der älteren und darum minder rohen Sage, läßt sich nicht bitten, wartet nicht und stirbt, weil sie weiß, daß nicht sterben darf, der sterben soll. Sie türmt auf das freiwillige Verzichten, das in der Handlung des Geschlechtes an seinem vornehmsten

Manne postuliert war, den zweiten höheren Verzicht und tritt sterbend als erstes Individuum einer neuen Zeit neben die aussterbende Individualität der götterblütigen, den Gott perpetuierenden Sippe, indes aus ihrem Tod ein Dreifaches entsteht: historisch der Sieg, künstlerisch Legende und Poesie, seelisch eine Religion als Ausgleich des bleibenden Leidens an Inkongruenz, das selbst die heroische Vertretung in dem unfehlbar registrierenden griechischen Seelentakte hinterlassen hatte. Denn es ist hiernach klar, warum ihr Opfer, als für das vorliegende Bedürfnis genügend, von der Sippe zunächst angenommen werden mußte und konnte; aber es wird aus dem Weiterleben und den neuen Schicksalen der Sage ganz so klar, daß die letzten rechtsprechenden Instanzen in den Tiefen des Volksgeistes, die musischen und religiösen, sich geweigert haben, die ungeheure Stellvertretung als Präcedenz und gültig zu ratifizieren. Sie haben gewissermaßen, und lange vor Euripides, lange vor den widrigen Verzerrungen, über die Euripides den Stab bricht, die Akten eingefordert und neues Recht geschaffen, in der Form, in der die Urzeit es ehemals und der Dichter heute noch tut, in der des Paradigmas, des Gleichnisses für Gottes Walten auf Erden.

Aber wenn wir gemeint haben, Alkestisopfer und Iphigenienopfer einander soweit nähern zu können, so darf der Leser fragen, wo in der pheräischen Geschichte die Analogie zur Trojafahrt sei. Die Antwort muß lauten: sie ist in der oben berührten Umformung des Vorganges verschollen und durch nichts mehr sicher herzustellen. Und dadurch wäre uns auch die Mög-

lichkeit entzogen, auf die dritte der eingangs aufgestellten Fragen, die nach Umständen und Sphäre des Menschenopfers zu antworten, wenn nicht ein ehrwürdiger Zufall uns in Stand setzte, ein solches Opfer zu schildern und dem Dichter der neusten Alkestis von ganz anderer Seite her eine Luft zuzuhauchen, die gerade ihn mit dem Atem der Tragödie anhauchen wird: Ewig schade, daß er nicht einen der Tage, da er sein Stück erfand, im Pausanias geblättert hat. Ein Blitz hätte seine mit Zunder bereitliegende Vision in Flammen gesetzt, und er hätte auf einem rauchenden Hintergrunde die Gestalten in ihrer wahren Farbe gesehen, die imstande gewesen wären, wer weiß, die Masken des Euripides zu überstrahlen: mehr noch, sie wären ihm bekannt entgegengekommen, denn schon als er für den Tod des Tizian die Tonmassen mischte, hatte er nach diesen Tinten gesucht und sie nicht gefunden. Man höre also und wappne sein Herz mit Eisen: es ist kein Spaß, den wir erzählen, sondern eine schaudernde, schwärende Geschichte, die ahnen läßt, vor welchen Abgrund ein edles Volk geraten mußte, ehe es sich ans Leben griff, damit er sich schlösse.

Der Abgrund ist der Todeskampf der Dorer von Messene gegen den ebenso todeswilligen Entschluß der Dorer von Lakonien, mit dieser Unabhängigkeit im reichsten Peloponnes aufzuräumen. Erzählt haben ihn verschollene Dichter, die, wenn je einer, groß genannt zu werden verdienen. Ein bescheidener, fleißiger Nachbar, ungeschickt, wo er selbständig sein will, aber bei aller barocken Art unendlich zartfühlend und getreu, wo er altertümlicher Hoheit auf der Spur ist, der von kindischem Undank vielgescholtene Pausanias erzählt ihnen die mäch-

tige Geschichte so nach, daß man den langsam vorbereitenden, die Menschen und den Ton ins immer Drohendere steigernden Künstler hinter den Geschehnissen geisterhaft spürt. Da sind die mythischen Keime des Hasses und Unheils; da sind die ersten halb zufällig rohen Gewalttaten und ihre scheinbare Beilegung, indes der Hader unterschwelig wird; da ist der zufällige Anlaß, der die Flamme herausbrechen macht, jene unerhörte Geschichte von dem messenischen Kohlhaas und seinem eiskalten, lakonischen Peiniger, von dem versagenden Rechte, das den friedesuchenden Mann zum Verzweifelnden und den Verzweifelten zum Straßenräuber macht. Da ist der Krieg und der heimliche Schwur der Lakonischen untereinander, kein Opfer zu scheuen, kein Gut zu schonen, in keiner Zeit abzulassen, ehe Messenien ihnen schwerteigen geworden sei. Dann kommt die erste lakonische Tat, die nächtliche Zerstörung von Ampheia, dann die Schlachten, die erste, die zweideutig bleibt, die zweite fürchterliche mit ihren episch starren Zügen von Todestrunkenheit, mit ihren Hopliten, die vor dem Kampf den Feind schelten wie Kelten oder Germanen oder homerische Könige, mit Verwundeten, die blutend weiter fechten, indes die Heilen sie anflehen, nicht abzulassen, solange sie sich noch regen, mit den Sterbenden, die mit dem letzten Ausatmen die Kämpfer bitten, wie sie den letzten Odem daran zu geben — mit den zwei kämpfenden Königen, die sich unter Streichen die Greuel ihrer Ahnen vorwerfen, mit dem ganzen prachtvollen Verkürzen, Anschwellen und Aufbrausen, das nur das Heldenlied europäischer Völker besitzt. Ein messenischer Flügel wirft den lakonischen,

ein lakonischer den messenischen, die Zentren wanken nicht, das Rasen kommt zu keinem Siege, nur der Tag wird Nacht und macht ein Ende, das kein Ende ist. Dann kommen zu den Messenern, wie zu Faust, der Mangel, die Sorge, die Not — Hunger, Bangen vor dem Ungewissen, Pest.

Noch fehlt die Schuld. Aber nachdem sie die Burgen des Mittellandes geräumt haben und die homerisch berühmten, unzähligen Staffeln zu der steilen Ithome erklommen haben, ein Volk mit Weibern und Kindern hinter dem König, fordern sie das Ungewisse zum Zweikampf und schicken einen Menschen nach Delphi; an den heillosen politischen Gott, der längst mit allem böse werdenden des Herzens im Bunde ist und nun ins Unentschiedene greift, um die Armen schuldig werden zu lassen. Von dem Stuhle des Unheils, den der Herakles seiner Dorer, der Herakles der Alkestis-Sage, der Herakles des Einspruchs gegen feige und feige machende Rechtsbeugungen umsonst aufgehoben und davongetragen hatte, von diesem Stuhle, wo immer das Opportune gesessen und seinesgleichen geschaffen oder geduldet oder mit seiner giftigsten Waffe dem Wortschalle des sittlich Prinzipiellen versehen hat — von dort kam die ganz und gar delphische Antwort: Menschenblut zwar müsse fließen, Mannesblut, Königsblut: Aber da es delphisch ist, sich an Formen genügen zu lassen, wo die Sache, die ganze Sache teuer zu stehen käme, so wiederholt sich nicht die Admetsgeschichte, sondern der Gott verlangt von vornherein die Imitation; ein Mädchen aus Aipytidenblute soll ausgelost werden und nächtlicherweile

am Altar stürzen. Auch das dunkel ausweichende Schlußwort fehlte nicht, in dem der Gott auf jeden Fall durch einen miteingespielten Formfehler aus der Verantwortung entrann und sicher in der Klausel saß, indes Unglückliche vornüber in ihr Schicksal fielen. Immerhin ist die Freiwilligkeit des Opfers in der Form gewahrt, insofern als nun der Vater das Wertobjekt einer heiratsfähigen Tochter gutwillig herauszugeben hat. So wird nun über die ausgefundenen herausgeholten und zusammengetriebenen Mädchen das Los geworfen, und es fällt auf die Tochter eines Lykiskos; und hier beginnt die erste Retardation. Denn der Seher, der dem Schauerlichen anwohnt, spricht gegen diese sein Veto, weil sie den Forderungen des Gottes nicht entspreche und seine Verheißung daher nicht vermitteln dürfe: Sie sei vom Weibe des Lykiskos untergeschoben, fremden Blutes und untauglich. Besäßen wir den Orakelspruch in seiner echten Form, wo würden wir klarer durchschauen, was es bedeutete, wenn während der Rede des Sehers Lykiskos seine Tochter oder Ziehtochter heimlich aus dem Kreise zog, und unbemerkt von dem überspannt horchenden Volke mit ihr talwärts nach Sparta floh, denn allem Anschein nach hatte der Gott, der schon die erste Vertretung ausdrücklich gefordert hatte, schon eine weitere heimlich im Einverständnisse mit dem Seher gebilligt und das Aipytidengeschlecht durch eine Klausel außer Gefahr gebracht, in der er händlermäßig seine wirklichen Limiten angab: Königsblut im eigentlichen, wie im übertragenen Sinne nur als archaische Konvention, unentbehrlich nur Freiwilligkeit des Erstellenden: denn er macht es zwar billig, übernimmt aber nicht die

Blutlast der Gewalt: er ist Phoibos, der Reine, der nichts gesehen hat. Alle Sicherheit hierüber ist in der wiederholten Umformung der Vorgänge verloren gegangen, und das wirkt so schwerer, als das später geknechtete Volk nicht verfehlt haben wird, seinen Untergang eben auf Abweichungen von der Gottesforderung und aus allgemeinen Unterlassungen herzuleiten.

Die Freiwilligkeit war durch die Flucht des Lykiskos mit dem Opfer verneint worden und der Moment fürchterlich; das ganze Volk, das eben noch in der Schlacht den Tod herausgefordert hatte und morgen ohne Bedenken das Gleiche getan haben würde, verzweifelnd. Neues Losen war ausgeschlossen, das begonnene Einverständnis mit dem Ungewissen gebrochen, und an allen Versuchen, es wieder zu erzwingen, mußte das Gewaltsame haften; und jetzt ruft eine neue Stimme aus dem Haufen heraus, der Gott könnte haben, was er wolle. Ein Adliger, Aristodemos, bietet dem Volk seine Tochter an. Daß sie königsblütig war, wird behauptet, aber durch nichts wahrscheinlich gemacht, und nur die Freiwilligkeit kann dem Spruche genügt haben. Indes das Volk schwankt, ob es das Ungeheure annehmen müsse, oder ausschlagen dürfe, meldet sich ein neuer qualvoller Menschenton zum neuen Veto. Ein junger Mensch liebt das Mädchen und setzt das Ungeheure gegen das Ungeheure, um sie zu retten. Nachdem sein erster Einwand, die Angebotene sei ihm in Form Rechtens verlobt und außer Verfügung des Vaters, an der extremen Not der Stunde abgeprallt ist, setzt er, nur im Gedanken an ihr bedrohtes Leben, mit wilder Unbedenklichkeit ein, was einem Mädchen

zum stolzen Weiterleben mehr als alles nottut: ihr Magdtum sei in Fetzen, sie trage von ihm, und der Gott könne sie nicht brauchen.

Aber was den letzten Hauch darangesetzt hat, das Auflodern der tragischen Flamme zu verlöschen, ruft jetzt den Sturmwind herbei, der in ihre wartenden Funken fällt. Es ist nichts aufzuhalten, und seit alles vertreten werden kann, kann alles überboten werden. Der unglückliche Vater, der es sich eben abgerungen hatte, mit dem ehrlichen Blute seines ehrlichen Kindes sein Volk zu retten, jählings abgewiesen, geschändet und, wie er weiß, durch eine entschlossene Lüge geschändet, macht so oder so ein Ende — als Opferer, als Strafer, als Verteidiger? er weiß es nicht mehr. Das Mädchen liegt in seinem Blute, ist schon zerhauen, ausgeweidet, und ein wahnsinniger Triumph fordert alle Zweifler auf, den Finger auf die noch zuckende Wahrheit zu legen und zu verzweifeln. So haben sich die Rollen gräßlich vertauscht: Der Opferer des Mädchens ist ihr Mörder und dadurch ihr Reiniger, dadurch der Gehorsame seines Gottes, der möglich-unmögliche Retter seines Volkes geworden. Gegen den, der ihr Retter hatte werden wollen, und nun als ihr verleumdender Schänder dasteht, kehrt sich die Raserei des Volks, das sich durch ihn um Volk und Heil betrogen glaubt, und sein Blut mischt sich nicht mit dem ihren, so daß mit einem höhnend letzten Ausgleiche der Tod sie einander versichert. Inzwischen schwillt die Stimme des Volkes, das eine Erneuerung der Losung und der Opferhandlung fordert, bis zum Seher. Das Volk weiß mit untrüglicher Genauigkeit, daß es mit Blutvergießen nicht getan ist, und daß schlecht

vergossenes Blut nicht bindet:[1]) Und der Seher, der versuchen muß, die schmerztrunkene Menge wieder unter den Gott zu bringen, erklärt die Tat des Aristodem für Mord, nicht Opfer, die Frage für offen, den Gottesspruch für unerfüllt. Hier greift der König ein und macht dem Wüten ein Ende. Der getötete Jüngling hatte zu seinen nächsten Freunden gehört, die Aipytiden, gegen die der Volkswille nach Sicherheit sich nun mit neuem Anprall richtet, sind seine Magen und er versucht zu schützen, die Verzweifelten zu überzeugen, daß der Tod der Aristodemtochter genügen müsse. Alle Edlen, deren Kinder gefährdet sind, stimmen ihm mit leidender Erregung zu. Das Volk, das den König und die Geschlechterherren so einmütig überredend und zukunftssicher sieht, hat den Moment entsetzten Zauderns und Unsicherwerdens, den angreifende Löwen vor Ungewohntem haben, fühlt sich an einem dunklen Punkte taumelnd und gebrochen, und will nun kein zweites Opfer mehr, wie der Löwe, der das erste fehlte. Halb glaubend, halb gepeinigt dreht es sich ab und verschwindet in das Aufrauschen eines Götterfestes und dem Rauch unblutig sühnender Altäre. Sie glauben schließlich doch, den Gott im Zuge zu haben und die Lakoner, die davon hören, unterbrechen sofort den Krieg und legen vom Könige bis auf den letzten Mann den

[1]) Die Schwätzer des Blutzauberglaubens seien eingeladen, das Griechische nachzulesen, wenn sich ihr Widerstreben davon überzeugen läßt, daß mitten in diesem Fürchterlichen der zarteste, vielleicht ein fürchterlich zarter Rechtsakt waltet. — Die genaue Folge und Verteilung des Vorganges, die Pausanias aus lauter schon vor ihm abgerissenen Fäden nicht hat herstellen wollen, haben wir nach Möglichkeit geschlichtet.

Wagemut als Frevel vor dem Gotte des Ungewissen zu Boden. Für diesmal ist Messenien gerettet.

An diesen ungeheuren Szenen stehe hin, was einer verwandelten Zeit gehört, eine Fülle von Entartung im einzelnen, die schon fast italisch bäuerliche Verschätzung der Frau als eines wertvollen Besitzstückes unter männlicher Waltung, die Karikatur der Freiwilligkeit, die in ein gar nicht mehr sich selber aufopferndes Individuum hineinverlegt ist, die entsetzlich weiter gefressene Schwäre des apollinischen Opportunismus, des alten, sündigen, ungriechischen Frauenverderbers, des Maklers mit Seelen, der mit dem Ruin Aller handelt, dem Opfer das Unbedingte nimmt und es damit böse, nutzlos und sinnlos macht, dem Geschlechteradel leidenschaftliche Transcendenz erläßt und ihn als weltlich konstituiertes Patriziat den Demokratien in die Arme zu liefern im Begriff ist. Es ist nicht allzu schwer, von diesen sekundären Zügen des Verfalls abzusehen, denn neben diesem Gotte, der allen zu sagen scheint: „Die Welt ist leichter als Ihr Euch vorstellt, geht hin und seid klug", steht hier deutlich eine großartig unkluge und seelenvolle Menschheit mitten in der schweren Welt. Die Stimmung wie die Lage der Handelnden, die Farbe, die ihre Handlung aus Lage und Stimmung zieht, ist so altertümlich rein und echt, daß wir sie ohne Bedenken für das Opfer von Pherä ausnutzen, die Messener, die den Tod der Aipytidentochter forderten, unbedenklich mit den Äolern identifizieren können, die den der Alkestis annahmen; von hier aus, mit einem Worte die Sphäre auch des alten Menschenopfers zu bezeichnen vermögen. Da aber diese Betrachtungen an ein modernes Alkestisdrama geknüpft sind, so versuchen wir immerhin,

diese Sphäre als Voraussetzung einer Handlung bis zu dem Punkte zu entwerfen, an dem eine eingangs angeknüpfte und fallen gelassene Gedankenreihe einer künftigen Wiederaufnahme harrt.

Zeusentsprossene Äolosenkel also, Kinder des großen Admet, im thessalischen Binnenlande vordringend, Weiler; Städte, Burgen brechend und für Jahrzehnte besetzend, im Kampfe mit den Königen der altsässigen Völker in den Ebenen, mit Ungetüm und Unwetter und Wildland an der Gebirgsflanke, drängende Vettern im Rücken, mit Vorzüglern allerseits an spürende Brüder streifend, bereiten sich zu einer gewaltigen Unternehmung auf einen neuen Sitz, eine neue Macht, eine winkende Beute: Zur Wegnahme der festen Quellenstadt von Pherä, wo aus ewigem Brunnen das liederblühende heilige Wasser springt, Kühle aus geheimnisvoller Ader schöpfend, auch wenn die Dürre das träge Flußbett versumpft, klar noch, wenn durch Laubreis und Schneeschmelze die entwurzelte Pindustanne gelbe Ströme abwärts zum Meere fährt. Ihre Kundschafter, hinter den gefesselten Hörigen, auf die Rosse geduckt, sind in der Dämmerung um die Mauer geritten, die unter Leierklang Hünen zusammengefügt haben, und haben ein Viertel des reisigen Nachthimmels ablaufen sehen, ehe sie am ersten der hundert Tore zurück waren. Heimreitend haben sie der heiligen Sänger einen getroffen, der die Königshallen kennt, und haben ihn, statt des Hörigen, den sie an den Sattel seilten wie einen Schweißhund, vor sich aufsitzen lassen. Und des Abends, da der Sänger am Herde des Königs das Medusenlied sang, vom Kraken und der Königstochter und von dem Helden, dem die Götter

gefeite Waffen gaben, geflügelte Stiefel und einen hundsfellnen Helm und ein krummes Winzermesser, vom Kampf mit dem Kraken und dem Beistand der Jungfrau, und wie der Held das Leben wagte und den Greuel köpfte, und von dem Flügelrosse am Ringsiegel des Königs, das Helden zu den Göttern trägt, — des Abends erzählte er auch von der gefeiten Riesenmauer, die nie ein Heer genommen habe; daß sie nicht nur den Hauptbronnen umläuft, sondern auch die fünf Nebenborne, und von jedem sang er eine Geschichte; daß sie nicht nur die Burg auf dem steilen Steine einschließt, sondern alles, dessen ein beranntes Volk bedarf, um auszuhalten, wenn Feinde das Land schatzen, Dörfer sich leeren und der Bauer die Habe ins Bergende fährt. Alle Windungen kannte er, und alle Ausschweifungen, und alle Wehrhaftigkeit des göttlichen Werkes, und wie sie da einen Hügel mitnimmt, auf dem in tausend Pferchen die schönbunten Färsen brüllen und trotzige Hirten auf unendlichen Darren und in versteckten Klüften den dorrenden Käse und den abgestellten Zieger bewachen und wie sie zwanzig Tagwerk Feld einkreist, auf denen Farren die Pflüge durch duftende Scholle reißen, und hier an den lotrecht steigenden rebentragenden Bergsturz geschlossen ist, und da im Plane streicht, turmstarrend. Und da der Sänger dies gesungen hatte, dachte der eine an dies, der andere an das. Die Greise an die vielen Kinder des Volkes und die schwindenden Herden, seit im bösen Walde die Bremen über die Kühe hereingefallen waren, und daß die Männer den Tag mit Jagen verschweiften, um Wildbret zu schaffen und nur ihre eignen kraftlosen Häupter daheimblieben,

um die Schwachen zu schützen, und daß alle Jungfrauen und alle Frauen, die noch nicht geboren hatten, den Bogen trugen, wie Artemis und die Lanze wie Athene und zu den Göttinnen nicht nur um gelinde Wehen baten, sondern um Schutz und Trutz gegen Gewalt von Feigheit in Waffen; und daß die Jünglinge sich bei den schwülen, braunglänzenden Eigenmägden verlagen. Die Jünglinge aber dachten es anders und sahen vom Sänger zu den Männern und sahen auf Alkestis, des Königs ernstes Brautweib. Bei dem Sänger dachten sie an den Ruhm, bei seinem Liede an Helden, die ein blutiges Schauderhaupt in der Faust und etwas Herrliches im Arm auf Flügelrossen fahren und ewig im Liede leben. Bei den Männern, die sie mit heißen Augen neidend streiften, dachten sie der ungerechten Fügung, die denen die Gefahr des ersten Glieds, den ersten Griff in den Raub, das berühmteste Tun zuschob und sie pochenden Herzens ihres Tages warten ließ. Dann bei Alkestis schämten sie sich und erbitterten sich und gelobten. Wilde schnelle königliche Mädchen sind für den Schlukker schlecht anzugreifen, denn sie fragen nach seinen Taten und nennen ihn einen Bettelhasen. Zu Königen geht keiner freien ohne Macht; Herden und Schätze sind zum nehmen da, warten auf löwenblütige Überwinder, und alles letzte in der Welt ist Kauf, Herz um Herz, Mann um Weib, Macht um Wonne, Sieg um Tod, Gleich um Gleich, Leben um Liebe. Und die Männer dachten ihres Namens und daß er verfiel. Daß die Amythaoniden, meerwärts schreitend, Boten geschickt hätten, sie wollten freie Straße nach Süden und wohl gedächten sie des gleichen Blutes, aber ihrer

seien mehr Lanzen als der Admetiden und weniger Rinder: so schneller könnten sie auf Pherä reiten, und wen es treffe, den treffe Zeus; und die Männer gelobten sich und blickten auf den König, dem die große Ader an der Schläfe prall stand wie ein Strang, indes er den Sänger mit Fragen erschöpfte. Und Alkestis dachte was keiner weiß. Dies war das Schweigen in der Halle.

Die Tage vergingen, und vielen, die schwellendes Herzens gewesen waren, sank das Herz. Denn der stärkste Mut kennt das tiefste Erbeben, das der Tolldreiste nicht kennt und der dreiste Prahler nicht, der nur das Zittern kennt, noch der aus Handwerk gewöhnte Knecht des rohen Ares. Abends aber sang der Sänger, der heimische, nicht der fremde, lässigen Ohren die alte Admetostat, die Kunde von Leu und Eberschwein am Kriegswagen. Der Seher, der heilige Mann, der dem König nicht mehr von der Seite wich, hatte es ihn singen heißen und nicht vergebens. Und tags darauf luden die Königsboten, das Zwiesel in Händen, die Männer auf die Malstatt am Markte. Jeder mit zwei Speeren und mit Hunden und Söhnen und Dienern liefen sie zusammen. Da hielt der König ihnen ihr Schicksal vor und sagte, das Blut Admets müsse sich wieder wagen und betete zu Zeus und Hermes, dem Geleitsmann der Väter-Züge und den lichten Bruderhelden auf blanken Rossen, den Schützern der Blutsbrüder, die vom gleichen Wagen kämpfen, und zu dem Gotte des neuen ungewissen Landes, in dessen Obmacht sie stünden, seit sie es bewohnten, zum lautren Apellon, dem Herrn der Altäre zu Pherä, und der Straßen nach Pherä und aller Küsten des Meeres und der Straßen nach den Küsten, der weiß, wie

alles ausgeht, noch ehe es begonnen ist. Den bat er für die Admetiden um gewissen Sieg. Und danach stand ein Greis auf und sprach von den Helden der Vorzeit und gab dem Könige recht, und ein Mann sprach für die Männer und ein Jüngling haderte mit dem Manne, da gebot der König Frieden und hieß das Volk heimgehen und sich rüsten. Und da alle schon Aufbruch lärmten, stand plötzlich der Seher auf die niedre Bühne mit Weihekranz und Weihestab und heischte Ruhe. Wiederum saßen sie und waren seines Worts gewärtig. Da hieß er sie, eh denn sie die Berennung wagten, dem Apollon Opfer bringen, einen Stier jede Großsippe, deren aber waren zwölfe, und je einen Stier sechs kleine Sippen, deren waren vierundzwanzig. Sie murrten, aber sie gelobten die Gabe, und abends brachen die Stiere in ihr Blut, zu denen sah der Seher finster, denn der erste, den er schlug über dem Opfertische und brustgespalten hernahm, hatte ein halbverschwundenes Herz und kranke Nieren, das nannte er ein übles Zeichen. Und des Nachts fielen sie Pherä an, stürmenp gegen drei einander abgewandte Tore, des waren die Pheräer durch Kundschafter gewiß geworden und fielen aus; und der Sturm brach sich und ward abgeschlagen; und dem zweiten und dritten Sturme gelang es nicht besser, und vor jedem fielen Opfertiere, die Herden schwanden und aus dem mehr und mehr verlechzenden und kümmernden Vieh wuchs üble Vorbedeutung; und nach jedem Sturme wuchsen den Opfertischen gegenüber die Leichenmäler der Gefallenen, mehr denn hundert, und die Frauen und der Seher Apollons, der auch ein Arzt war, wie der Gott selber, der unheim-

liche Allvermögende, verbanden Wunden und schienten Glieder, Witwen heulten langes Sühngeheul durch schwarze Schleier und Bräute wurden unnütz. Da rief der König das Volk abermals zu Rate auf die Malstatt und brachte das Ding vor die Gemeinen. Und da er gesprochen hatte, stand einer auf, der hieß sie vom Vergeblichen lassen und sich zu neuer Fahrt rüsten. Neun Wochen schon lägen sie vor der verfluchten Mauer und vermöchten ihrer nicht, und allzu viele seien gefallen. Und da der König dawidersprach, so beschalt er ihn mit Lästerworten und den Seher, der dem Könige beistand, mit noch ärgeren, denn die Seher und die Könige hielten es immer miteinander. Und der eine sprach dafür und der andere dawider, doch waren die meisten des letzteren Sinnes und nur die Edelsten, aus des Königs eigenem Blute, hielten aus. Der Seher aber stand auf und sprach dräuende Worte gegen die Feigen und Laschen, da begehrte das Volk auf und wenig fehlte, so wären Steine geflogen und sie hinderten ihn am Worte. Da warf der König aufbrausend den Zepter in den Haufen und heischte Ruhe für den geweihten Mann; wenig wußte er, was er sich damit schuf. Denn, da der Seher nun endlich zu den immer noch Unbesänftigten sprach, so waren dies seine Worte: „Den Gott zu versöhnen, den die schlechten Opfer gekränkt und die abtrünnigen Gedanken beleidigt hätten, gäbe es nur ein einzig Mittel, das habe er ihnen offenbart, und nun solle jeder zusehen, ob der Seher es immer mit den Königen halte. Nicht eher werde Pherä fallen, als bis Blut, und nicht Kampfblut, sondern Opferblut, nicht der Opfertiere, sondern so edles wie das

der Kämpfer, das edelste aller Kämpfer, den Bund mit dem Gotte des guten Ausgangs gekittet habe. Fallen müsse am Altar der König, zu Sühne und Gelübde, zu Zwang und Eid, zu Gewähr und Sieg." Und das Volk erstarrte in Schweigen und keiner wagte ein Wort. Der König aber, beide Arme erhoben, stand vor allem Volke mit lauten Worten den Himmel bittend um ein Zeichen genehmen Tuns. Da krachte ein heller Donner vom Meere, tiefer und tiefer stürzend und rückend und wurde ein murrendes Grollen längs den Himmeln ringsum. Und der König sandte die Männer heim und ging selber zu seiner Halle.

Die Kunde aber von dem, was auf dem Markte sich zugetragen, war ihm schneller als er ging, vorausgeeilt, denn er fand sein Haus voll Weinen. Ihm entgegen kam eilenden Fußes sein Weib Alkestis, die Peliastochter, ein säugendes Kind an der Brust, tränenvergießend aus den ernsten Augen und umschlang ihn lautklagend mit ihren herrlichen Armen und die Dienerinnen, die mit ihr waren, erfüllten alles mit Klagelied und dumpfem Brustschlagen. Da nahm er den Buschhelm vom Haupte und sprach ihr freundlich zu und den Weibern verwies er das irre Geheul als unziemlich und des Gottes nicht würdig, und hieß sie gehen, ein Mahl zur Nacht bereiten und Wein in den Krügen zu mischen für die Feier. Alkestis aber sprach, „wem zulieb willst du Wein aus den Schläuchen stürzen, du Harter, und Gerste verschwenden und Ferkelblut, der du selber gemordet werden sollst und vergossen und ausgetilgt wie eine blöde Sache und ein allgemeines Vieh? Das weissagten die Eltern mir nicht, da sie mich an der Achäer schönsten und

edelsten überantworteten für sein Brautgeschenk, daß ich statt den Mann in Armen zu drücken, den Vielgeliebten, ehe er auszieht, Gefahren siegreich zu bestehen mit der Götter Willen, ein gebunden Opfertier mit diesen Küssen bedecken solle, ein verurteiltes zur Schlachtung wie ein verkaufter Ochs oder ein Eber zu Hochzeit. Daß ich den Tag nicht gesehen hätte, der dich mir gab und den Tag gestorben wäre, da ich dir den Sohn brachte und des Tages nicht teilhaftig geworden, da ich das böse Pherä zum ersten Male mit Augen sah, das mir den lieben Gatten dahinnimmt." Der König aber nahm ihr den Säugling aus den Armen und legte ihn auf den Mantel neben dem Helm am Boden und schob sie in die Arme und sprach laut weinend: „Löse mir nicht das mutige Herz gerade nun auf, da ich seiner bedarf; sollen denn fürder die Männer und sollen die Knaben zu Haufen verderben, um meiner zu großen Liebe zum Leben halber? Könige haben von Zeus Vorrecht, o Königstochter, und Verpflicht im nämlichen Maße. Soll mein Name denn schändlich den Nachgebornen werden, soll denn dieser am Gastfreunds Herde, wo man den Fremden um Herkunft fragt und des Vaters Namen, sich meiner minder rühmen, als ich von Admet zu stammen mich brüste? Soll ich nicht blühen in ihm, ob ich auch in mir verlodere und birgt nicht mein heiliger Hinfall seine künftige Größe?" Da sandte Zeus einen vollen gezackten Blitz aus der Höhe, das Kindlein aber vom Strahle geblendet, warf sich von der Decke zum Helme und rollte hinein und lag in seinem blanken Runde wie in einer Wiege und lachte. Da nahm es der Vater und hub es zum Himmel und betete

Göttersegen auf ihn herab. Alkestis aber nahm ihm das Kind aus den Händen, drückte es stillweinend an Brust und Augen und rief einer Amme, es fortzutragen, sie selber aber sprach zu dem Gatten: „Fürchte nicht, mein Geliebter, daß du mich vergeblich Königstochter genannt haben müssest, aber ein bitter Los ist dies der Frauen, daß sie gebunden, den Willen nicht nur der Götter hinzunehmen, sondern der Männer auch, der freien und frevelen, sich schicken sollen; gern gehorchen wir den Geliebten, wo sie aus freiem Herzen uns ein Notwendiges auferlegen, doch das Geliebte gebunden sehen und selber die Fessel mit ihm zu tragen, das ist ein haderswürdig Geschick und nicht regsamer leibhaftiger Menschen.“ Also sprach sie und unter der Veilchenlocke die weiße Stirne im Zorne faltend, verstummte sie mit heftigen stillen Tränen, ihn halb fassend, halb von sich stoßend und dann ihn aus Armen entlassend stieg sie zum Obergemach, nicht allein, sondern zwei Dienerinnen mit ihr.

Aber des andern Tags in der Frühe sollte der König am Altare sterben, und alle die Nacht saßen die Helden um ihn beim Mahle und aßen und tranken, nur der Seher nicht, denn sie haßten seinen Anblick. Da aber der Tag graute, so legten sie sich schlafen, ein jeder in seiner Halle. Der König aber ging, daß er Alkestis fände in dem tiefen Winkel des Hauses, da sein Ehelager war, aber da fand er sie nicht und das Lager war leer. Er weckte aber der Dienerinnen eine und hieß sie aufstehen, zu sehen, ob sie droben im Obergemache wäre, etwa das schreiende Kind im Gehen zu tänzeln und zu schwichtigen, das

sich scheute vor dem Getös der Männer. Da fand sie das Kind in der Wiege schlafend, Alkestis aber stand mit dem Rücken zu ihr an der Brüstung der offenen Luke und verwandte sich nicht, auch da sie die Schritte vernahm, sondern sie rief ihr zu, sie solle den Gatten zu ihr holen, daß er das Kind noch sehe, es schliefe zu sanft, um es zu wecken. Aber der König kam, in voller Tracht zum Opfer gerüstet, einen herrlichen Panzer über dem Hemde und göttliche Schienen, Schwert und Gehänge umgegürtet und Schild überm linken Arm und hielt zween Speere in der Rechten. Da sie ihn sah, so verwandte sie sich kaum, dann sprach sie mit schneidendem Jammer: „Viel der Waffen trägst du, Geliebter, die nichts mehr fruchten gegen das Metzgermesser, das schändliche, das dir den schwellenden tapferen Hals durchhauen wird, und dein Schwert klirrt eitel; ach, daß ich es leben und sehen muß.“ Ihr entgegnete streng der König: „Du weißt, es will keinen hörigen Sklaven der Gott, keinen entwaffneten Speergefangenen, deren ihm Tausende fallen zu gemeinem Feste. Dem Könige ziemt nicht anders, als wohlgewaffnet zu den Göttern zu gehen wie zum Kampfe“ — und er bog sich über das Kind, da schwankte das Schwert ihm halb aus dem Gehänge, das Kind aber quarrte, ob des Klinkerns. Da löste er's von der Schulter und suchte, wohin er es legte. Doch hatte ihm es schon Alkestis aus den Händen genommen, das spürte er kaum, denn er hatte das Kind in Armen und halste es herzend und sein Weinen begütigend, dennoch er selber der Tränen sich nicht schämend. Alkestis aber, zur Brüstung, wie vordem, sich gewandt, ver-

stemmte den Knauf des Schwertes am Holze, setzte die schneidende Spitze sich hart aufs Herz zwischen die reizenden Brüste und zu den Göttern die Hände erhoben mit leiser Stimme sprach sie: „Mich statt seiner zu nehmen, sei Euch, o Selige, nicht unlieb, daß ein freier Tod ein königlicher Euch werde, und ein freies Leben dem Freien, welchen gebunden nicht ein Auge sehen soll, solange das meine die Sonne sieht, und auch danach nicht, wenn es das Dunkel des Hades ertragen muß.“ Also sprach sie von jenem nicht aufmerksam gehört und neigte sich über gewaltig in den Stoß, da fuhr ihr der Stahl ins Leben und schwarzes Blut quoll vor, sie sank und Dunkel befing ihr die brechenden Augen. Aber der König hörte den Fall und sprang in Waffen klirrend, laut schreiend über sie her; er erhub die Sterbende über die Schulter und trug sie schreiend wie ein Adler die Stiegen ab in die Halle, während das Blut ab ihm floß in zahllosen Rinseln. Da traf sein Schreien schon ins Heulen des Volks, das harrte sein außer dem Hause, klagend um sein Schicksal und sehnend, es zu wenden, doch keines Mittels mächtig; aber es standen geschart um den Seher Gewaffnete, ihn zu schützen, so einer sich Frevels gegen ihn unterfinge, denn sie haßten ihn über alles Maß —, da trat mit der Toten im Arme der König über die Schwelle und sprach: „Wohl mit der Kuh vermetzt du's Kalb und hast hier zum Gatten die Gattin ins Blut gestürzt — trag sie von hinnen und mich lass schleunig dem Gotte mich weihen.“ Aber der Seher sprang herzu und rettete sich vor dem Zorne Aller: Es sei geflossenen Blutes genug, der Gott gebe sich durch seinen Mund

zufrieden und verheiße Sieg. Den Tag drauf, da Pherä fiel, wölbten sie Alkestis den Hügel auf wie einem großen Helden und sangen ihren Preis.

Aber dies ist schon des Dichters Amt und nicht mehr des Kritikers. Beider Andeutung ist erschöpft und beider Hände sinken. Nur die vollkommene Untersuchung kann dem einen, nur das vollkommene Gedicht dem andern wahrhaft genügen, aber auch den ganzen Raum, der das eine vom andern trennt durchblitzt zu haben, möge des Namens nicht völlig unwert erscheinen, an den wir die eine wie die andere Kette knüpfen.

EXKURS ZU PG. 85

Gläubige Leser des spannenden philologischen Romans, zu dessen Helden Herr von Wilamowitz (Einleitung zu den Choephoren und sonst) den delphischen Apoll gemacht hat, versuchen wir nicht zu bekehren. Solche Gebilde einer blendenden und ganz äußerlichen Technik müssen durch ihre Bahn gehen und können erst mit dem System scheitern, dem sie angehören. Besonneneren brauchen wir nur in Erinnerung zu rufen, daß die Blutrache mit ihrem korrelativen Dilemma des Wergeldes und der Landflucht gemeinarische Antiquität ist — Italiker natürlich ausgenommen — und freilich im Kriege, wie jedes andere Du-und-Du in der Stammesunternehmung — außer Kraft tritt. Daher Priamos Verhalten gegen Achill schlechterdings nichts zur Sache tut, und eine so grobsinnige Verwechselung des Mordes mit dem legitimen Zweikampftode in Waffen (jeder arische Krieg ist duellum) in einem lehrreichen Kontraste zu der in solchen Dingen aufs schärfste unterscheidenden Urzeit steht. Andererseits weiß

der unbefangene Leser Homers, daß in Ilias und Odyssee die Institution als solche durchweg und nicht als Antiquität vorausgesetzt wird, wenn auch häufiger in der Form des Entweichens vor der Rache, und wenn auch nur an den wenigen Stellen, an denen naturgemäß privatrechtliche Verhältnisse berührt werden können. Die Theorie also, nach der Delphi dem Griechentume jenes „Joch aufgelegt" habe, das „der Mensch sich nicht selbst schaffe" — während es sich besten und nicht wahrscheinlichen Falles um ein von Delphi ausgehendes Wiederanziehn des gelockerten Pflichtbandes handeln könnte —, wird nur denjenigen nicht befremden, der vorher (pag. 123, griech. Trag. Bd. II) gesehen hat, mit welcher Instinktlosigkeit dieser große Techniker jedem seelischen wie sozialen, religiösen wie rechtlichen Phänomen der Völkerjugend gegenübersteht, wie wenig er mit der Heldensage zu leben, wie wenig im Grunde auch Heldengesang zu lesen weiß. Man versteht was man liebt und was man haßt; was man gönnert, hat man nie verstanden. Nun vollends der Einfluß Delphis auf die alten Mythen, auf die Atridengeschichte vor allem, im Sinne des „neuen" Evangeliums der Blutrachepflicht — das angeblich delphische Orestgedicht als Grundlage der späteren poetischen Vulgata — als ob diese Gleichung so wenig *überlieferte* Unbekannte hätte, daß methodischerweise nichts übrig bliebe, als sie durch improvisierte zu vermehren, statt sie durch Auflösung derjenigen, die sich irgend einer Auflösung zugänglich zeigen, zu vermindern. Versuchen wir mit wenigen Worten der Herstellung an die Skepsis zu appellieren, wo sie noch nicht ganz der Hypnose Platz gemacht hat.

Wir besitzen die Atreideia — denn warum immer Oresteia? — in zwei voneinander unabhängigen uralten Varianten. Die eine, jüngere, Nachklang der homeridischen Tradition, daher mit typischer Undeutlichkeit der argivischen Lokale, ist im α der Odyssee und den Nekyia erhalten. In ihr ermordet Aegisth als politischer Usurpator, trotz der Warnung durch eine — burlesk verkleidete — göttliche Voraussage, den Agamemnon, Klytämnestra nicht ihn, sondern die Kassandra. Orest ist Rächer, aber da das ἐπεὶ πρό οἱ εἴπομεν ἡμεῖς noch nicht zu apollinischem Eingriffen verdichtet, ist logischerweise auch noch nicht Muttermörder. Klytämnestra ist tendenziös im Sinne der aufkommenden Weiberverschätzung gehalten; ihre Todesart ist verloren. Die ältere Überlieferung ist dorisch-lakonisch, amykläische Lokaltradition als Niederschlag überkommener und übernommener heroischer Erinnerung; der Zettel Aegisth-Agamemnon: Orest-Aegisth ist, wenn man alle Züge geduldig zusammenhält, genau wie im Epos angelegt gewesen, und Klytämnestra als Mörderin mit Bad und Netz können kein an archaische Sagenformen gewöhntes Auge täuschen: Hier wie dort geht der Kampf um den Thron, ein Mann stößt zu und wird herabgestoßen. Uralt aber läuft durch diesen Zettel ein gegen Klytämnestra gerichteter und sich plastisch schattierender apollinischer Einschlag, dessen Verlauf bei einiger Aufmerksamkeit sehr wohl kenntlich ist. Er beginnt in Aulis mit dem Widerstreben des Weibes gegen die in Kalchas tätige apollinische Aktion — oder hält man Kalchas für einen „Artemispriester"? — sie muß sich fortgesetzt haben in der oben berührten Götterwarnung an Aegisth — in der Hermes statt Apollon vielleicht ein ur-

ältester Zug ist — die wiederum von Klytämnestra ausgeschaltet worden ist, sie ist unterhalten im dauernden Antagonismus der Mutter gegen den Sohn, — denn was mit Orest nach jener Tradition geschehen sein muß, ist nur scheinbar verloren, und vielmehr im Schema des in genauester Korresponsion dazu sehr spät aufgebauten Iphigenienschicksals geradezu überliefert. Klytämnestra hatte in Vergeltung des — noch unvertretenen — Iphigenienopfers den Säugling töten wollen, sei es unmittelbar nach Aulis, sei es bei der Heirat mit Aegisth, und Apollon das Kind nach seinem Hause in Delphi entrückt, das eben im Sinne der Sage nichts anderes bedeutete, als Abai oder die Chironshöhle. Es folgte die Heimkehr des Agamemnon, wiederum in Begleitung einer apollinischen Person, der Alexandra nach amykläischer Benennung, und die uralte Ermordung dieser Seherin durch Klytämnestra, eine Tat, deren Motivierung Herrn von Wilamowitz nicht hat stutzen machen, und die doch einen Schlüssel zu vielen Problemen der problematischen Geschichte enthält. Denn warum gerade Kassandra, von allen mitgebrachten Sklavinnen? Liebe, Nebenbuhlerin, mit einem Worte Roman? und wenn selbst der Unsinn denkbar wäre, warum die Konkubine des Mannes töten, der selbst schon im Bette wie auf dem Throne ausgeschaltet ist und nicht mehr leben darf? Die Eifersucht käme als Motiv ein wenig *après diner*. Die Wahrheit ist viel einfacher. Alexandra ist im Sinne des Mythus weder Sklavin, *δμωὶς ἀιχμάλωτος* noch Konkubine *παλλακὶς*, sondern genau was Kalchas ist, zu Apoll gehörig nicht als dem himmlischen Buhlen der späteren Fabel, sondern als dem

göttlichen Exponenten des gesamten hellenischen Wanderungspragmatismus, den Klytämnestra schon in Aulis kontrastiert hatte. Sie ist die apollinische Begleiterin einer Völkerwanderung neben dem König und daß der Nostos genau so Völkerwanderung ist wie Apoplus und Trojazug und genau wie er apollinisch determiniert, sollte diese Gestalt den Unbefangenen lehren. Die Ermordung dieser Seherin durch Klytämnestra, zu der man Aegisths Einladung an Agamemnon aus den Nekyia, einen mythisch ausgezeichneten Zug, ziehen mag, setzen diese Seherin als Warnerin in höchst nachdrücklichem Sinn, und daher die Notwendigkeit ihrer Beseitigung voraus. Details sind nicht bestimmbar, aber der antiapollinische Zug der Klytämnestra ist — abweichend von Homer, wo sie nur ein hündisches Schandweib ist — in der Steigerung vom bloßen Neinsagen (Aulis-Iphigenie) über das bloß Tötenwollen (Orest) zum Morde (Alexandra) organisch zu Ende gestaltet. Darum wäre es nicht nur überflüssig, sondern es würde diese Organizität virtuell zerstört haben, wenn sie zur Gattenmörderin geworden und in die Blutrache mit hineingezogen worden wäre. Ihr Verbrechen ist ein viel größeres als Weiberuntreue und Gattenmord, es ist θεομαχεῖν, den Gott nicht anerkennen wollen, ihre Strafe daher, vom Gotte verderbt zu werden, wie Pentheus, wie Hippolytus. Mittel dieser Strafe ist Orest, aber er ist es weder als Bluträcher noch als apollinischer Mandatar gewesen, ja, die Tatsache, daß er durch den Mord sofort den Erinnyen der Mutter verfällt, strahlt nach allen Seiten ein solches Licht über den dunklen Vorgang aus, daß man sich verblenden muß, um den pragmatischen Nexus

nicht zu erschließen. Denn Apoll kann keine Tat befohlen haben, durch deren unerbittliche Folge die Feindin aus dem Unrecht ins Recht gesetzt wird, während er selber die Verwaltung des Pragmatismus der Geschichte verliert, und erst durch den mühsamen Prozeß der Kultausgleichung mit den Erinnyen wiedergewinnen kann. In dieser uralten Form der Sage also steht der Gott in fast menschlicher Gebrechlichkeit, historischer gesprochen, als ein so junger Dämon, wie der Dionysos der Bacchen da, um seine Rezeption noch kämpfend, und in diesem Kampfe außerstande, seinen menschlichen Exponenten Orest restlos zu decken, während er andererseits nur soweit geradezu befiehlt, als er decken kann und die Feindin ins Unrecht setzt. Über dies Befehlen und Decken hinaus aber ist er Mantis, allvoraussehend und er kann, auch ohne den Muttermord befohlen zu haben, den er nicht decken könnte und später nicht decken kann, ihn durch eine Konstellation herbeiführen, aus der er auch unbefohlen folgen muß: das Motiv dieser Konstellation war mit strenger Logik wieder in Klytämnestra verlegt. Wie? Decken wir unsere Karten auf. Orest tötet die Mutter blindlings ohne göttliches Mandat in halb widerwilliger reaktiver Notwehr, kaum anders als Oedipus den Laios, und das nie scharf ausgenutzte peleponnesische Blech, von dem das Orestrelief von Aricia eine pasitelische Kopie ist, überliefert das so direkt, daß man sich fragen darf, wie jemand, der es doch wohl kennen muß, seitenlang an ihm hat vorbeikonjizieren können, statt es zu packen und zu interpretieren. Hier wendet sich über der Leiche des gerichteten Aegisth der schon im Entweichen

begriffene Orest gegen die ihn mit einer Keule wütend attackierende Klytämnestra zurück. Der zweite Versuch Klytämnestras, den legitimen Bluträcher, den Sohn des Apollgeleiteten ermordeten Wanderungskönigs und ihren eigenen Sohn, zu morden, ist der letzte Akt ihrer Theomachie; denn Orest stößt sie im Kampfe nieder. Damit hat der Gott, um den Preis des nun entbehrlich gewordenen Schützlings, seine Verderberin endlich verderbt, und die älteste Form der Geschichte ist zu Ende. In der nächst jüngeren folgte vermutlich Thronbesteigung, Miasma, Landflucht, Rückkehr zum Kultausgleich und zur Entsühnung durch den Gott. Nur daß selbst in ihr noch dieser Gott mit dem historischen Delphi nicht das Mindeste zu schaffen hat, während sein gesamtes Eingreifen in die Geschichte doch urältestes Altertum ist, das Altertum nämlich, in dem sein Gerichts- und Seherstand noch ambulant ist, und er selbst mit der Völkerbewegung, deren vergöttlichte Spitze er ist, in Bewegung, mit Sammelpunkten wie Amyklae, wo er mit dem Pleisthenidenkönigshause festsitzt, und von wo er ausstrahlt, oder wie Abai, oder wie schließlich nebenbei auch Delphi, das für die lakonischen Zeitgenossen jenes Mythos nur der fernste bekannte Altar des Gottes war, ein Ausdruck für die Märchenferne schlechtweg, wie das analoge Taurien Iphigeniens für die Achäer. Denn nur unter der Voraussetzung, daß der Gott in Person das todbedrohte Orestkind von Amyklai nach Delphi oder Aulis flüchtet, hat der Zug mythischen Sinn, und von dem épatanten Unsinn, ein altes Weib mit einem Säuglinge über anderthalb Breitengrade und übers Meer zu einem Könige reisen

zu lassen, den sonst kein Mensch kennt, sie am wenigsten, von diesem Unsinne, den Herr von Wilamowitz seinen delphischen Schattendichtern zutraut, kann man sie freisprechen. Diese fast schon euhemeristische Plattlegung weist auf eine sehr unbedenkliche Hand, die von Herrn von Wilamowitz nicht erkannte offenbare Verwechselung des Apollon Pythaeus von Amyklai mit dem Pythios von Delphi auf einen Stammfremden, die souveräne Nichtachtung geographischer Hindernisse auf einen Landfremden, der den Peleponnes von Hörensagen kennt. Stesichoros von Himera auf Sicilien, eben jener große Unbekannte, den Herr von Wilamowitz sucht, der alle obigen Eigenschaften in sich vereinigt, und der es als Kolonialer mit nichts so genau zu nehmen brauchte, hat mit naivem, um nicht zu sagen dreistem Anachronismus diesen ganzen mythischen Zusammenhang auf Delphi bezogen, von Delphi aus gesehen, von dem historischen Delphi seiner Zeit aus, deren Züge — gestehen wir es nur, deren rationalistisch ethisierende Verrohung die Geschichte von nun anträgt, mit dem ganzen vor allem die Frauenrollen kolorierenden Novellen-Pragmatismus, der behage wem er wolle, nicht uns, die wir den Mythus gewohnt sind. Daß er Pindar behagt habe, wird kein genau lesender Kenner von Pyth. XI ohne Staunen hören, und vielmehr die Nachricht, Pindar habe sich „der Macht jener delphischen Vulgata gebeugt" zu den übrigen emphatischen Selbstverblendungen jener unglücklichen Konstruktion des Herrn von Wilamowitz legen. Wer die Darstellung des Pindarischen Gedichtes polemisch gegen die stesichoreische Modernisierung nennen wollte,

würde damit die Wahrheit höchstens übertreiben. Sie ist durch und durch skeptisch, sie läßt den wichtigsten Punkt, die Frage nach dem präzisen Mörder Agamemnons, zweimal ausdrücklich dunkel, sie stellt sehr zweifelnde und nicht einmal sehr ehrfürchtige Erwägungen über die Mordmotive der neuen Klytämnestra — denn daß er auf die neue anspielt, zeigt die mit Namen aus Stesichoros herübergenommene Amme Arsinoe deutlich an, spricht direkt und unzweideutig zweimal nur von der Ermordung der Frau durch die Frau und schließlich —, wo findet sich in diesem doch pythischen Liede die leiseste Anspielung gerade auf den delphischen Gott als den Motor der Geschichte, der er nach Herrn von Wilamowitz im pathetischen Sinne gewesen sein soll und bei Stesichoros eben nur in demjenigen des unschuldig ahnungslosen Anachronismus gewesen ist? — Mit allem dem ist es nichts. Die modernen Irrtümer, abgesehen davon, daß unmythisches Denken an den wahren Problemen vorbeisucht und vorbeifindet, haben den tiefsten Grund darin, daß man das delphische Pathos immer in seiner attischen Form und von den Seelen der großen attischen Dichter aus unbefragt acceptiert, ja, aus letzterem über jenes Belehrungen zu holen erwartet, statt es da forschen zu gehen, wo es als lauteres Gift sprudelt, in der überlieferten trostlosen Geschichte des historischen Griechenvolkes. Wollte man nur endlich einsehen, daß die attische Tragödie ausnahmslos mit denaturiertem und absurd gewordenem Sagenstoff arbeitet, den sie zum letzten Male ehrlich zu machen versucht, wie Hartmann und Wolfram den bis zur Verblödung französisch frivolisierten Helden und

Walkürenmythus. Für Alkestis haben wir es oben entwickelt, aber das Problem ist für fast alle Gestalten das gleiche, der Abgrund von Revolution und Zerstörung, in dem während des siebenten und sechsten Jahrhunderts das altgriechische Gestaltenerbe Seele und Sphäre und Sinn eingebüßt hat.

STEFAN GEORGES
SIEBENTER RING

JEDES neue Buch dieses außerordentlichen Mannes, dem die deutsche Jugend eine neue Spiritualität verdankt, die Künste eine neue Epoche der Geltung und der Mittel, die Poesie eine neue Höhe, jede neue Sammlung fortgelaufener oder festgehaltener, fortgeschrittener und überraschender Arbeit erneuert das alte Feld der Meinungen, das sich schon um sein erstes Buch in Gegnerschaften auseinander ordnete. Nicht mehr in dem Sinne, daß Meinung und Meinung, Gesinnung und Gesinnung einander wechselsweis zu verdrängen suchten; wie es sich gebührt, wo eine ungemeine Größe jahrelang in der göttlichen Richtung wirkt, ist alles Müßige des Streites für und wider längst eingeschlafen; was unüberzeugbar bei seiner alten Anlage im gewohnten Kreise verharren muß, wird stiller, je mehr es in eine abklingende Zeit zurückzutreten sich bewußt ist; die Extremen des Immerneusten, im unbestreitbaren Besitze dessen, worum vor Jahren noch gelärmt und geschlagen werden mußte, treten in eine Gelassenheit vorwärts, die es verschmäht, Teilhaber am Festgestellten zu werben. Stefan George scheidet die Welt nicht mehr in ihre Lager, aber die Seele in ihre Kräfte. Der Schauplatz des Widersprechenden ist ein innerlicher geworden, aber das Widersprechende ist geblieben und ist mit jedem neuen Buche, das er herausgehen läßt,

beunruhigend wie am Tage der „Hymnen". Sein Phänomen bleibt ewig problematisch. Wie er in seiner Jugend den Übergang aus dem Abgelebten in die frischen Zeiten einleitete, deren nahrhafte Luft wir heute schmecken, so erhält er sich heut neben uns allen als bleibendes Symbol dieses Überganges, ja als seine alleingebliebene, immer größer werdende Gestalt. Mit jeder neuen Lebensepoche durchmißt er ein ganzes Alter des Wachstums; er entwickelt sich, ein Jahrzehnt der Kunst durch das andere übertreffend; und dennoch bleibt er Übergang, dennoch bildet er die typische Form großer Übergehender nur gewaltiger und weltgültiger aus; dies ist sein Problem, das mit der vollen Schärfe zu formulieren nicht möglich wäre, wenn nicht George selbst durch ein Gedicht dieses neuen Bandes sehr wider Willen und sehr mittelbar, ja vielleicht unbewußt den Leser darauf hinführte. Man kritisiert seine Eltern nicht und bewahrt den Ordnungen, aus denen man unvermittelt hervorgegangen ist, die Ehrfurcht, die es in großen Fällen verschmähen darf, unerbittlich zu sehen wie fremde Augen. Nur dadurch, daß George in zwei Dichtungen aus dem ersten Zyklus dieses Buches die Frage nach sich selber stellt, gewinnen wir die Möglichkeit, sie zu beantworten und einen großartig unter uns Lebenden und Wirkenden in die Grenzen zu fassen, die in seinen Ursprüngen schon vorgebildet sind.

Ist im Grunde Unglaublicheres denkbar? Ist etwas Widersinnigeres in irgendwelcher Literatur literarisch je dagewesen? Gibt es eine bündigere Bekräftigung des Göttlichen in der Welt, als diese fast nur in Wendungen der Heilslehre zu äußernde: daß die Werke nichts sind und der Glaube alles?

In welcher Literatur welcher Zeit und welches Volkes hätte es ein Parallel für einen Mann wie diesen gegeben, der ohne andere Mittel als dämonische, ohne Fertigkeiten und Kunst, ohne etwas anderes als die Intensität des einheitlichen Willens und der energischen und schwärmerischen, gespannten und maßlosen Seele einer ganzen Generation die eine Form des Inneren aufzuzwingen vermocht hat, in der er selber leidenschaftlich existiert? Wo findet sich ein zweites Mal der Klassiker einer Nation, der in seinem siebenten großen Werke die Gesetze seiner Sprache noch nicht beherrscht, der Grammatik so wenig sicher ist wie des Geschmackes und dennoch eine neue Epoche eben dieser Sprache, eine neue Wendung des Geschmackes gigantisch erzwungen zu haben und zu erhalten sich rühmen darf? Wo noch einmal ein Dichter und Künstler, der fast nirgends seine Gattungen erfüllt, der fast außerstande ist, zehn Verse hintereinander zu formen, in denen das Ohr oder der Nerv des reizbaren Lesers nicht gequält oder empört würde — durch Ungeschicklichkeiten, durch Kindlichkeiten — durch Unreines und Gewöhnliches, durch das Maßlose der Unsicherheit, durch falsche Musik oder durch hölzernen Mißklang — und der dennoch den Ruhm, Form und Musik, Reinheit und Fehllosigkeit, Geschlossenheit und Einheit der Wirkung auf eine im Deutschen unerhörte Höhe gehoben zu haben, genießt und freilich in einem ungewöhnlichen Sinne in Anspruch nehmen darf? Wunderliche, absurde, beunruhigende Fragen, auf die es keine Antwort gibt als die, daß eine große Seele das allerdings vermocht hat und daß sie Berge versetzen kann, wenn sie mit dem Göttlichen der Zeit im Bunde ist. Sie „macht Wein aus Wasser

und spricht mit den Toten"; keine Antwort als diese, daß der Übergang seinen Überwinder aus sich selber und der eigenen Disharmonie hat erzeugen müssen, so zwar, daß dem Dämon in ihm das Schlimmste zum Besten ausschlagen mußte, der Fluch zum Heil. Große Naturen, nach dem Worte eines Großen, kommen eben darum am weitesten, weil sie den Weg selbst nicht wissen, den sie gehen. Was eine Revolution der Form in der deutschen Poesie zu sein schien, hat heute dazu geführt, daß nur der Gehalt siegt. Was mit dem Programm spätfranzösischer überreifer, skeptisch und geckenhaft gewordener Virtuosität und der Absicht unternommen wurde, die deutsche Gesamtleistung auf ihr Niveau zu heben, führt heut zu seinem wörtlichen Gegenteile, einem in seiner Eckigkeit und Unausgeglichenheit, im Grotesken wie im Geisterhaften, im Tiefen wie im Befangenen, im Wahrhaftigen und im Zornigen fast altertümlich altdeutschen Buche. Dies hat so sein müssen. Der Übergang mußte auf diesen Punkt gelangen, um sein unbewußtes Ziel nicht sowohl zu erreichen — denn damit träte er schon aus sich heraus —, sondern gleichnishaft darzustellen. Das Buch stellt es in jedem Sinne dar, auch im äußerlichsten. Verse wie manche darin enthaltene würden die geschniegelten Herrlein, die inzwischen das Äußerliche von der Bewegung profitiert haben, einem Anfänger nicht verzeihen; und dieser ist, in der eigenen Grenze, nun ein Vollendeter.

Die hundertundfünf Gedichte und siebzig Sprüche des Buches sind um einen schwarzen Kern von Trauer geordnet, der nach allen Seiten hin durchblickt. Eine wunderliche Zahlenmystik, auf Mehrheiten der Siebenzahl beruhend wie die

Komödie auf Mehrheiten der Trinität, beherrscht diese Ordnungen in einer mehr naiv künstlichen als künstlerisch komponierenden Weise, da die Ordnung und ihr Prinzip von außen her in eine Masse vorhandener Produktion hineingebracht ist, statt ihr innerer Plan und Grat zu sein, der Fren dell'Arte Dantes. Ordnungen dieser Art gehören Übergangsepochen an, und wir kennen sie etwa bei Catull, nur weiser angewandt, da dem Zahlenprinzipe das zweite: kürzere und längere Kompositionen mit Rücksicht auf Wachhaltung des Interesses wechseln zu lassen, an die Seite tritt; und während sich denken läßt, daß man das Buch des gelehrten Veronesen in einem Zuge liest, wird kein Leser des „Siebenten Ringes" das gleiche von sich behaupten: womit jede Möglichkeit, der Ordnung im Gefühl gewahr zu werden, entfällt und nur der Nachrechnende auf die Kosten kommt. Im einzelnen ist vielfach abgeteilt, aber außer den Toten-Gedichten im Zentrum des Buchs bilden nur die vierzehn, die es einleiten, eine wirkliche und ihrer Benennung angemessene Einheit. Die vierzehn „Gestalten" überschriebenen, die ihnen folgen, sind nur Versuche, ein Innerliches zu verdichten, wobei denn häufig ein gewaltiger Effekt erzielt wird. Aber die Hände des Dichters, die nie plastisch gearbeitet haben, regen sich auch hier nicht, und für Gestalten gewinnen wir im besten Fall gebannte und bannende Gesichte, reine Geste ohne Körperhaftigkeit und Tiefe in der eigenen Luft. Es folgen dreimal sieben kleinere und größere Kompositionen von reinem Miszellencharakter und höchst ungleichem Werte, „Gezeiten" überschrieben und eigentlich ein kleines Korpus für sich, das den Titel insofern mit Recht führen mag, als das Mitschwingen dieser

Seele in der Jahreszeit von jeher die Stilform ihrer Äußerung gewesen ist, ihre Form der Verbindung mit der Welt, eine hohe und altertümliche Periodizität des Weiterlebens. Dies führt in den Mittelpunkt des Buches, das „Maximin" überschriebene Büchlein, das eigene Ordnungsprinzipien hat, dreimal drei Einleitungsgedichte, zweimal drei säulenartig das Gebälk tragende Hauptkompositionen, dreimal drei angeschlossene Stationen des inneren Verhaltens zum heroisch gewordenen Toten, das Ganze in liturgischen Formen mit den Begriffen des Advents und der Responsorien, der Initiation und der Totenmesse, der Wallfahrt, des Sursum Corda, der Gebete, des Sakraments, der Wiedererscheinung, der Ekstase tiefsinnig spielend. Jenseits des Buchs „Maximin" entsprechen den „Gestalten" und „Gezeiten" die Zyklen „Traumdunkel" und „Lieder", ohne daß hier der in den Titeln postulierte dionysische Charakter die Kompositionen von etwa apollinischen der vorderen Hälfte unterschiede. In das „Traumdunkel" wird man zwar durch eine rhythmisch ungewöhnlich schöne und, was mehr sagen will, diesmal rhythmisch korrekte Introduktion eingeleitet; aber schon das zweite Stück ist sehr redend und kalt bewußt, und die drei „Landschaften", die folgen, von einem gewissen Standpunkte der Beurteilung gesehen, die vollkommensten Gedichte des Ganzen, erreichen diese Vollkommenheit gerade durch treue und liebevolle Zeichnung des gelebten Einzelzuges. Das sechste Stück ist gemacht und leer, das siebente, die umfangreichste Komposition des Ganzen, überschrieben „Der verwunschene Garten", ist vielleicht das einzige vom ersten bis zum letzten Verse Unerfreuliche und Ärgerliche. Es folgen sechs kleinere

Gedichte von sehr verschiedenem, aber nirgends eben weichem und schwebendem Tone, bildartig und monologisch durcheinander. Den bildartigen verdichtet das sechste zu einer kurzen und nicht sehr glücklichen Vision einer Tempelstadt; der monologische wird in dem schönen Schlußgedicht des Zyklus, dem „Hehre Harfe" überschriebenen, paränetisch. Die „Lieder" enthalten wenigstens sechs wirkliche Lieder, kürzeste Stücke von ergreifender Einfachheit, klassischem Umriß und einem unbeschreiblichen Zauber des geführten Gesanges, Beweise so großer Meisterschaft und so großer Seele, wie George sie noch in keinem früheren Buche gegeben hat. Es folgen drei Stücke, von denen bestenfalls das erste äußerlich liedartig sein mag, während die folgenden schöne, aber ganz redende, teilweise deliberierende Kompositionen sind; dann drei „Südlicher Strand" mit dem Unternamen „Bucht", „See", „Tänzer" überschriebene Drei-Strophen, mühsam malende oder gemalte Veduten ohne auch nur innerlichen Gesang. Das erste Sieben schließt ein Bündel flatternder verwischter Verse ab, dem, im Gegensatz zu den voraufgehenden, der heimische Titel „Rhein" so programmartig gegeben ist, wie es etwa einem Musikstücke geschehen mag. Zwei lyrische Landschaften werden von einem echten Liede unterbrochen, dessen volksliedartige Strenge im Motiv und dessen Ton sich nicht wieder vergißt. Zwei ähnliche Ausblicke aus der Seele in das Land schließen sich an, von denen das erste unendlich schön, innig und ausgestaltet, das zweite das unglückliche Produkt einer unsicheren Stunde ist, so voller Unart wie weniges, was George je hat drucken mögen. Um das an einem Beispiele hier gleich zu belegen — da wir

dies Negativste vorwegzunehmen wünschen —, so sagt die erste Strophe: „Der Halme Schaukeln und den Duft der bunten Tupfen im morgendlichen Strahl, —“ — — eine jedem rechtmäßigen Gefühl höchst widerliche Vermischung der lebendigen, organischen, atmenden und duftenden Welt mit dem, was das Atelier als caput mortuum bestenfalls davon behalten und wiedergeben kann, eine Vermengung des Lebens selber mit seiner ärmsten Reduktion. Von den drei Liedern, die folgen, ist nur das mittlere auf der Höhe der vorher genannten, und aus den fünf den Zyklus schließenden erhebt sich höchstens die „Schwelle“ über die starre und leidige Manier, die mit Schablone gewordenen Symbolen, mit dem vernutzten Requisit ausgefeierter Feste Gedichte macht. Siebzig Sprüche, „Tafeln“ überschrieben, beschließen das Buch und entsprechen durch energische Stellungen zur Zeit in einer anderen Gattung den Gedichten des Eingangs. Eine leise Ordnung, mehr dem Gefühl als der Prüfung vernehmlich, durchschwebt diese lange Reihe von vielfach großartiger Äußerung, um so großartiger, als George wohl niemals so aus dem Momente und zur Sache gesprochen hat. Der Kreis der Gegenstände ist unendlich weit und läßt bewundern, wie viel dieser Geist in sich schließt, zu wie Entlegenem ihm eine große innerliche Gesamtanschauung der Welt noch ein Verhältnis des Interesses und des Urteils gibt. Ganz prachtvoll und überhaupt von höchstem Rang sind vor allem die in wenige Zeilen gedrängten Huldigungen an altdeutsche Gegenstände, die Städtesprüche, die von Bozen bis Hildesheim durch die ganze ältere deutsche Landesbreite gehen, und die Rheinstrophen, diese von einer märchenhaften Deutlichkeit des

Bildes, die das Fragen nach dem Doppelsinn etwa so müßig macht wie beim zweiten Teil des „Faust". Die Sprüche an Personen enthalten dagegen viel Persönliches und Unausgestaltetes ohne ein Interesse für den Dritten. Sie huldigen und halten den Namen fest, so daß man gegen sie nichts einwenden wird. Höchst auffallend und neu ist das Übergreifen in die Politik des Tages; die russische Revolution, die politischen Parteien, Berlin, das neue Reich, das Volk und seine Zukunft treffen vehemente Hiebe. Privatrechnungen werden nebenbei erledigt, Interdikte gesprochen, das Halbwahre und Halbechte, „Verführer" und „Gaukler" abgetan, zum Teil tödlich und mit einem Pathos der inneren Entschiedenheit, dem sich mächtige Bilder von selber in die Hand bieten; auch damit werden Töne aus früheren Teilen des Buches aufgegriffen, wo die Anarchie der Zeit, die durch das Schein-Gute und Schein-Echte sich ihres Gegensatzes, des strafenden Guten und Echten, zu erwehren sucht, in das großartig angeschaute Bild des Antichrists gefaßt worden ist. Ihm einen Namen aus der Zeit geben wollen, heißt einmal diese Art der Konzeption nicht verstehen, dann aber auch nicht begreifen, daß hier die positive Größe mit einer nur ihr eigenen Gewalt ihr eigenes Gegenbild, Zug um Zug, in die Zeit hinein sieht und hinein gestaltet, so daß es von ihr aus und nicht von der Zeit aus alles Determinierende empfängt. In der Zeit selber und ihrer Verworfenheit gibt es leider niemanden, der den Anspruch darauf erheben könnte, in die Weite dieses satanischen Umrisses zu treten. Sechs kleine Stanzen schließen ab, segnen und geleiten das Buch, danken Freunden, von denen es scheidet. Eine von ihnen, charakterisierend und erklärend,

gibt den Schlüssel zum Verständnisse des Stils, durch den es sich von der früheren Produktion des Dichters unterscheidet: es spreche in der Sprache der Menschen und nicht, wie früher, im Tempelton; es sei ganz aus vaterländischer Brache emporgewachsen und ganz ohne Fernluft der Reife zugegangen. Darin liegt allerdings der Schlüssel zur Form. Es ist ein deutsches und ein altdeutsches Buch; es ist eine Selbstbesinnung und Selbstgewinnung.

Über diesen inneren Prozeß in seinem ständig durchgehaltenen und sich ausarbeitenden Verhältnisse zur Zeit gibt George in den vierzehn Gedichten des Anfangs einen prachtvollen Rechenschaftsbericht, mit dem großen Zuge geschrieben, den Künstler ersten Ranges von selber ziehen, wenn sie auf die Höhe der Physis gekommen sind und sich besitzen. Das „Vorspiel" zum „Teppich des Lebens" war, unter einem gewissen Gesichtswinkel betrachtet, seine „Ars poetica" oder „Gelehrtenrepublik", die schematische Architektonik seines Ausgleichs zwischen Kunst und Leben, Summierung seiner Ergebnisse. Die Zeitgedichte sind das, was ein Künstler seiner Art allenfalls von seinem Bios oder Genos geben kann, und zwar geben sie es teilweis in einer bei ihm bislang unerhörten Direktheit der Aussage, der man die Absicht, sich deutlich zu machen, fast bis zur apologetisch polemischen Wirkung anfühlt. Das erste, das siebente und das vierzehnte Gedicht sind direkte Selbststilisierungen des Dichters, indem das erste ihn als die fortreißende Kraft der Zeit derart darstellt, daß seine Macht, die Welt sich gleichzuzwingen, und sein Widerwille gegen die ihm gleichgezwungene auf derselben dämonischen Mission

eines ständigen aufreizenden Kontrastes zu ihr beruht habe. Das mittlere ist eine wirkliche Verwahrung gegen den latenten Vorwurf — wenn irgendwo ein Tropf ihn als Vorwurf gefaßt haben sollte — der Abhängigkeit seiner Laufbahn von der französischen Gesamtentwicklung. Die Verwahrung jedoch ist ganz und gar in die positive Form der nach Westen hin huldigenden Selbsterklärung gefaßt und stilisiert ein kühnes Sippenverhältnis des Franken zum Franzosenwesen, zugespitzt auf einen altfranzösischen Vers, den ein unbegreiflicher Geschmack dem Dichter erlaubt hat, wider alles Gefühl für die Unvereinbarkeit der Akzente und Rhythmen an seine deutschen Jamben zu reihen. Im Schlußgedichte ist dann das Verhältnis des ersten Gedichtes umgekehrt worden. War dort der Dichter die Hauptsache und die Zeit nur die Folie im Kontrast zu ihm, so konstruiert er sich in jenem mit höchst gespanntem, mehr als antikem Selbstruhm als den Maßstab, an dem er die in vier Strophen ausgebreitete und abgetane Zeit mißt. „Ich Euch Gewissen, ich Euch Stimme" beginnen die Verse; ein Pathos, das sich in den Sprüchen noch gewollt schneidender ausgesprochen hat: „Zehntausend sterben ohne Klang, der Gründer Nur gibt den Namen für zehntausend Münder Hält Einer nur das Maß; in jeder Ewe[1]) Ist nur ein Gott und einer nur sein Künder."

[1]) Wir wählen für die Einzelbemerkungen, die, richtig gefaßt, bei George immer höchst lehrreich sind, diese Form der Randbemerkungen, die uns davor sichert, den Überblick zu verkleinlichen. „Ewe", in der deutschen Prosa des vierzehnten Jahrhunderts nicht ganz selten, ist Etymon zu „ewig" und heißt deutsch nichts anderes als „Ewigkeit". An dieser Stelle ist es aber nicht deutsch, sondern neu-holländisch „Eeuw", Jahrhundert. Damit ist ein neuer und ebenso häßlicher, ebenso

Zum Bios und Genos treten im ersten Teile Testes und Lehrer, im zweiten Vorbilder und Freunde. Der Schatten Dantes wird beschworen, und es wird in einem erstaunlichen Parallelismus sein Gegenspiel zur eignen und der Folgezeit mit demselben apologetisch-polemischen Tone wie beim Dichter selbst zurechtgezwungen — Goethe, Nietzsche und Böcklin folgen; alle vier ebenso großartig wie eigenwillig angeschaut und geschildert mit einer höchst bedeutenden Kraft des Verzerrens, die unter der herausfordernden Einseitigkeit der Konstruktion notwendig werden mag. Dabei versteht es sich leicht, wenn das Pathos, das überall auf den Gegensatz, ja die Feindlichkeit des Großen gegen seine Zeit und die Folgezeiten hinarbeitet, gelegentlich hart an die Grenze des Müßigen streift. So möchte man wohl das klirrende Lachen Nietzsches über den Schluß und die eigentliche Pointe des ihm zugeeigneten Gedichtes gehört haben, die ihm *allen Ernstes* den posthumen Rat gibt, zu singen statt zu reden, nachdem eben in einer wundervollen und unvergeßlichen Metapher sein wirkliches Verhängnis, das Sterben an der eignen Logik, erkannt

glossenhafter und unnötiger Hollandismus in unser Deutsch geschwärzt wie das greuliche „Denkbild" für Idee nach holl. „Denkbeeld". Wir haben Zesenschen Pedantenpurismus genug aus unsern eigenen kulturlosen Epochen und bedürfen der geistlosen holländischen Barbarismen aus gleicher Zeit und Strömung wahrlich nicht. Das „Denkbild" stand zuerst in der Introduktion zu den „Hymnen", jetzt spukt es wieder, gerade im oben angezogenen Gedichte „Franken". Mallarmé und George haben bewiesen, daß sie vom Wesen der künstlerischen Idee nicht gemeiner denken als Platon, nämlich wissen, daß sie mit dem Bilde alles und mit dem Denken weniger als nichts zu tun hat. Holländische Pedanten der Barockzeit, die das Wort buken, empfanden platter und roher. Ihre Worte aufnehmen, heißt unter sich selbst herabgehen.

und ausgesprochen worden ist. So wird man ferner, gesetzt, man habe den Humor, ohne den der Sterbliche das Sterbliche besser nicht von zu nah betrachte, den Aufwand von Zorn gegen harmlose Wallfahrer zu Goethes Geburtstage und -hause ohne rechtes Verhältnis sowohl zu dem Erzürnten wie zu dem angeblich Beleidigten finden. Aber diese Gedichte wollen in ihrem Zusammenhange gelesen sein. Von Stefan George an, der ihr widerspricht und der sie virtuell vernichtet, über Dante weg, dessen Epochen sie erklären soll, zu den drei großen Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, die als Dichter, Künstler und Denker in einem teilweis über das Grab hinausgehenden Kampfe gegen sie dargestellt werden, steht die Zeit in diesen Kompositionen unter einer immer stärker anschwellenden Anklage, die sich im sechsten, dem letzten Stücke der ersten Hälfte, zum Akte selber und einer anklagenden Person verdichtet. Das Gedicht, „Porta Nigra" überschrieben, ist nicht nur eines der herrlichsten, durchaus vollendetsten Geschöpfe dieses großen Schöpfers, sondern schlechthin eines der außerordentlichsten Wagnisse der Weltliteratur. Ein Kontrast zwischen der heutigen und der antiken Welt, dem heutigen Trier und dem römischen, symbolisiert an den lapidar umrissenen Trümmern des schwarzen Kaisertores, wird im Munde der sprechenden Person zu einem Schwall von so schauerlichem Hohn, daß man das Sichüberbieten der einzelnen Verse bezwungen und fast atemlos erlebt. Das eigentlich Kolossale ist aber damit noch nicht gesagt. Es liegt in dem Sprecher und Ankläger selber, dem Gespenste des römischen Buhlknaben, den Georges hier alles einsetzende Phantasie der verhaßten Zeit entgegenstellt. Er hat es

gewagt, das unsaubere und ekelhafte Vieh, das im Halbschatten des gigantischen Tores verschminkt und eingeölt auf der Lauer nach trunkenen Legionären gestanden haben mag, diesen mit dem historischen Abscheu beladenen Auswurf heilloser Zeiten mit dem vermessenen Worte auszustatten, daß er Zepter und Krone über eine Zeit wie diese zu schwingen verschmähen würde: eine furchtbare Lästerung, die Lästerung und furchtbar auch in diesem Munde bleibt und in jedem minder mächtigen schon über die Grenze in unbeträchtlichen Irrsinn umschlagen müßte.

Die Kontrastierung der Zeit gegen große Lebensideale nimmt im zweiten Sieben allgemeinere Formen an. Ihr Begriff der gesalbten Königlichkeit wird gemessen an Leo XIII.; ihr Begriff der erhabenen Weiblichkeit an den beiden bayrischen Fürstentöchtern, die als Herzogin von Alençon und Kaiserin von Österreich einen Tod von symbolischer Größe gefunden haben. Verschlungen mit diesen beiden Gedichten sind zwei, die die Namen unbekannter Freunde des Dichters führen; der eine gegen die Türken für die Griechen gestorben: „Pente Pigadia"; der andere ein dunkles, tragisches Schicksal, das Schicksal großer Entwürfe und Fähigkeiten, die in den Alltag münden und keine Spur von sich lassen. George exemplifiziert von dem gefallenen Helden auf die Jugend der Zeit, von dem stillgewordenen Freunde aber, mit erschütternder Steigerung des schon sehr groß einsetzenden Gedichts in den brausenden Erzlaut der letzten Strophe hinein, auf das Ganze der Zeit und ihres Begriffs vom Leben. Das Großartige liegt hier in der doppelten Wendung, auf die der Preis der Treue und die Verzweiflung an der Nation

hinausläuft: dem allgemeinen Tode gegenüber verschlägt es nichts, ob einer mehr, einer weniger zu der äußerlichen Vollendung kommt, die das Prahlende überall fordert; wohl aber verschlägt es für das Weiterleben der Idealität, daß einer auch scheiternd die Treue hält. George, der sich im Eingangsgedichte überlegen gegen das Lob seines neuen Tons als „gewonnener Mannheit" verwahrt, kann sich mit einem Gedichte wie „Karl August" dem Ruhme nicht entziehen, zum ersten Male als Manngewordener unspielerisch, unverschränkt gradaus von den größten Angelegenheiten des Volkes gesprochen zu haben. Er täuscht sich, wenn er meint, daß er diesen Ton je früher hätte finden können, wenn es nur der damalige Kontrast zur Zeit ihm gestattet hätte. Langsam hat er die Reife erlangt, die, mindestens momentan, freimacht, endlich den Punkt der Entwicklung erreicht, wo er in einem Momente wahrer Erhabenheit nur sich selber getreu auszuwirken braucht, um alles zu sein, was er sonst gelegentlich forciert hat. Die Schlichtheit und Wucht, die nur das Notwendige, dies aber auf seiner höchsten denkbaren Höhe gibt, diese Klassizität des Männlichen ist eine neue Stufe seines Wachstums; er erreicht sie in diesem Buche nur hier vollkommen, obwohl das ganze Buch mehr oder weniger daran beteiligt ist. Man darf hoffen, daß er nicht mehr dauernd unter sie sinkt.

Das letzte Gedichtpaar des zweiten Teiles entwickelt den Gegenstand nicht an Personen, sondern an Objekten und Massen. Die „Gräber in Speyer", einsetzend mit einem prachtvollen Zornausbruche gegen die kleine Zeit, die sich an Kaisergrüften vergreift, überblickt und beschwört im größten Stile die Kaiserreihe von den Saliern bis Maxi-

milian, nur mit einem gelegentlichen und übrigens fehlgehenden Ausfalle auf das Heutige, und gipfelt in einem grandiosen Porträt des zweiten staufischen Friedrichs, einer ganz verkürzten, sparsamen und darum doppelt eindringlichen Skizze des weltumfassenden, weltbeherrschenden, aber auch die Welt in sich integrierenden Germanentums. Das sechste Stück, das letzte vor dem Schlußstück, verhält sich zu seinem Pendant in der ersten Hälfte, der „Porta Nigra", wie eine Ersetzung des realen Vorwurfs durch den fingierten. Ein großartiges Altertum und eine moderne Scheingröße werden wieder gegeneinander gestellt, aber statt daß sie, wie das alte und das neue Trier, sich durcheinander bauen, fingiert der Dichter einen Typus von Landschaft, wie etwa Italien ihn vielfach besitzt, aussterbende Hochstadt von alter Gründung und neuer Verarmung durch die handeltreibende Niederstadt an ihrem Fuße. Er fingiert den Moment der Wendung, in dem die Reichen des grellen, prahlenden, gemeinen Neuhafens die dürftigen Bergsiedler um Asyl angehen, um Zuflucht vor den Fiebern der Ebene, vor der Glut des Plans, vor den Krankheiten der Fülle. Und er fingiert weiter mit jener Konsequenz des Falschen, die hier wie eine großartige Verranntheit wirkt, eine Abweisung der Zuflucht Heischenden durch die frommen Gebirgler, die durch Gold nicht rührbar sind und deren Jünglinge die dargebotenen Spangen „vom Werte ganzer Länderbreiten" mit dem Fuß über die Klippe ins Meer stoßen. „Wir finden Rast in Hof und Stall und jeder Höhlung eines Tors" hatten die mythischen Natursucher gesagt. „Euch All trifft Tod, schon Eure Zahl ist Frevel", lautet die „strenge" Antwort. Die Skizze des Inhalts reicht aus, um

fühlbar zu machen, was George fehlt, auch in diesem neuen Buche fehlt und immer fehlen wird. Es ist nicht Stil an und für sich, denn Stilvolleres als einige der erörterten und noch zu erörternden Gedichte besitzt die Sprache nicht. Es ist das kleine Element von Imponderablem, das man nennen mag, wie man will, das manchmal Takt ist, manchmal Humor, manchmal bloß Nüchternheit, manchmal Skepsis und dann wieder ihr scheinbares Gegenteil, das vollkommene innerliche Aufgehen in die letzten Vereinzelungen des Erlebnisses, restloses Mitleben — — es ist dies Element von Überlegenheit, das den Stil erst vollendet und gegen das Abgleiten sichert. George ist hier, wie schon so oft, wie fast immer, wenn er fingiert, wie immer, wenn er Landschaften erfindet, nur im großen ganzen der Anschauung richtig und verläßlich, wirkt auch wohl durch Größe der Anschauung; er ist in fast jeder Einzelheit, an der er sich kontrolliert und kontrollierbar ist, unrichtig und unmöglich. Das schönste Gedicht der „Gezeiten" etwa enthält das unsäglich rührende und bis in die letzte Faser wahre Bild eines Haufens halbverschneiter Waldblumen, genau angesehen, aus nächster Nähe, wie von einem Kurzsichtigen, und ebenso stilvoll wiedergegeben, ebenso großartig durch die Behandlung zu einem Symbole des Inneren erhoben wie in den „Hängenden Gärten" die berühmte Beschreibung des schönen Beetes. Aber nur mit den Augen auf dem Objekt scheint der Dichter die Möglichkeit wahrer Einsichten in die organische Natur zu besitzen; seine Phantasie, im deutlichsten Gegensatze etwa zur Goetheschen, etwa zur Hofmannsthalschen, die alle Formen des Organischen in sich trägt und unfähig wäre, das Organische antiorganisch zu ge-

ben, schafft lauter Ungestalt und Fabel. Das wirkt in diesem Gedichte der „Toten Stadt" zunächst wie ein Mangel an Humor, denn solange die Welt steht, sind Verhältnisse wie die hier vorausgesetzten immer unmöglich gewesen, und ihre Behauptung hätte immer lächerlich gewirkt, erstlich weil der Reiche der Hafenstadt, selbst wenn er nicht am Meeresstrande die Kühlung und Erfrischung sucht, die schon in altertümlichsten Zeiten üppige Badestädte ihm gewähren, Herr des Hinterlandes ist und gebietet, statt zu bitten; zweitens weil, wenn sakrale Gründe, die George anzudeuten scheint, seine Aufnahme in die Hochstadt verbieten, diese selben Gründe auch ihm den Mund schließen und ihn, da er die Wahl hat, anderswo den Platz für das Landhaus wählen lassen. Keine mythische Ferne also ist, selbst wenn sie konsequent durchgeführt wäre, imstande, Verhältnisse glaublich zu machen, die wider alle Erfahrung des Menschlichen streiten — aber was Mangel an Humor zu sein schien, ist in Wahrheit Mangel an Stil, denn jene Entfernung der Fiktion vom Leben ist eben nicht konsequent festgehalten, die Worte der Landsucher und die Empfindung hinter diesen Worten, ihre Bereitwilligkeit, überall unterzuschlüpfen und sich einzurichten, sind durch und durch unantik, nämlich modern bis zum Grotesken, und die Antwort „schon Eure Zahl ist Frevel" muß in dieser Verbindung höchst zweideutig und mißverständlich wirken. Dies ist so völlig mißlungen, wie einem großen Künstler etwas mißlingen kann. Es ist nötig, das Ur-Pseudos der Erfindung aufzuzeigen, damit die Verbindung zwischen der fehlbaren Anlage und dem endlichen Fehler über alles Zufällige hinaus als notwendig einleuchte.

Das letzte Gedicht des Zyklus, in dem sich der Dichter noch einmal im Ausklang und Übergang ins Buch mit größter Haltung resümiert, bringt in das Thema, das die vierzehn Gedichte abwandeln, die überraschende Schlußwendung. Nachdem dem Pöbel und den Pöbelherrschern der Zeit, dem Publikum und der Nation jedem sein Maß gemessen ist, folgt die Verurteilung ihres künstlerischen Niveaus, von dem George entstanden ist, das er geteilt hat und heute verwirft. Den Pessimismus der fruchtlos gebliebenen und enttäuschten Virtuosität — „das Quäken kalt gestellter Frösche, die in ihrem Sumpfe desperieren" hat Nietzsche von l'art pour l'art gesagt —, die Feindschaft gegen das Große und das Individuum schlechtweg als gemeinsame Losung aller verbündeten Rationalismen, die modernen Karikaturen der Weltflucht, die bis ins Herz verdorbene Modernität als Psychologie und die Perversion aller fundamentalen Weltbegriffe, die in der schlechten Literatur typisch geworden war, seitdem man immer sich und die eigene Zeitspanne als das Gegebene, als Ziel und Ende der geschichtlichen Entwickelung ansah — all dies stellt George, vielleicht nicht immer mit voller Notwendigkeit der Metapher, immer aber mit Umsetzung des Begrifflichen ins Anschauliche kurz hintereinander fest. Er leugnet nicht, daß Verderben der Zeit an uns zehre, den größeren Teil des Mißgefühls schiebt er erhitzten Sinnen und zersplissenen Herzen zu; Bilderstürzer und Höhlenkriecher, gefangen in eigenen Netzen, sind ihm die Unmutigen und Fluchenden, aus denen er selber hervorgegangen ist; er vergleicht sie mit Alchimisten, die in ihren giftigen Küchen nichts von den Sonnenwegen wußten, die draußen unaufhörlich weiter-

gehen; die Bilder der Großen seien von jeher dagewesen, und wer sich so verkehrt habe, daß er sie nicht mehr sah, bewiese nichts gegen ihr altes und neues Dasein. Diese Metapher aus der zweiten Strophe wird in nackter, monumentaler Ausprägung das Motiv des Schlusses. Mit „Ich" beginnend, in einem großartigen letzten Einsetzen schließt Gedicht und Zyklus. Der Dichter hat „die nun jahrtausendalten Augen der Könige aus Stein von unseren Träumen, von unseren Tränen schwer" gesehen. Nichts ist dauernd als der Wechsel, von jeher; die Gegensätze sind Schein, ein Unsterbliches geht durch, das Leben ist ewig wie die Liebe, die Jugend und das Lied. Dies ist der Weisheit letzter Schluß, der Aufflug aus der verzehrten Zeitlichkeit in irdische Ewigkeit. Der „Lobgesang", mit dem die „Gezeiten" abschließen, variiert in der schönen versöhnten Anrede des Dichters an seinen Lebensdämon das gleiche Thema, die gleiche Einfalt, die Nichtigkeit von Lust und Unlust vor der starken Seele. Ob Sänftiger oder Verwundender, dieser Genius ist ihm immer der gleiche. „Kein Ding, das webt in seinem Kreis, ist schnöd" oder „In Fahr und Fern, wenn wir nur überdauern, Hat jeder Tag mit einem Sieg sein Ende"; „Alles seid Ihr selbst und drinne" tönt es schließlich aus der „Hehren Harfe" am Ende des fünften Zyklus. Es ist in seinem letzten Sinne ein Urwort, das Wort des Menschen, dem der Begriff des Glücks kindisch geworden ist, seit er sich mit seinem Schicksal einig weiß.

Es kann nicht in der Absicht dieser Beurteilung liegen, die ganze Masse der in das Buch geschütteten Ernte aus zehn Jahren so durchs Enge zu sieben, wie anher geschehen ist. Wir haben uns damit begnügen müssen, was wir für den wichtig-

sten Teil der Sammlung halten, gleichsam als Probe auf die anderen einer so genauen Sichtung zu unterwerfen, und wir beenden sie mit einem Hinblick auf die Formwelt dieser ersten vierzehn Gedichte. Wiederum, wie in den „Traurigen Tänzen" aus dem „Jahr der Seele", wie in der Sechzehnzeile des „Vorspiels", hat sich George, die historischen Formen verschmähend, eine eigene traditionslose und voraussetzungslose Form der Mitteilung geschaffen. Dem redenden Charakter der Gattung angemessen, verzichtet er auf den Reim und greift zum klassischen deutschen Sprechverse, dem Verse des dramatischen Dialogs. Aber er wendet auf diese höchst freie und lockere metrische Materie ein strophisches Gesetz an, das in einem heimlichen Widerspruche zu ihrer Natur steht. Vier achtzeilige Strophen enthält jedes Gedicht; man fühlt nicht recht, worin die organische Rechtmäßigkeit dieser Strophenteilung besteht. Wir halten es der einreißenden Roheit der Kunstübung gegenüber für wünschenswert, die Anschauungen von Strophe und Vers, die Erfahrung und Praxis uns hinterlassen haben, hier anzudeuten, um so mehr, da ein großer Künstler wie George ihnen stracks zuwider handelt, ohne uns Zweifel an der Rechtmäßigkeit unserer Denkart machen zu können. Der Daseinsgrund des Verses ist Takt und Schritt, der Strophe Puls und Blut, Fortschritt ist Begriff des einen, Umlauf Begriff der andern; die Periode des Satzes als Satzumfang und Sprechrhythmus steht zwischen beiden und verbindet sie zu einer Einheit. Die Strophe setzt den abgeschlossenen Umlauf, die Vollendung einer Figur voraus, die den geraden Fortschritt in der einen oder der anderen Weise brechen oder biegen muß. Sie hat daher zwei Voraussetzungen, entweder die Sang-

weise, die an Stelle des Schritts Tanzschritt und Tanzfigur setzt und diese Figur innerhalb der Strophe und durch die Strophe erfüllt, in Strophe nach Strophe wiederholt. Das ist die reimlose antike Strophe, und diejenigen, die sie am dauerhaftesten in die deutsche Poesie eingepflanzt haben, haben sie auch unserm Klima sofort angepaßt. Da nur Gesang und Tanz ihre Regelmäßigkeit erklärt und sie des Tanzes wie des Gesanges bei uns entbehren müssen, so zieht Goethes untrügliches Ohr die Konsequenz und bildet sie unregelmäßig; wenigstens solange er sich selbst traute; denn daß seine rührende Bescheidenheit in den Chorliedern des Helena-Aktes sich an den Stumpfsinn der Philologen aufgab, will hier nichts bedeuten.

Oder aber der Gleichschritt des Verses wird durch den Reim und seine Verschlingung beeinflußt, und es entsteht das System, das durch Zuschließen aller noch offenen Reime Strophe wird. Diese Strophe ist die einzige wirklich rechtmäßige der neueren Poesie; sie zwingt den Vers zu gedrängter und fertig gearbeiteter Struktur. Zwischen ihr und der ungereimten Reihe gleichartiger Verse waltet das Verhältnis, das zwischen der horazischen Satire und der horazischen Ode waltet; der Lockerheit der Form soll die Lockerheit der Gattung entsprechen. Und diese Lockerheit künstlerisch zu beherrschen, vor dem Zerfließen zu bewahren, muß es künstlerische Mittel geben, die eben dieser Gattung und nicht der fremden strophischen entsprechen und entstammen. Die Woge des inneren Gefühls, aushallend in den Umfang der Periode und den Rhythmus des Satzes, muß Harmonie und Verhältnisse in den gleichartig fortlaufenden Strom bringen. Auch vor solchen Aufgaben hat die antike Poesie

gestanden, und die Kenner der römischen Elegie, ja auch nur aufmerksame Leser der „Euphrosyne“ oder der „Metamorphose der Pflanzen“ oder des „Spazierganges“ sind sich dieser zarten Gesetze wohl bewußt geworden; wie sie denn dem Künstler ohne Lehre im Blut liegen und von Hofmannsthal in der „Botschaft“ mit derselben Gefühligkeit befolgt werden wie von Browning fast durchweg. Es ist mit einem Worte eine Gliederung mehr im großen ganzen, voll geheimer Responsion der Massen untereinander, was dem Lesenden das Gefühl gibt, daß ein Maß die Freiheit heimlich beherrscht. Es ist nicht das Urgieren dieses Maßes durch die Abteilung scheinbarer Strophen, denen zur Strophe alles Konstituierende fehlt.

Das aber ist die Georgesche Strophe dieser Gedichte. Der reimlose Vers ist behandelt, als stäufte und dämmte ihn der heilige Reimzwang nach rückwärts auf. Die Strophe schließt so unweigerlich nach acht Zeilen, als hätte ein Umlauf der Form sich erfüllt, der nicht da ist; was da ist, mindestens mehr oder weniger, ist ein Umlauf des Gedankens, aber es ist Sache des künstlerischen Gefühls, zu entscheiden, ob er imstande ist, für sich Strophe zu konstituieren oder ob nicht gerade hier das feine Ungefähr eintreten müßte, das auf Ähnlichkeit, nicht Gleichheit dringt. Wir sind hier nicht Kunstrichter, sondern sprechen als der Künstler, der weiß, daß er so nicht arbeiten würde und Gründe hat, die es ihm verwehren. Es scheint uns hier bei George das vorzuliegen, was so oft das deutsche Kunstwerk einen Schritt von der Vollendung formerbender Nationen fernhält: Kopf statt Ohr, formgrüblerisches statt formquillendes Wesen. Kein Italiener, kein Grieche, kein Engländer hat solche

Strophen gedichtet, hätte sie dichten können, wird sie je dichten. Von deutschen Vorläufern des Kunstfehlers sind uns im Augenblick nur die Kriegslieder des preußischen Grenadiers geläufig. Man darf hoffen, daß das Experiment auch jetzt für ein Jahrhundert erledigt sei[1]).

Es wäre an sich lockend, die Betrachtung der folgenden Zyklen mit dem formalen Elemente zu beginnen und in einer zweiten Erörterung das bis hierher geführte Thema fortzusetzen; viele Gründe würden an sich ein solches Verfahren wünschbar machen: der eine vor allem, daß, um ein Lessingsches Wort zu variieren, George bisher weder so groß gelobt noch so groß getadelt worden ist, wie er verdient, und daß ein mit den höchsten Angelegenheiten der Kunstform beschäftigter Geist ungern darauf verzichten wird, seinen Gegenstand gerade an dem großen Beispiele des Gelingens oder Verfehlens, wo er ihm einmal begegnet, zu entwickeln. Gedichte wie „Sonnenwendzug" und „Hexenreihn" in den „Gestalten" haben gerade

[1]) Goethe in „Cupido, loser eigensinniger Knabe" ist das beste Beispiel für die Richtigkeit der oben gemachten Andeutungen. Es sind drei vierzeilige reimlose Strophen, der Vers beruhend auf jenem Durcheinander von Catullischen Metren und den slawischen, die Herders Volkslieder ihm vermittelt hatten und die zu den freien Trochäen von „Seefahrt" führen. Denn der Rhythmus ist hier nicht jambisch, sondern trochäisch mit einem Auftakt. Fast durchweg in den drei ersten Versen jeder Strophe steht nach dem zweiten Metron die Auflösung, die daktylischen Rhythmus in den trochäischen bringt: „Du batst mich um Quartier auf wenige Stunden"; aber durchweg schließt die Strophe mit einem freien Verse „Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden". Goethe fühlte, daß ohne diese Verstärkung des Schlußverses die Strophe nur ein graphisches, aber kein melodisches System geworden wäre; und dabei ist dies nicht Rede, sondern Lied.

durch ihre äußerste Brüchigkeit und, richtig verstanden, Häßlichkeit bei der Größe, die sie trotzdem nicht verleugnen, ein Interesse, das über Gefallen und Mißfallen hoch erhaben ist. Aber wir fürchten, ein fortgesetztes Ausheben des offenbar Mißglückten, ein dauerndes Hinweisen auf die Stellen, an denen George durch das Verhängnis seiner geschichtlichen Stellung im Blocke des erstarrten Zeitgeschmelzes haftet, könnte den Leser irreführen, für den das Positive nicht so erhaben über Diskussion ist wie für uns. Wir freuen uns darum fürs erste mit den Lesern und dem Dichter nur des Sieges, wo er aufgeblickt und durchgeblitzt hat, und vergessen tunlichst des Tumultes, der ihn freilich rings umbraust. So ist zuvörderst für die beiden Gruppen des „Fürsten und Minners" und des „Königs und Harfners" zu danken, die eine völlig neue Erscheinung im Werke des Dichters bedeuten, und zu danken für die fünf Kompositionen der zweiten Hälfte, in denen Töne und Formen, Symbole und Dogmen aus dem „Vorspiel" nur mit gestreckteren Gliedern und schwellenderem Wuchs weiterleben. Die weltliche Größe und die Größe, die nicht von dieser Welt ist, kontrastiert George zweimal, aber in zwei Gedichten, deren Richtungen polar voneinander streben, seiner dualistischen Anlage gemäß, die aus dem Kontraste hervorgeht und auf den Kontrast hinarbeitet, wie stets in Zeiten des inneren Überganges. Er reduziert in dem ersten Gedichte den Künstler auf die eine primäre Kraft der Liebe, in dem zweiten auf die andere, die der Kunst. Das erste gestaltet die fromme und dankbare Unterwerfung des gekrönten tätigen Lebens unter das heilig Liebevolle, das im Joche des Tages nicht gedeiht und ohne dessen dienstloses

Dasein das Dienende und Herrschende des Lebens nicht gediehe. Er kontrastiert die Herrschsucht und die schöne Aufopferung als zwei aufeinander hingewiesene Hälften der innerlichen Welt, als heilige Ehe, und spricht durch die Maske des Minnenden mit dem feierlich seligen Laute des Jenseits vom Leben, der sein alter großer Ton ist, so herrlich und rührend wie nur je. Der Charakter dieses Gedichts ist so hymnisch und harmonisch wie der seines Gegenbildes strafend und quälend. Der Dichter wirft die Gewichte nun in den Schalen herum und läßt die Kunst hochschnellen unter der Wucht des mit Leid angefüllten Lebens, das die andere Schale zugrunde lasten macht. Die Erfindung hat ihre Voraussetzungen innerhalb der Zeit, sie hat eine europäische, rudimentär vorgebildete Form, und eine erste deutsche klassisch gewordene in der Rede des Freundes bei Hofmannsthal im „Tor und Tod" — einer Rede, die George hier mit einem höchst auffallenden Zurückgreifen Motiv für Motiv fortbildet und präzisiert, ihren Gehalt des lyrischen, psychologisch-analytischen, dramatisch-anekdotischen entkleidend und zum Weltgegensatz ausprägend. Es ist nicht mehr das Leben, das sich von der Kunst betrogen und ausgesogen erkennt, hinter die Täuschung kommt und ihr Gegenspiel von nun an haßt; es ist nur der eine aufblitzende Moment des tiefen Saul-Hasses gegen die Davids-Natur, des Esau-Hasses gegen die Jakobs-Natur, des Ajas-Hasses gegen die Odysseus-Natur; eine kurze, gleichsam sekundenartige Unterbrechung des Bewußtseins, dämonisch aneinander geschmiedet zu sein und einander nicht zu entrinnen. Der tiefe, verschlossene Mund mit schwerer Lippe, durch den Gott das Geheimnis der beiden Tafeln hat

offenbaren wollen, der im Gefühl des ungeheuren Auftrages sich verstammelt und verschluchzt, indes Aaron reden kann, der des Brandes des Herrn im Dornbusche nicht gewürdigt war, der den Bund und die Gebote aus zweiter Hand hat und sie dem Volke verkündigt als Bringer des Heils: diesen Moment, in dem der König den freundlich dreisten Trost zurückweist und mit bitterer Wahrheit erwidert, hat Stefan George hier einmal zu Ende gestaltet. Vom ersten bis zum letzten Worte hat das Gedicht die Notwendigkeit der Reife, der nichts zu- und abzudingen ist. Wir begnügen uns auf dies Spalten des Lebendigen in seine Funktionen, auf dies Zerreißen eines vielfältigen Ganzen, das Scheiden in Böcke und Schafe hinzuweisen, das in Georges Natur und Verhängnis so tief gegründet liegt. So optimistisch im letzten seine Anschauung der Welt zu sein scheint, so finster kämpfend und gebunden ist sie eigentlich im tiefsten. Zur Komplexität des Lebens durchzudringen, fehlt ihm, was seiner Epoche fehlt, die Heiterkeit und Freiheit des Verstehens und Durchschauens, das ruhig über groß und klein aufgeschlagene Auge, das gottgleich wird, indem es die Welt Gottes nachschafft. „Willekommen bös unde gut" war der fast Goethesche Anfang eines verlorenen Waltherschen Gedichts, vier Worte, die in sich die höchste Möglichkeit deutscher Poesie als wahrer Weltreife enthalten. Wir heben es hervor, weil wir als Aufgabe dieser Betrachtung ansehen, Grenze zu schaffen, wo die Zeit sie nicht wahrnimmt.

In der zweiten Hälfte dieses Abschnittes erneuert George, wie angedeutet, die Stilisierung seiner Proportion zu den Ordnungen der Gegenwart. Keines der Gedichte, bei höchster Schönheit des einzelnen,

steht auf der vollen Höhe der soeben gerühmten; aber jede Strophe von ihnen würde hinreichen, einem Buche wie diesem Bedeutung zu geben. Er schildert in den „Templern" die Erlesenheit des Apostolats, des Ordens, des Vereins, in den „Hütern des Vorhofs" den Prozeß innerer Erziehung einer Generation, wie er ihm als Lebenswerk vorschweben mag, sogar mit deutlichen Beziehungen auf die Geschichte seiner Wirkung. Er unterbricht dies Ethos durch die Beschwörung des Widerchrists, von dem oben gesprochen worden ist, und gibt in dem ersten, schönen und wahrhaft glücklichen Teile des folgenden Gedichts, „Die Kindheit des Helden" überschrieben, die Genesis des parsivalartigen Genies, der siegenden, unschuldigen Reinheit, die dann leider durch drei höchst peinliche Strophen zerstört wird. Er faßt alle hier angeschlagenen Töne in dem „Eid", der sakralen Verbindung des Genies mit der Gemeinde, polyphon zusammen und schafft hier eine strenge, gesteigerte, vollkommene Komposition, die es wohl verdient hätte, den Zyklus zu schließen. Zu überbieten war dieser Ton, der viel zu häufig schon an die Grenze des noch Möglichen gestreift hat, schlechterdings nicht, und das Gedicht, das ihm folgt, wie um die Zahl zu füllen, hätte nie gedruckt werden sollen. Das Nebeneinanderstellen so hoher Produkte und des Schutts der Werkstatt bezeichnet sehr deutlich, wie wenig George imstande ist, sich von sich selber zu entfernen und wie viel er aufgegeben hat, als er sich entschloß, nur noch den Widerhall der eigenen Stimme um sich her zu dulden.[1])

[1]) Wenige Einzelanmerkungen, keine ohne wirklichen Betracht auf die eigenste Art und Unart des Dichters mögen das eine und andere summarisch gegebene Urteil begründen. Die

Wir übergehen den ganzen Abschnitt, der folgt, die Sammlung der „Gezeiten", mit wenigen Worten,

Templer, hier durchaus ritterlich fingiert, sagen allen Ernstes von sich, um auszudrücken, daß alle Kampfbeute ihnen persönlich nichts gilt: „Was uns als Beute fiel von Schwert und Schleuder Rinnt achtlos aus den Händen der Vergeuder." George braucht nicht historisch zu wissen, daß alle Fernwaffen seit Menschengedenken dem feigen und rohen Barbaren gehören oder allenfalls bezeichnen, was dem ehrlosen Knechte an Waffe geziemen mag; aber wenn sein Gefühl ihm nicht sagt, daß der Ritterliche nicht schleudert, oder vielmehr, wenn sein Gefühl ihm den Reimklang nicht ausredet, so beweist er damit gegen die Solidität seiner Konzeption. — Die letzte Strophe der „Hüter des Vorhofs" ist nicht einmal unter der Voraussetzung falscher Syntax und sprachwidrigen Gebrauchs des Worts „vermindern" wirklich verständlich. — In der „Kindheit des Helden" folgt auf die einheitlich schöne Schilderung eben dieser Kindheit in drei Strophen die Zukunftsvision seiner segnenden und siegenden Männlichkeit, vielmehr sie hatte folgen sollen; aber eine Verirrung sondergleichen, ein, wie uns bedünkt, völlig krankes Taubwerden gegen den Klang der eigenen Worte hat hier George in seinem eigenen Kunstwerke wüten lassen. Wie seine Phantasie ihn auch sonst, sogar im „Eid", in rasenden Bildern von Proskynese, einem Hinpflügen über willenlose Leiber, maßlosem Sichwegwerfen und maßlosem Sichaufrecken schwelgen läßt, so kann er hier die Unterwerfung der Menschheit unter den Helden nur in den Formen widerlichster Schändung konzipieren und erniedrigt den Kuß der Treue zu einer Vorstellung, durch deren Wiedergabe wir niemanden, geschweige ihn, würden beschämen wollen. Man möchte die Seelen wohl kennen oder je nachdem nicht zu kennen brauchen, auf die mit solchen Tönen zu wirken ist. — Sehr charakteristisch neben der geradeaus schaffenden und siegenden Energie des Dichters ist dann die verirrte Energie, die sich in ihr versagten Materien müde ringt; so ist der Versuch, im „Hexenreihn", das Schauerliche malerisch zu gestalten, bei einem großen wirren Worthaufen stehen geblieben, einer Sammlung kurioser Glossen wie nur irgend in byzantinischen Scholiastengedichten. Nicht eine Halbzeile ist gebracht, gegeben, geschaffen, und das Ganze läuft auf ein verbissenes Reimen hinaus. Ist es hier die Unfähigkeit einer von jeher nicht überreichen Phantasie, suggestiv zu wirken,

so viel der aufmerksame und bereicherte, nahezu auf jeder Seite beglückte Leser hier zu rühmen fände. Diese Gedichte sind ein langsames Sichauswirken des Dichters in Formen, derengleichen er von Jugend auf in königlicher Fülle hervorgebracht hat, und es ist Ruhm genug für ihn, wenn man gesteht, daß er für das „Wandern über blauen Schnee" im Winter, für sommerliche Untergänge der fernen großen Sonnen und für das dorrende Laub, für den ersten Schauer des Vorfrühlings — den vollen Frühling versagt sich sein Geschmack aus Scheu vor dem Gewöhnlichen von jeher — noch neue, noch neueste frisch bewegende Töne gefunden hat. Wir verweisen kurz auf die schöne Symbolik der „Flammen" und der „Wellen", von denen zumindest das zweite aus dem vollen Reichtum heraus ohne Sparen und unnötigen Überfluß gediegen ausgegeben ist. Wir berühren die eigentlicheren Liebesgedichte nicht, in denen nur Einzelheiten unsere Teilnahme zu erwecken vermocht haben, während das Erlebnis gewöhnlich die Inten-

---

so zerstört den „Sonnwendzug" die verwandte Unfähigkeit, Massen im Fresko aufzurollen. Vergeblich greift der Dichter hier, wo das Zeichnende und Umreißende verlangt ist, zum Ausmalenden; vergeblich sucht er, was dem Aufbau an Größe fehlt, durch Outrierungen einzubringen, die auch hier wieder etwa den brünstigen Kuß sich nicht ohne das „Trinken des Bluts und Speichels harter Lippen" denken können. Dazu ist ein höchst unglückseliges, höchst kleinliches und dürres Metrum gewählt, ein trochäischer Dekasyllabus im Wechsel mit einem Mißverse (ein Daktylus zwischen je zwei Halbtrochäen), der unter keinen Begriff geht; das Ganze reimlos. Georges beispiellose Kraft der Integration des Massenhaften unter symbolische Einheiten weist ihn auf das ausgepreßteste, konzentrierteste Arbeiten hin. Wo er nach Umfang strebt, wird er hilflos; aber seit wann ist latente Masse keine Masse mehr? Warum greift er ins Fremde?

sität für uns nicht besitzt, die uns der Person vergessen machte. Am ehesten haben wir einen Zugang zu jenen ein menschliches Verhältnis in seinem ganzen Verlaufe unter das Jahr oder die Jahreszeit resümierenden Dichtungen gewonnen, für die George die Gattung geschaffen und ausgebildet hat. Sie haben auch hier den Ton des großen Herzens, dessen Musisches, „Gedenkendes", gerade in der Erinnerung, dem Ziehen des Ergebnisses, dem Speichern des Reifenden, dem Verzicht auf überspannte Hoffnung die Kraft hat, an unser Heimliches zu greifen. Wir übergehen ferner, und auch dies nur mit einem Worte, das mittlere Stück des Buches, und kränken einen großen Schmerz nicht in seinem Rechte, sich auszuströmen, wie er muß. Hier scheint uns, von Einwänden ganz zu schweigen, das Lob einer hohen Kunst, die sich doch auf keiner Seite verleugnet, wie frevelhaft gegen das leidende Leben, das freilich sich der Kunst bedienen muß, um nicht zu erliegen, das aber hier Leib und Blut zum Werke gibt und nicht nur die Seele. An einer anderen Stelle darf man gelegentlich hoffen, auf eines dieser Gedichte hinzuweisen, das wir als wahrhaft stilbegründend ansehen und dem wir in diesem Betrachte eine neue Richtung unserer Vorstellungen verdanken.

Der Zyklus „Traumdunkel" und der ihm folgende der „Lieder" ist eingangs dieser Bemerkungen mit hinlänglicher Vollständigkeit überblickt worden, und wir lenken die Aufmerksamkeit des Lesers im wesentlichen nur noch auf die Prachtstücke, die darunter sind, Prachtstücke, die von der Stunde der Publikation an in den unveränderlichen Vorrat unserer Sprache und unserer Kunst hinübertreten sollten. Die drei Landschaften, die hintereinander

einen herbstlichen Wald in der Herbstdämmerung und das Durchbrechen in die duftende Bläue der letzten Herbstsonne; hierauf mit sehr ähnlicher Bewegung die Waldwanderung und ihr Münden in den offnen Talblick; schließlich mit großer Genauigkeit der Züge die schaudernde Größe des Hochgebirges — nicht schildern, kaum ausmalen, sondern retten, wenn man dies Wort recht verstehen will, sind schöner als selbst das schönste, was „Das Jahr der Seele" in dieser Gattung enthält, und bezeugen ein Fertigwerden des Dichters, das von hier ab nur mehr den Standpunkt einhalten und nicht mehr erhöhen kann. Mit dem Stile, den George konstituiert hat, ist über dies hinaus nicht weiter zu kommen, und wenn ein fortgebildeterer Stil, was fraglich ist, die Deskription auf eine höhere Stufe bringen könnte, so ist noch fraglicher, ob sich Deskription überhaupt mit ihm vertragen wird. George hängt durch diese Gattungen mit der malerischen Landschaftsvergötterung der Zeit zusammen und ist als Dichter ohne Zweifel ihr höchster künstlerischer Ausdruck. Aber es wird den Köpfen schon hier und da bewußt, daß das Verhältnis des Deutschen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts zum Naturausschnitt, von der Zukunft aus rückwärts gesehen, nur als eine Konvention seines Weltbildes angesehen werden wird, graduell, nicht essentiell verschieden von dem Interesse, das etwa das Mittelalter an der sinnlichen Pracht des höfischen Lebens nahm. Der Tag ist nicht weit, an dem unter Künstlern die Erkenntnis allgemein werden wird, daß die Wiedergabe der Landschaft unter höhere Ordnungen treten muß, wenn sie Werkwert behalten soll. Wenn man sich die Gründe klarmacht, die es Goethe schlechterdings verwehrt

hätten, in einem achtstrophischen Gebilde nichts zu geben als die Landschaft, die einen Moment der Seele ausdrückt, wenn man weiter zurückdenkt an Lessing, dessen tödliche Kritik der deskriptiven Poesie die Praxis Goethes von der Praxis des Settecento — Brockes, Gray, Matthisson, Klopstock — abtrennt, so sind die Analogien für das Zukünftige nicht schwer zu finden. Die Zukunft ist in Hofmannsthal; wir müssen es einer anderen Gelegenheit aufbehalten, die besonderen künstlerischen Bedingungen zu nennen, unter denen seinem Stilgefühle die Landschaft darstellenswert erschienen ist. Man hätte hierfür wohl gewünscht, daß George in der Paränese an die Seinen, die unter der Überschrift „Hehre Harfe" das „Traumdunkel" abschließt, stärker zur Sache spräche. Ganz deutlich wird nur die Mahnung, sich auf sich selber zu stellen — „Alles seid Ihr selbst und drinne", von der Vorzeit nicht entlehnen — „Fegt der Sturm die Erde sauber, Tretet Ihr in Euren Morgen", dem eigenen Blut und Geschlecht treu zu sein; aber die Schlußweisheit, es wäre Wahn, mehr lernen, das heißt schaffen zu können „Als aus Staunen Überschwang, Holden Blumen, hohen Sternen Einen sonnigen Lobgesang", kann in dieser schwebenden Fassung sowohl die höchste Sublimierung der Kunst als ihre armseligste und zeitgebundenste Reduktion bedeuten. Wir erörtern diesen Gegenstand so eingehend, weil wir gerade hier für eine neue Freiheit kämpfen, gegen die gehalten die Freiheit von vorgestern bereits wieder zur Gebundenheit geworden ist, und weil wir über aller Freude am festgestellten Stil nicht gesonnen sind, ihn stille stellen zu lassen.

Wie die Landschaften über das „Jahr der Seele"

hinaus den höchsten Triumph der einen Kunstweise, so enthalten die Lieder des vorletzten Zyklus, an den einschlägigen in den „Sagen und Sängen" gemessen, den Triumph der anderen, des kurzen, rein lyrischen Gesangs. Man sieht, wie George Provinz nach Provinz seines dichterischen Reiches entwickelt, immer mit dem Blick aufs Ganze, Teil auf Teil einordnend. Welcher Abstand von den dünnen Köstlichkeiten der Lieder des Fahrenden Spielmanns gegen die gedrungene, herbsüße Kraft dieser wenigen Rhythmen, aus denen die verschlossene Bewegung, das Tiefäugige, Keusche und Genaue einer Dürerschen Zeichnung oder mindestens eines Urs Graf oder Hanns Leu zu sprechen scheint! Auch in diesen Liedern überwiegt das landschaftliche Element, aber niemand wird finden, daß es zu ihrem Nachteile überwiegt. In den Umriß einer winterlichen Halde mit erstorbenem Kraut am Wegrain oder eines Gärtchens mit blühenden Bäumen eingeordnet, sitzt der Umriß der nachdenklichen oder schwermütigen Seele wie die säugende Jungfrau auf der Rast, und der Meister, aller ihm beschiedenen Mittel Herr, vermag nun Stationen seiner Pilgerfahrt auch mit einem Nichts an Stift und Raum festzuhalten. Auch wo in diese Lieder die verklungene Liebe sich mischt, bleiben sie auf der vollsten Höhe. Alle Motive sind so gültig ausgebildet, daß sie für jeden gelten. An das Fenster, aus dem der Liebende in geliebter Gesellschaft ins Land geblickt hat und das nun „hell von fremdem Licht" ist, knüpft die leidenschaftliche Erinnerung an und lenkt die Augen des Hörenden den ganzen letzten Abschiedsweg entlang vom Haus übers Tor und den Pfad zur Wegbeuge, wo der Mond zum letztenmal das liebe

Gesicht bleich getroffen hat. Oder auf einer Brücke stehend, die Augen halb auf dem fließenden Wasser, halb auf dem stummen Wege, gedenkt die Seele der Gestalt, die heut ihr auf diesem Wege begegnend nur wie dies Wasser flösse und keinen Gruß empfinge als das innere Neigen, „wie wir es pflegen zieht daher Ein Fremder auf dem letzten Gang". Sonst ist, wie schon bemerkt, die meiste Materie dieses Zyklus nicht liedartig, in keinem, auch nicht dem fernsten Sinne. An Einzelheiten heften wir die Betrachtung nicht, nachdem in ihrem Verlaufe schon hinlänglich auf jene Züge exemplifiziert worden ist, in denen diese Kunst gebunden, wo nicht eingeschnürt bleibt und bleiben muß. Auch was zu den Sprüchen gesagt ist, haben wir nur noch um weniges zu vermehren. Des höchsten Lobes wert sind die acht Verse auf den Bamberger Bildhauer, den Anonymus der Kaiserstatuen, „den streitbar stolzen, königlichen Franken" und wieder „den stillen Künstler, der sein Bestes tat, Versonnen wartend bis der Himmel helfe". Das einzelne an lapidarer oder heraufzaubernder Wendung ist gar nicht herzählend zu erschöpfen. Wie stehen in vier Versen diese „Herbergen in der Au" da: „Bemalte Erker, zeitengraue Balken Und Schindeln rufen auf die Welt von eh: Verwunschner Dorfplatz, wo vom Mund des Schalken Ein Leiersang uns trifft wie tönend Weh." Schneidender Zorn und ein zorniges Aufweinen erfüllen die Sätze, die ohne Nennung des Namens doch deutlich Berlin gelten. Das Raisonnement, das darunter liegt, so weit Reaktionen eines einsamen Gemüts gegen eherne Notwendigkeiten der Zeit den Namen des Raisonnements beanspruchen können, hält keinem Blicke Stich; und wer unter der Rubrik „Worms" Vorstellungen

über deutsche Renaissance und deutsche Reformation aussprechen kann wie diese: die Reformation, besser gesagt, Mönchsgezänk, habe den ganzen eingezogenen Frühling der sinnlichen Kultur aus Deutschland wieder verscheucht (daß der Reim auf Föhn den fliehenden Frühling zum Gestöhn zwingt, sei nebenbei bemerkt), der wird in uns gelassene Hörer finden, wenn er mit einem Blicke auf den falschen Tand der Großstadt Armut, Not und Schmach prophezeit.[1]) Das gewaltige, in jedem Augenblicke tragisch vermischte Leben liegt nicht in Öl und Essig geschichtet für jeden Salat bereit. Dies sind ohnmächtige Schablonen, und wenn das Sehertum Georges, das die Knaben gegen uns ausspielen, auf nichts anderem stände, so würden wir den Mut haben, es zu verlachen. Wir wenden uns von diesem matten Eifern zu den wirklichen Ahnungen über nordisches und südliches Wesen, die immer wieder in diesen Seiten aufblinken und zu der Hoffnung auf den Tag, an dem das feurige Blut des Rheins, „sein römischer Hauch", sich durch alle dumpfen und zähen Adern des schweren deutschen Leibes bewegen werde. Wir wenden uns von den Strophen auf einen kläglichen Megalomanen, der einige Jahre lang in München noch vor dem Narrenhause den Narrenruhm fristete und den wir mit Widerwillen am Arme Stefan Georges erblicken — von manchen anderen Verschen auf Geringes und Geringe zu den schönen Zeilen auf

[1]) Wir sind auf den triumphierenden Einwand gefaßt, daß die Ereignisse dem Dichter gegen seine Kritiker Recht gegeben hätten, lassen uns aber nicht zu der Geschichtsphilosophie herab, die nun auf einmal weiß, „warum es so hat kommen müssen", sondern halten es mit den wenigen Edlen, die es immer noch nicht wissen. Quod Scripsi, Scripsi (1920).

den dunklen Tod eines fürstlichen Kindes, den außerordentlichen auf die nonnenhafte Schwester, dem vielleicht schönsten Abschiedswort an den polnischen Dichter, dessen „ritterlicher Schatten noch das letzte Blatt des Buchs hat queren dürfen".

Und mit diesem Spruche schließe sich diese Übersicht und dies Urteil. Wir ergänzen es mit wenigen allgemeineren Sätzen, die das Schroffe vergleichen und unsere Auffassung des Dichters genauer, als vielleicht geschehen ist, bestimmen mögen.

Der „Siebente Ring" ist in jedem Betrachte Georges gewaltigstes Buch. In der Didaxe wie im Liede, im Landschaftsblicke wie in den reinsymbolischen Dichtungen bezeichnet es die hohe und reife Blüte seiner Wurzel. In vielen Adressatengedichten erreicht seine Menschlichkeit, das Große und Gute in seinem Ethos, einen Ausdruck von milder Wärme, der gerade von dem herrischen und maßlos schroffen Manne kommend eine heiße Macht der Rührung auch über das fremde und kühle Herz auszuüben vermag; und wie Trotz und Zorn hier Blöcke schichten und abgebrochene Berggipfel zu Tal wälzen, titanenhafter als je zuvor, so hat auch der Weltgeschichtsblick, der etwa die beiden letzten Strophen der „Templer" und manche der Zeitgedichte beherrscht, seinesgleichen noch nicht gehabt. In vielen Stücken prägt sich eine stille Heimkehr vom Fremden und äußerlich Berückenden, das ihn früher angezogen haben mag, beweglich aus. Wer, bei äußerster Kampfstellung gegen das meiste gegenwärtig Deutsche, das Schicksal, deutsch zu sein, so sehr als Pflicht, deutsch zu werden, auf sich genommen hat, darf nun allen denen, die „leichthin schlüpfen aus innerer Fessel",

mit dieser vernichtenden Verachtung begegnen. Dies Buch mit allem seinem Verzichte, aller seiner Ungleichmäßigkeit und Befangenheit, ja noch in seinen Fehlern und groben Häßlichkeiten, ist stilvoll im höchsten Grade. Mag die Höhe des Stiles die Grenze des Beschiedenen doppelt stark fühlbar machen, der Wahrheit ist die Ehre geblieben. George hat, wie sein romanischer Bildner, still sein Bestes getan, und „der Himmel" hat geholfen, soweit das Gesetz der Erde ihm nicht Schranken setzte.

Das Geheimnis der Größe dieser Natur ist ihre rücksichtslose Wahrhaftigkeit gegen sich selber, aus der dann ihre Form, tätig zu sein, der große Fleiß des großen Künstlers von selber quillt. Erst diese beiden Eigenschaften geben dem dämonischen Willen, der Stefan George geradeso zum Vernichter wie zum Erbauer hätte bestimmen können, die gerade Richtung empor. Er ist nach Schiller und mit Schiller der sittlichste aller deutschen Dichter, wie er nach Klopstock und mit Klopstock der empfindendste ist. Wir hören die in der Zeit verbreitete Gemeinheit immer dreister, weil immer noch ungestraft, von den Mittelchen und den falschen Zauberkünsten tuscheln, die diesem Manne den Anhang geschaffen und erhalten haben. Als ob dieser Anhang es wäre, was seine Wirkung auf die Zeit verewigt, und nicht vielmehr seine langsam dispers werdende Allgemeingültigkeit für eine ganze hohe Phase der deutschen inneren Gesittung, ein Phänomen, das ganz und gar sittlich ist und keine anderen als sittliche Voraussetzungen haben kann.

Und so ist manches Wort dieses Buches mehr als eine sittliche Äußerung, nämlich eine sittliche Tat. Hierunter zählen vor allem die vielfach variierten Anspielungen auf das Selbstopfer, das auf

dem Grunde jedes dichterischen Tuns liegt und das hier nicht mehr spielend und wehmütig eitel, wie sonst in der Zeit, aufgefaßt wird, sondern ausgesprochen als eine Hingabe an die anderen, ja verlangt als das Verzichten auf eigensüchtiges Glück. Es treten hinzu die Äußerungen, in denen dem Dichter seine eigene Person in einem noch anderen Sinne fraglich wird, nämlich dem schweren der Vergänglichkeit. Schon ein frühes Gedicht schloß er mit den trüben und gefaßten Versen: „Mein Auge späht nur fern nach jenem Einen aus Der gern Die Harfe reich und wohlgestimmt, Der unsre goldne Harfe nimmt." Das Motiv ist hier, in den „Gestalten", ein Zwiegespräch zwischen einem abtretenden und einem antretenden Herrscher geworden, der Moment, in dem zwei Generationen ihre schicksalsvolle Ablösung durcheinander seelisch groß ausgleichen. George rührt hier an seine geschichtliche Grenze mit vollem Bewußtsein, wie er sonst auf jeder Seite, auch der strahlendsten, unbewußt an sie rührt.

Es wird lange dauern, bis unter uns, aus unserem Blute und unserer Sprache der Gewaltige aufsteht, der Stefan Georges rechtmäßiger Fortsetzer wird. Aber es daure lange oder kurz, für das Geschlecht, dem wir angehören, kann es an dem bitteren und quälenden Verhältnisse zu dem großen Künstler nichts ändern. Wenn wir in der Spanne unseres Lebens den Neuerer der Zukunft nicht mehr erreichen, so können wir darum noch keinen Schritt rückwärts; wir müssen in einem solchen Falle die Interregnumspflicht, den Weg zu bereiten, mit allen ihren Notwendigkeiten auf uns nehmen.

Das gesamte Georgesche Werk steht im geschlossenen Zyklus, und wenn es dafür der Beweise be-

durft hätte, so gäbe sie dies Buch, das alle seine früheren weit hinter sich läßt. Wir sind durch diesen Zyklus determiniert, aber wir sind nicht in ihn zu schließen. Wir sind durch diesen zertrümmernden Sturm, der unsere Erde sauber gefegt hat, von Mauern und Schranken befreit worden, aber nur unser Nachrechnen weiß mehr von dieser Vorvergangenheit; unsere Aufgaben sind so anders und neu, unsere Fehlermöglichkeiten so frisch aufgetaucht, die Phase des Überganges, die wir darstellen, so abgetrennt von der gestrigen, daß wir uns oft dies Buch in unsere neue Sprache übersetzen müssen, um seiner Großartigkeit nicht unrecht zu tun. Es spricht oft zu uns wie der Übernächtige zu dem, der nach Tag und Abend geschlafen hat; es ist zwischen ihm und dem Erwachten eine ganz fremde, ganz trennende Luft.

Mit diesen Metaphern drücken wir es nur deutlicher aus, worauf die Erörterung wiederholt angespielt hat. Die Gestalt Georges ist historisch geworden und steht außerhalb des Kampfes, den wir kämpfen. Unsere Beziehung zu ihm und auf ihn ist durch nichts, was von ihm käme, mehr zu verändern, aber sie ist kein Gegenstand unserer Rechnung, kein Faktor in den täglichen Pflichten mehr. Im Leben einzelner und im Leben der Generationen ist ein Verhältnis virtuell zu Ende, das die Distanz nicht mehr verengern kann. George kann heut nur fester wurzeln, aber uns niemals näher kommen, und wir sind längst, längst in den neuen Aufbruch hinein verschlungen, der uns mit jedem Schritte weiter von ihm entfernt.

Wir könnten wünschen, diese große und tyrannische Natur hätte uns die Entfernung minder erschwert; da es nicht geschehen ist, und wie der

Augenschein lehrt, nicht hat geschehen können, so verlangt es unsere Pflicht gegen die Jugend, für die wir nun verantwortlich zu werden beginnen, daß wir diese Entfernung aufzeigen, die Maßstäbe vergleichen, den Strebenden von historisch gewordener Befangenheit entwöhnen, die ein großer Name ihm heiligen könnte, und ihn auf die Aufgaben hinführen, für die der Morgen seine junge Kraft verlangen wird. Wir werden ihn die innere Treue gegen ein grandioses erstarrendes Werk lehren, aber dafür sorgen, daß er freien Weg behält; wir werden ihn auf den einzigen Weg verweisen, der ihn in Zukunft führt, aber ihm das Unsterbliche der Vergangenheit retten.

Die heroische Aufopferung Georges für seine und die Folgezeiten ist das Erbe, mit dem wir heut beginnen. Er hat auf das Gefällige verzichtet, sich das Leichte versagt und das Schwere erschwert; die Sprache ist bis auf den gewachsenen Fels umgepflügt, und während der herakleische Arbeiter auf den Pflug gelehnt ausblickt, liegt die ganze Scholle des deutschen Lautes auf ihrer ganzen Breite herumgewandt gegen die Sonne. George hat es gewußt, daß seine Saat darin nicht reift und nicht einmal keimt. Aber die Jugend muß diese Arbeit erwerben, um sie zu besitzen. Es kommt ihr zugute, daß er sich gezwungen hat, vielleicht im Gegensatze zu seiner tieferen Anlage, in äußerster Beschränkung sein Höchstes zu leisten; heut, da er diese Beschränkung ungelenk zu verlassen sucht, ist er neuen Dimensionen nicht gewachsen; aber die Jugend, die sie angeboren besitzt, muß dafür sorgen, daß sie nicht sofort wieder entwertet wird. Dies Opfer nicht verdient zu haben, wäre ein Brandmakel, den nichts verlöschen könnte.

So wenig anscheinend das, was wir an Produktion gegenwärtig um uns her gewahren, uns zu guten Hoffnungen berechtigen mag, so wenig sind wir gesonnen, darum eine solche Hoffnung fahren zu lassen. In der Fehlbarkeit wie in der Größe des Georgeschen Werkes liegen geschichtliche Prophezeiungen, die von der Zeit eingelöst werden müssen. Aber der erste Schritt hierzu wird immer der Einspruch gegen die Intoleranz sein müssen, die in der Kunst noch weniger Geltung hat, als wo immer es sei. Die nackte Hybris, die aus vielen Seiten des „Siebenten Ringes" schlägt, hat uns genötigt, diesen Einspruch oft bitterer zu tönen, als in unseren Wünschen gelegen wäre. Georges auf Unterdrückung arbeitender Trotz ist, wie wir fühlen, tragisch. Aber wir können ihm das tragische Los nicht ersparen, das ihn trifft, wo er mit dem nicht zu Unterdrückenden der Zeit, Trotz gegen Trotz, kollidiert. Es muß heraus, was war, was ist und was wird, damit die Wasser nicht stocken.

VELTHEIM

DIESEN[1]) Mörder und Erpresser, diesen Glückssoldaten, Agenten, Räuberhauptmann, Jobber und Reisläufer, diesen Piraten auf jedes goldene Cargo vom Weiberrock bis zum Arnheim des galizisch-südafrikanischen Augenblickskrösus — dies prachtvolle Monstrum habe ich gekannt. Er wird nun die Welt kaum wieder beschäftigen — man weiß, was englisches Gaol bedeutet, und daß die Strafe selbst an diesem Hünenleibe ihre Schuldigkeit getan haben wird, wenn er unter der Last von solchen siebzig Jahren wieder ans Freie taumelt. Diese Enthaftung im Jahre 1928 — wenn England es für gut findet, sie ihn erleben zu lassen — man möchte nicht einmal hoffen, daß sie ein Neuauftauchen bedeuten wird. Und die Welle von Publizität, die soeben doch nur ein Wrack von diesem phänomenalen Kaper ausgeworfen hat, die Vorstrafenliste eines abgeurteilten Hochstaplers, eine Reihe im Grunde gleichgültiger Resultate polizeilicher Erhebungen — drei Tage später, und sie hat selbst das wieder eingeschlungen; darum will ich, der

[1]) Ein unter dem falschen Namen Veltheim seit langem abenteuernder norddeutscher Vagabund, der in die südafrikanischen Wirren durch Erschießung des schlimmen Goldwucherers Woolf Joel verwickelt worden war, beschäftigte neuerdings die Presse. Darauf erschienen März 1908 diese Seiten in einer deutschen Zeitung.

ich ihn eine Woche lang fast täglich gesehen und stundenlang von allen Seiten angesehen habe, die unbeschreibliche Gestalt zu beschreiben versuchen, den Spätling einer ausgestorbenen Rasse, die Karikatur einer Rasse der Zukunft beschreiben, wie ein Reisender, der das letzte Mammut erlebt hätte, es hätte beschreiben müssen, damit etwas von ihm bleibt.

Ich will die Stadt nicht nennen, durch die seine unsinnige Bahn gerade ging, als ein Zufall sie mich tangieren machte — wo er, lange bevor ich ihn sah, gesicherte Menschen von Ruf und Namen mit sich und hinter sich her riß. Er war noch nicht zwei Tage dort gewesen, und schon das Stadtgerücht. Seine Abenteuer im englischen Kriege, sein mythischer Reichtum, sein Aussehen, der Aufwand seines Treibens hatten ihm mitten in dieser altväterisch formvollen, bis zur Herbigkeit gehaltenen Umgebung eine Sphäre für sich geschaffen, die täglich in dem Maße wuchs, in dem sie aufregender schillerte und blendete; was er dort suchte, abseits von den großen Straßen, auf denen seinesgleichen fährt, schien niemanden zu kümmern; was er selbst darüber angab, große, dreiste, mannshohe und wasserklare Lügen, machte ihn sonderbarerweise — sonderbar nur für mich, der ihn nicht kannte — trotz aller verwegenen Augenscheinlichkeit niemandem zweifelhaft. Gelehrte von Weltruf teilten nach wie vor seinen Tisch im Wirtshause, an den er sie kurz zuvor, noch als Fremder, auf unbegreifliche Weise anknüpfend und festhaltend, vom Nebentische herübergezogen hatte. Denn er liebte die Einsamkeit nicht, bei Tafel nicht und nach aufgehobener Tafel erst recht nicht. Er zog frische Gesellschaft, fremde Gesellschaft, wechselnde

Gesellschaft der müden Gesellschaft mit sich selber und wer weiß welchen Gedanken vor; jüngere Leute bildeten ihm Schweif bei den Ausflügen, deren Programm er beim Nachtisch kurz festsetzte, verlegenes Ausweichen halb launig, halb gebieterisch erledigend: „übrigens, wenn Sie ihre Börse zufällig vergessen haben sollten, das schadet auch nichts". Börse! sein Gold, das vom Kap seiner Abenteuer, das vom Arizona seiner Lügen, das echte seiner letzten Räuberbeute, floß und floß über, verflüchtigte die Zechen, krümmte die Rücken der Kellner, erlaubte ihm, sein weltberühmtes Gegenüber, den greisen Teatotaller und Physiologen, mit dem Carré der halbgeleerten Champagnerflaschen im Mittelpunkt der Tafel überlegen zu hänseln — machte die Hufe der Pferde unter den klirrenden Fenstern scharren, wo die Wagen zur Partie bereit standen, öffnete ihm, wer weiß? auch andere als bloß Wirtshaustüren; man munkelte, man zwinkerte. „Mit Männern rumgeschlagen", das hatte er besorgt; „mit Weibern sich vertragen", wer sollte das besser verstehen als er? das war der „Herr Baron" in allen Ecken, der „Baron Veltheim", der kam und ging, gestern von Paris zurück, wo er seinen Makler hatte sprechen müssen, auf zwei Tage an dies Nest gefesselt, wohin sein Rechtsanwalt aus Neapel — der Villa in Sorrent wegen, was weiß ich, des Erbes wegen — ihm hatte entgegenkommen sollen (es ist halbwegs bis Paris), und Schelm genug, einen solchen Klienten warten zu lassen, in Dreiteufelsnamen immer, immer noch nicht kam!

Auf diese Sage hatte ich anfangs, bald halb belustigt, bald halb verwundert, immerhin nur mit halbem Ohr gehört. Aber sie wurde nach und nach stärker als ich, nämlich allerdings dichterisch;

und dichterisch war mir von einem zum anderen Tage die Gestalt geworden, die es vermocht hatte, in der deutlichen und unerbittlichen Luft des Alltags gerade dieser Stadt, wo keiner mehr ist als gilt, noch für anderes gilt als er ist, so vielsagend zu verschwimmen. Als ich kurz darauf von einem der rasch erworbenen Freunde des Menschen gebeten wurde, mit ihnen beiden und wenigen andern den Abend am dritten Orte zu verbringen, fand mich und die übrigen Teilnehmer die festgesetzte Stunde in dem kleinen, fast immer leeren Café auf den Geheimnisvollen wartend. Wir wußten beiläufig alle, daß er den Woolf Joel erschossen hatte; er machte kein Hehl daraus, damals, sondern trug den Skalp am Gürtel. Die Zeitungsberichte über den ersten Prozeß, zu dem die Gewalttat noch in Südafrika geführt hatte, und über seine höchst auffallende Straflosigkeit hinterdrein waren in unser aller Gedächtnis und er setzte den Tritt, mit dem er den furchtbaren Kanker ausgerottet hatte, nicht nur als bekannt, sondern fast nonchalant als eine Art von Credential zur Einführung in einen fremden Kreis voraus, als Distinktion, die jede ausführlichere Empfehlung entbehrlich machte oder ersetzte.

Dann trat plötzlich durch die aufgestoßene Tür in den gedrückten Zwischenstocksraum ein Riese, von dem man eine Sekunde lang kaum begriff, wie eine Öffnung in dieser niederen Wand ihn eingelassen haben könnte. Ohne Proportion zu allem, was ihn umgab, und darum ungeschlacht, fast rübezahlmäßig einhersteigend, kam er bis zu uns, ließ sich die Fremden vorstellen, zerdrückte einem nach dem anderen die Finger in seiner unglaublichen Hand, saß und forderte, die Speisekarte laut

ablesend, zu essen und zu trinken. Stundenlang aß er dann, ohne Wahl und Ordnung, Teller nach Teller reinfegend und abgebend, vom Augenblick des Kommens bis zum Augenblick des Gehens; dazwischen rauchte er seine zu dreien umeinandergedrehten Havannazigarren, deren verrenkte und zerquetschte Kropfstengel mit dem Importenring zwischen seinen knollig von der Hand gespreizten Fingern voller Wappenkarneole und Smaragde wie aus einem Stück mit seinem eigenen phantastischen Leibe wirkten.

Welch ein Leib! Überhaupt welch ein Unding! Er hatte, um Raum zu haben, sich mit ächzendem Stuhl vom Tisch zurückgestoßen und man konnte ihn betrachten: in Reitgamaschen bis zum Knie, denn er war zu Pferde über Land und wie es nach seinen Reden schien, bei etwas Freundlichem gewesen; in doppelter Weste, des strengen Winters wegen; sonst schwer und eher altmodisch, im ganzen nachlässig gekleidet: denn allerdings hätte kein Schneider der Welt diesem Gliedergebäude Eleganz aufzuzwingen vermocht. Die Uhr an massiver Goldkette, die Finger von ungefügen alten Juwelen blitzend, einen altertümlichen Solitaire in einer vulgären um den Hals geschnallten Alltagskrawatte; auf dem ungeheuren Leibe, der sich unaufhörlich warf, als ob er nach einem anderen Elemente verlangte, ein im Verhältnis winziger Kopf mit dünn und blank werdendem Haar und soviel schütterem Bart als wachsen wollte — in dem bis zur völligen Ausdruckslosigkeit verwitterten Gesicht die Augen unter haarlosen Wimpern und Brauen mit so unheimlicher Helligkeit ausfahrend, daß sie fast blicklos wirkten wie der spitzige Glutpunkt der nächsten elektrischen Lampe; mit der tausend-

fach gekniffenen und gefältelten Haut des Gesichts kontrastierte der pralle Stierhals, der nach oben sich direkt in die unförmlichen aber sehr vielfach gegliederten Ohrmuscheln fortzusetzen schien, nach unten wie durch einen eigenen Schrägmuskel in die enormen Greifarme überging, die überhaupt den Eindruck beherrschten. Auch diese Arme ruhten keinen Moment, sie zielten auf den jeweils angeredeten mit dem Zahnstocher, sie fuhren mit nach dem Kellner knallenden Fingern in die Luft, erhoben sich zu einer Beteuerung, baumelten ungeduldig schlingernd neben dem Stuhle, zuckten auf und fielen, unterstrichen und wehrten ab; unaufhörlich agierten diese gewaltigen Organe vor unseren Augen; wenn der Weck, den er gerade zerbröckelte, ihm aus den Fingern gefallen und in die fernste Ecke des Zimmers gerollt wäre, und er, ohne aufzustehen, hätte mit einer kolossalen Polyphemgebärde den Arm in voller Länge bis dorthin ausgeworfen und den Brocken wieder an den Mund geholt — wir hätten uns nicht mehr gewundert.

Wir wunderten uns überhaupt nicht mehr: Der Mythus saß leibhaft mit uns zu Tisch, Oger und Polyphem, Skiron und Prokrustes, Geryoneus und Rübezahl wurden wahr: die Urzeit hatte aus ihren geheimsten Falten ein aufgespartes, sagenhaftes Greuel hervorgeholt und neben uns gesetzt, einen letztgeborenen halbtierisch halbgöttlichen Sohn gezeugt und in die naseweise Zeit geworfen, die nur ihren Sinnen und keinen Märchen mehr glauben will: den Elementen verwandt, selber elementarisch, einen Landschreck, einen Räuber, einen Mörder vielleicht, einen Fresser und Schlauch, gutartig und bösartig durcheinander, höhnend wie Rübe-

zahl und schonend wie Chiron, von der farblosen Wetterfarbe des Hochgebirgs und des Winterwaldes, zerklüftet und verwittert wie der Fels, träg wie die Erde und tückisch wie das Meer. Mit dem halb gläubigen, halb ungläubigen, religiösen Entsetzen, wie aus dem ersten Kulturfrieden der frühen Weltgeschichte, aus Anfängen der Siedelung und des Vertrauens zur Welt, die Kreatur in die Wildnis zurückblickt als in die eigene Vergangenheit — in den gesetzlosen Unfrieden, der dort bleibt, als ins Geheimnisvollere, den Urkräften nähere — zu Wind, Wetter und Tod, die von dort her dräuen, als zur rebellischen Urgestalt, zum halbtierisch gewordenen, aber heilig gebliebenen Urbild des eigenen Daseins — — denn was ist Mythus anders? — mit solchem Entsetzen, mit solcher Religion sahen wir auf den gewaltigen Unhold, solange er nur grunzend, murrend, lachend und fuchtelnd vor seinen Schüsseln saß und den Hunger stillte. Allmählich begann das Vage sich zu gestalten; was uns von ihm schied, hörte auf, das luftlose Nichts zu sein, und gliederte sich. Er holte aus und log; log immer noch, wie im Mythus und im Märchen gelogen wird, besonnen, reich, unwahrscheinlich, wie aus dem Vollen; einmal im Erzählen drin, sprach er, wenn ihm nichts daran gelegen war, ruckweise auch die Wahrheit, und vor unseren Augen entwickelte sich der Mythus zur Geschichte, zu den Anfängen der Geschichte und entwickelte sich dazu an ihm selber. Der Trolle von eben wurde zum *historischen* Räuber, zum ritterlichen Wegelagerer, zum Korsaren und Vitalienbruder, zum verwilderten Landsknecht und seinem wüsten Condottiere, zum rohen Glückssoldaten des deutschen Krieges. Für Momente war er das eine oder andere durcheinander,

durcheinander der im Mythus fortlebende Schlagtot aus einem Hunnenkriege und der tolle Christian der zitternden Stadtchronik, durcheinander Störtenbeker, Schüttensamen und Peter Unverdorben, in Trümmern eines Panzers, in Fetzen eines Ölrocks, im geschlissenen Plunder der Frundsberger Hose; neben unseren aus zahllosen geschichtlichen Kreuz- und Quersummen in verwickelster Rechnung resultierten, im wahrsten Sinne des Wortes *endlichen* Organismen, deren Betrag keine einzelnen Faktoren mehr sondern, deren Summe ihren Ausgang durch keine Analyse mehr erreichen kann, saß er breit da, dieser Ausgang selbst: als Individuum nur der Sträfling von übermorgen, vielleicht ein schnöder Schandgeselle, vielleicht — denn was wußten wir von ihm? — ja vielleicht der Schlimmste nicht; als Rasse aber ein posthumer Zeuge des unversöhnlichen und unaustilgbaren Welt-Anbeginns, ewig geschichtsloser Urstoff einer im Guten wie im Bösen maßlosen, unerschöpflichen, ungeheuren nationalen Kraft; in jeder seiner Phasen von der Volksphantasie festgehalten und verewigt, der alte Mittelpunkt des Mythus, Kontrastfigur im Heldengesang, durch drei Jahrhunderte des Volksliedes halb denunziert, halb durcheinander verherrlicht und bejammert; heute bestenfalls der Gegenstand eines rasch vergessenen Feuilletons; es ist ein Weg wie der von der rächenden Hand des Theseus und Herakles über das Richtschwert, den Scheiterhaufen und den Galgen Epples von Gailingen zu zwanzig Jahren englischen Zuchthauses, Kette an Kette mit der gebrandmarkten Feigheit, Degeneration und Unbesonnenheit, die zu neun Zehnteln die Zuchthäuser des zwanzigsten Jahrhunderts mit menschlicher Kreatur versorgt.

Er erzählte also; und man denke beileibe nicht an gut erzählte, an zusammenhängend erzählte Erzählung, nicht an die Jagdgeschichte oder die Kriegsanekdote, die man behält, oder an das Abenteuer, aus dem man die hübschen Novellen macht. Er war älter als alle Deskription, alle Adjektive, alles literarische Einverständnis zwischen einem Redenden und einem Publikum; er *war* nicht die Literatur, sondern er wartete auf sie, wie das zehnte Jahrhundert auf das zwölfte gewartet hat, das fünfzehnte auf das achtzehnte; er *war* nicht der Dichter, sondern er saß ihm unbewußt gegenüber, wie das Gebirge, das von sich nichts weiß, dem Maler gegenübersteht, den es nicht kennt; er gab keinen Text, er hatte keinen Spiegel in der Hand, er sprang nicht aus sich heraus, um sich aus der Distanz zu fixieren und zu beobachten; den Zusammenhang, in dem er etwas oder alles bedeutete, kannte er nicht, und wußte nicht, daß ein solcher Geschichts- und Geschichtenzusammenhang voller Beziehungen in uns auflebte, indes er ihn cyklopisch illustrierte — absichtslos illustrierte, ich scheue das Wort nicht: der komplizierte Verteidigungsstand unserer Gesellschaft, den der moderne Durchschnitt des gemeinen Hochstaplers voraussetzt, dem seine Geschmeidigkeit und Berechnung, seine Psychologie und sein blitzschneller Übergang aus Apperception in Entschluß sich anpaßt, dies ganze System aus Mißtrauen, Reserve, Erfahrung, Blasiertheit, und seine höchst verfeinerten Mittel der Äußerung waren für diesen Berserker so wenig zu übersehen und in etwa angreifbaren Punkten zu fassen wie die Forts von Port Arthur für Timur oder Dschingiskhan. Ich will mich dafür verbürgen, daß er keinem der Opfer gegenüber, deren

Liste die Zeitungen aufgezählt haben, aktiver vorgegangen ist, als uns gegenüber, die nur durch fehlende Gelegenheit zu Untreue, Frevel und Gewalttat davor bewahrt worden sind, jene Liste zu vermehren. Die bloße Vorstellung, dieser Block Granit, an dem nichts gefährlich war als die Macht, die seine Gesteinstaubheit und seine mörderische Last durch die Straßen rollte, könnte sich als Entraineur gebärden, wäre grotesk gewesen. Der bloße Versuch von seiner Seite, wenn er innerhalb seiner Möglichkeiten gelegen hätte, mußte ihn sofort wie auf den tönernen Füßen des Propheten in sich zusammenbrechen machen — während die Handgreiflichkeit seiner Lügen wiederum jedem anderen als ihm sofort den Boden unter den Füßen fortgerissen hätte. Nur weil er, und solange er, er selber war, blieb er unwiderstehlich; aber soviel primitive Schlauheit in ihm steckte, ich glaube nicht, daß er sich *aus Schlauheit* darauf beschränkte, echt zu sein. Seine monströse Inkongruenz zu allem, was ihn in dem neuen Europa oder, wenn man lieber will, in der alten Welt umgab, war seine Kraft. Jede neue Absurdität, durch die er seine absurde Verhältnislosigkeit vor aller Augen demonstrierte, vereinheitlichte und verstärkte seine Wirkung auf diese Augen. Man konnte a priori an ihm zweifeln, den eigenen Sinnen mißtrauen, das ganze Phänomen ignorieren: gab man aber sein Dasein überhaupt einmal logisch zu, so war man in seiner Gewalt, wie man in der Gewalt des Theaters ist, das Theater auf seine eigenen und einmaligen Bedingungen hin acceptiert, sobald die hinter uns zuschlagende Logentür eine besondere Illusion statt der alltäglichen Illusion, ein besonderes kritisches Organ statt des kritischen Verhält-

nisses gegen das Leben des Tages einschaltet; ja es war gerade seine großartige Unwahrscheinlichkeit, die ihn so sublim wahrscheinlich machte, gerade das Ungeheuerliche seiner Unglaubwürdigkeit, was seine Glaubwürdigkeit in höchstem Sinne verstärkte.

Diese Lügen machten, daß wir ihm Wahrheiten, die er *nicht* sagte und hätte sagen können, glaubten — was sage ich, glaubten, daß wir sie einleuchtender erlebten, als der wahrheitsgetreue Bericht sie uns hätte mitleben machen können; was er in einem nachlässigen und höhnischen Tone, der eher abwehren als anlocken zu wollen schien, ins Gespräch hineintrumpfte, waren Utislügen, Schelmuffskylügen, Falstafflügen, Shakespearesche, Cervantes'sche Lügenfunde; aber sie brachten die Luft seiner Welt aus dem Bodenlosen mit herauf; sie konstruierten vor uns den ganzen Hausrat seiner phantastischen Phantasie, die Data seines Lebens; sie ließen die Elemente, die Umstände, die Zonen und die Atmosphären, die Schicksale und Faktoren in einer Sekunde überblicken, die dies innere Leben beherrscht, dies äußere Leben gebildet hatten. Abenteuerlicher, mythischer, märchenhafter, absurder als das Absurdeste, was er aus der Luft griff, stiegen die Formen seines wirklichen, gelebten und geduldeten Gewaltlebens mit dieser seiner Luft herauf; und diese Lügen wirkten nun an sich nur noch als der geringe Quellenwert ältester Menschheitsurkunden, als die historische Unbehilflichkeit der Urzeit, das Wesentliche über sich selbst auszusagen, lügenhaft, wie der Anfang aller Geschichte lügenhaft ist, wie die Lüge älter ist als die Wahrheit, dies unter Schmerzen spät geborene Kind der Reife zur Welt.

So erzählte er. So hatte er erzählt: plötzlich, ehe

wir uns versahen, war er vor uns real geworden; nicht mehr bloß das Naturspiel, ein in Rock und Hosen umgehender Rest Völkerwanderung und Faustrecht, aus dem Blute der „Untreuen", Sibichs und Wolfharts, Ganelons und Ilsans; immer noch die rohe Tücke, die zutäppische Grausamkeit, frevelhafter verwilderter Leibestrotz, Verrat und Raub, vorsittlich und unsittlich. Aber er trug unsere Tracht nicht mehr wie um uns zu narren, sondern sie saß ihm echt am Leibe; geradeswegs aus den modernsten Mittelaltern, aus den heutigsten Urzeiten kam er glaublich und faßlich bis an unseren Wirtshaustisch geschritten: er kam als heimatloser Maat von einem ordinären Überseee-Zweimaster mitten in einer meuterischen finsteren Bemannung ohne Papiere, mit einem überklebten Vorgestern und einem besudelten Übermorgen im Fahrtbuche; aus der Koje eines Schiffes kam er gestrauchelt, das zwischen den Zeiten passiert wie zwischen den Häfen, wo man da ist wie eben nach der Schöpfung — alles das was wir Welt nennen, weit hinten, jenseits von Einsamkeit und Wüste, die Wüste des einsamen Wassers und des Todes nur jenseits von einer Planke, und nicht so viel wie eine Planke zwischen sich selbst und der Unheimlichkeit des Nachbarn in der nächsten Hängematte mit dem glatten Gesicht und den ungleichen Augen. Er kam aus einer Mine. Der entsprungene Mörder, der vom Fortgange der Menschheit ausgeschiedene Rest Tierheit hing an seinem einen Arme und über seinen anderen hing sich das Kantinenmensch, — das Rudel hinterdrein, das sie ihm bestritt; der Dunst der Mine, das blinde Labyrinth der Mine, der erstickte Kampf von dem niemand erfahren hat, als ein Winkel in

der Mine, das Faustrecht der Mine haftete in seinen Kleidern wie Schuttbrocken, wie der Revolver in der Tasche. Er war weg und kam mit Südafrika zurück, das Land an den Fersen nachziehend wie einen Nebel, der sich erst gestaltete; zuerst nur ein Saum Küste wie das Italien der Punier-Zeit, ein dünner Zusammenhang von Landungsstellen, Häfen und Faktoreien; dahinter lagen die Bergwerke. Hinter dem Pfadlosen dämmerten die Goldflöze auf, und jungfräuliche Striche blauen Thons, in den die Diamanten gebettet sind. Er kam von den Stämmen des Hinterlandes, die absterben und neuwachsen wie der Urwald, durch die Stämme der ersten, schon halb entarteten Einwanderer im Zwischengebiete, mit Herden und Siedelungen, und war nun zwischen den fremden Händlern und Händler-Bünden in Häfen und Barackenstädten; den Phöniziern dieser Urzeit, Wucherern und Conquistadoren wie die alten, mit Kriegsschiffen und Heeren stabilierter Weltmächte hinter sich wie ehemals, zäh wie Ratten, widerlich minderwertig bis auf den einzigen harten Instinkt der Plünderung bis aufs Gerippe. Er war jetzt eine historische Figur, der Typus einer Gesellschaft, wie sie der Übergang einer Urzeit ins Mittelalter erzeugt, wo jeder Exponent der höheren Entwicklung alle ihre weltlichen Stände und Möglichkeiten in sich allein begreifen muß. Der Händler war auch noch Seemann, der Seemann Siedler, der Siedler Züchter und Farmer, der Farmer Gräber, der Gräber Troupier, der Troupier Politiker, der Politiker wieder Händler. Der Handel war noch halb Raub, der Gewinst noch halb Betrug, das Recht noch halb Gewalt, der Krieg noch halb Mord, und alles dies, Handel, Gewinst, Recht und Sitte, immer noch halb Krieg oder drei Schritt vom Kriege.

Machte man die Augen wieder auf, so umwitterte ihn das gewaltige Mittelalter des heutigen Amerika; ein innerlich zentralisiertes, oberflächlich nach der herrschenden Weltmode zugestutztes Neuland wie das Italien des Hellenismus, das die Scham gelernt hat, und dessen Roheit schon Korruption heißt; wo die Gewalt, die stracks aufs Imperium der Welt losgeht, alles erzwingen kann, aber den ökumenisch geltenden Rechtsanschein und eine allgemeine ethische Konvention schon wahren muß; die Barbarei eines ungeheuerlichen Menschenab- und -zustroms, alle barbarischen Stufen vom frischen Landstreichertum bis zum Protzenkult als Staatsreligion neben einander bewahrend — mittelalterlich gebändigt nur von den Klammern dieses Rechtsanscheins, dieser Schicklichkeit, der Ideologie einer fremden älteren Kultur; und das wilde Werden einer jugendlichen Gesellschaft, die ihre eigene Form erleben und finden muß, immer wieder mit Blut und Flammen, mit Unzucht und Untreue das doppelte Gefüge, das der Schicklichkeit und das der Heuchelei durchbrechend; die Frauen in ihren beiden mittelalterlichen Kontrastmöglichkeiten, vergötterte Idole einer vom Kampf aufgebrauchten männlichen Gesellschaft und zuchtlose Beute des Abenteurers, der neben ihr hergeht; über zehntausendköpfigen, hunderttausendköpfigen Massen, entwürdigten Lastträgern, wie die Geschichte keine kennt, die Repräsentanten jenes Imperiums, wie die Schatten des Cäsar und des Crassus, der Ezzeline und Sforza, auftauchend aus dem unaufhörlichen Krisen aller Besitzwerte — Gewalthaber von Fuß auf aus Haustein, mit dem nackten, halbantik geschnittenen Gesicht, immer noch vier, fünf Herrschaftsbetätigungen in sich vereinigend wie im ausgehenden Mittelalter Euro-

pas. Monumentalbilder tyrannischer Händler, Zoll von jeder Straße nehmend, den Zehnten von jedem Ertrag und jeder Ware jeden Marktes: von diesen Männern, diesen Frauen, diesen Massen, diesem Rechtszustand war er hergekommen, diese Karikatur, der arme Berserker, mit leeren Händen.

Und dies ganze Stück Menschheit ist nun in London abgeurteilt worden vor den Schranken von Old Bailey, nach Gesetzen einer kleinen hochentwickelten Insel im Atlantischen Ozean, und ist nach Gesetzen, welche englische Ausschreitungen auf eben dieser Insel bestrafen, verdammt worden, zu zwanzig Jahren englischen Zuchthauses. Den Gedanken ganz ausdenken, heißt stille werden. Europa, das die Gleichheit aller Welt und die Uniformität aller Kreatur in Zwangskurs bringt, den Begriff der Geschichte aus Gegenwart und Zukunft streichen will und als Theater-Requisit der Vergangenheit in Lehrbücher für mittlere Klassen relegiert — Europa kann nicht anders handeln; aber die Welt selber, die alte jugendlich heilige Wildnis rings um die kleine Zitadelle von Sicherheit, die wir alleine kennen, reißt für Minuten das Wort an sich, das heut nur dem klingt, der Ohren hat zu hören, und übermorgen laut genug dröhnen kann, um auch den stumpf gewordensten Nerv zur Wahrheit wachzurütteln.

WORMS

(Heidelberg) 24. VII. 1906

GESTERN erst spät zu Bette, zuletzt am Fluß oberhalb der Stadthalle, als das Getümmel dort, Schwatzende und Schlendernde stromauf stromab, zur Ruhe gekommen, und nur noch hier und da ein Weib von der Lände mit einem Schiffer im Flusse oder sonst ein dunkles Paar auf den Bänken sich bei der Gutenacht verspätete. Vorher war die Welt zu nah gewesen, die Musik zu dringend, Lichter überall und überall her gespiegelt, selbst in Staffeln hügelan bis zu den vielen Aussichten, der Mond, rot im niedern Nachtrauche, zu fern, um all das durcheinander gestimmte mit seiner Kraft zu verwandeln. Nun, näher gegen Mitternacht, stieg ein Himmelshaufe, Stern an Stern, über den schwer und rein gewordenen Waldbergen. Überall füllte es sich wie Mulden mit finstrem schattenhaften Silber. Im erstarkenden Mond ward Licht und Klang eines, das Hüben gut, das Drüben gefeit und ganz unnahbar, außer für den Geisterweg der Brücke, die mit zitternden Lampen zwischen Monument und Monument, sieben Mal den Fuß im Gefälle rastend, aus bedeutender Ferne wie durch Traum stromübersetzte.

Heut früh kurz bei N., hernach S. bei mir, bebegleitete mich, der Beglaubigungen wegen, zum Notar. Briefe zu Haus gefunden, zu schreiben ver-

sucht, dann Einkäufe hier und da, um abzuschließen und in rechter Weise fortzukommen. Später Sch. und einer seiner Freunde, ein brauner Rheinfranke, schlank wie ein Degen, mit reizenden Augen und einem Bärtchen über der zu kurzen Lippe, an der Wirtshaustafel bei mir, da ich ihnen Stelldichein gegeben, um auszumachen, was ich nach Erledigung allen Geschäftes mir noch von ihnen wollte zeigen lassen. Allerlei Tisch- und Nachtischgespräch, lustig genug überm Pfälzer. Wobei ich mir gleichwohl wieder sagen mußte, wie wenig wir noch im Kriegsjahrzehnt Gebornen von dem 80er Jahrgang der jungen Leute eigentlich wissen. In den Jahren, in denen wir uns gegen die Feigheit der Älteren mit so leidenschaftlichen Hoffnungen auflehnten, scheinen sie sich schon wieder eine neue Resignation zurechtgemacht zu haben, deren letzte Spitze sich am Ende nur gegen uns selber richten kann. Will man dann wissen, worin sie im Grunde enttäuscht sind, so haben sie, je nachdem, halbe Silben oder geschickte Ausflüchte, wie sie denn überhaupt schlüssiger und technischer räsonnieren, als wir mit einundzwanzig für hübsch gehalten hätten. Alles in allem kein großer Wert darauf zu legen. Bis fünfundzwanzig lügt man fast immer, wenn man von sich selber spricht, und nie überzeugender, als wenn man verheimlichen will, wie Grenzenloses man von der Zukunft hofft.

Gleich darauf nach Worms, da mir vor dem frisch aufgeschminkten Speier graute, und irgendwelche Laune die Lust am Neckaraufwärtsgehn verdarb. Die Fahrt bis Mannheim sonst gewiß trist genug. Jetzt stand der regungslos glühende Hochsommertag linker und rechter Hand vom Gleis dunkelblau auf Erntemeilen und für die Häßlichkeit der götterlosen Neustädte, ganz auf Schein ge-

stellt, fuchsfalsch wie der Menschenschlag selbst und mit aller dreisten und massigen Fassade vor dem unsichern Leben nichts ausdrückend als unsägliche Gemeinheit, für all dies giftige ‚Aufblühen' entschädigte doch dann und wann wie eine gute Blume, noch unerdrückt von hybrider Besiedelung, ein oberdeutsches Haufendorf, in die Kreuz und Quere um seine fröhliche und wackelige Kirche gelagert. Inzwischen, näher und näher gegen den Boden des ältesten und feinsten Deutschland, vielleicht seinen wahren Herzpunkt und Omphalos, bewegte sich uns allen die Seele, das Gespräch zerriß mit jedem neuen Anknüpfen. Dem Blicke verrät der weite grüne Völkerplan gegen den Rhein zu, nun von nahen Ernten gesegnet, nichts von seinen ungeheuren Erfahrungen. Aber unter dieser dünnen Decke von Landschaft gewordener Ernte eines Jahres, wie stehn da Schicht über Schicht und Schicht gelagert die Jahrhunderte an, Brandschicht, Grabschicht, Mauerschicht und Humus und Walstatt und wieder Neustädte und wieder Bein und Gold in Sargstädten! Darüber das Schweigen wie in den parasangenweiten Kulturländern Kleinasiens, die Xenophon mit den Zehntausend durchzog, und das Schweigen der Ernten noch ergreifender wirkend, als das Schweigen der Wüsten. Alle Kulte tiefer und gründlicher ausgerottet als irgendwo in der Ile de France oder Italien, alle urältesten Taufkirchen schon seit Jahrhunderten gestürzt und ersetzt, an den von Grund auf neugemauerten Städten nur noch dann und wann ein Name weihevoll, gar der Volksstamm wie in die Fremde verkauft, was nicht jenseits des Po aufgesogen worden, zwischen den Bauernkriegen und der französischen Wüstlegung ausgetilgt, und welch neugemengtes Blut

nun in den uralten Lehen wuchernd! Ich sagte aus dem Kummer heraus, man solle Altdeutschland beileibe nicht für deutscher halten als Italien für römisch und die Spottgeburt des Wassilion für griechisch. Die beiden, wie sich's gehörte, erbitterten sich.

Der Bahnhof, Worms, eine greuliche Attrappe aus schönem Sandstein, davon wir in halber Flucht nur soviel sahen wie Billettschalter als romanische Lettner und Abtritte in etwas wie Kapellen gesteckt — romanisches Flechtband vom Steinmetzen, der aus sich selbst heraus ganz frei würde gearbeitet haben, „stilecht" ringsherum gepfuscht, all das einem mächtigen Bahnkörper gegenüber, dem man nichts romanisches hat anhaben können. Diese elende Baudummheit und dies Geldvertun auch außerhalb des Bahnhofs in neuangelegten Vierteln, denen der beste Deutsche nichts bessers als einen zweiten Mélac wünschen kann — wir eilig und schon geärgert, zur Altstadt, durch eine der wöhnlichen beschränkten Gassen, wo jedes Haus sich durch eigene Miene oder sei es durch einen Schnörkel, auf seiner Eigenheit behauptet, freilich in nichts von dem unterschieden, was man von einer älteren Stadt in diesem Winkel überhaupt erwartet. Plötzlich aber links aufwärts zum Domberg und alles ist verändert. Am Hügel, den man ersteigt, spürt man den heiligen Sinn des weithin kenntlichen Gottesbaus und denkt geheimnisvoll in den ausgestorbenen Gedanken derer hinüber, die ihn dorthin über das Land stellten, hoch wie Burgen, um ihn zu verteidigen wie die; den Eingang durch den Rest der Täuferkirche zu gewinnen versucht; eine Werkstätte und Gerüste mit vespernden Arbeitern schrecken uns zurück: also war die Kirchenschän-

dung auch hier wieder in vollem Gange, und ein flüchtiger Blick auf den frischen Bruchstein neuangeleimter Apsen zeigte uns das ganze Elend des Drauflosrestaurierens, für das in diesem Deutschland immer Geld erreichbar scheint, indes es an Brot für viele und Schiffen für alle mangelt. Aber zurück, und nach ein paar Schritten stellt der alte Zauber sich her. Auf halber Höhe ein nicht ganz ebener Grasplatz von unregelmäßiger Umschreibung, durch eine bröckelnde Mauer vorn gegen den Domhof, durch nicht viel mehr als Planken von den Kalkhaufen und Holzstapeln eines neuen Bauhofs abgeschlossen, im Winkel ein Rest alter Mauer links und rechts von einem romanischen Pförtchen mit reicher Lunette über den derben Säulengurten, verschlossen und verlassen, der von verschollenen Füßen ausgehöhlte Trittstein wieder moosig und wild geworden. Auf mittem Platz eine große Basis aus Marmor, durch und durch zerfressen und durchhöhlt, zwischen den Strängen des härtern Gesteins aller Weichkalk ausgewaschen, als blickte man in ein ganz eingefallenes Gesicht; wovon das einsame Steintrumm als einziger Rest geblieben ist, beweist ein mächtiges in seine Platte gemeißeltes Loch, Dübellöcher ringsherum. Vor dem Kreuz, das hineingelassen war, haben Ottonen und Staufe hügelan reitend sich geneigt. — Über der Mauer auf geht der Münster wie Gebirg, die Türme voran, das Antlitz gegen Strom und Stadt. Die Luft war dunkelblau, mit einem kühlen Nachmittagstone darin. Der Umriß der ungeheuren Firste und Zinken stand dagegen wie in den lebenlosen Saphir geschnitten, ohne jede Wahrscheinlichkeit, ein großes Jenseits.

Ein Durchgang bot sich nicht; abwärts und im

Bogen durch die Hauptstraße wieder hinauf: welches Glück, diese Ansicht noch vor der Zerstörung genossen zu haben! Wieder steigt von der Straße ein grünes Plätzlein, wild wie eine Wiese, bis zu den Stufen des Umgangs hinauf, mit altmodischen Ketten umspannt. Von der andern Seite aber gehn fast bis an die Portale die schönen herzlichen Hausgiebel, den Oberstock durchwegs mit Schieferplatten geschuppt, und sonst welche Fülle von reichem Eigensinn in Torbögen und Fensterlaibungen, Fähnlein, Schilderwerk und Gesimsen! dazu die Gassen mit so sonderbarer Windung ins Gelände gepaßt, daß man fast körperlich spürt, wie nahe die erste Mauer den besiedelten und geheiligten Hügel muß umschlossen haben. Aber zum Hauptportal: und es ist geschlossen; rechts um das Langhaus herum — und das seitliche Pförtchen ist mit frischen Latten vernagelt wie ein Stall; den ganzen Weg zurück zur großen gemeißelten Pforte im Winkel des Kreuzschiffes: es ist der erste offene Zugang; ein kalter Mörtel- und Mulmgestank schlägt uns entgegen. Da die Platten des Bodenbelags aufgerissen sind, und Bohlen nicht überall liegen, tritt der Fuß zwischen Steinbrocken und Schutt fehl, so daß man anfänglich die Augen nicht zur Wölbung zu erheben wagt. Dann wie man's tut, ist das ungeheure Innre eine einzige geschändete Öde; die Altäre weggeschleppt; von dem, was sonst in die Wände eingelassen war, nur die Spuren herausgebrochener Verklammerungen; die heiligen Bilder fort; ein paar Grabplatten aus der Fuge gelöst und verkehrt gegen die abgeputzten Wände in den losen zollhohen Moder gestellt. Geblieben ist nichts als ein Kruzifixus von Erz, aber er ist trostlos und kann nicht trösten. — In den Chor, der verhältnismäßig

unversehrt schien. Man hat das schöne zopfige Chorherrngestühl, altgoldbraun mit alter Vergoldung der Muscheln und Rillen, fürs erste stehen gelassen, aus der ein und andern Nische wirft sich ein rauchgedunkelter Heiliger mit dem leidenden Pathos der Jesuitenskulptur. Sobald man sich klar wird, daß diese Wirkung, ein ganzes etwa der Art wie irgendwelche Jesuitenkirche einer piemontesischen Kleinstadt es bietet, der einzige Fleck im Dom von Worms ist, den man ohne Schmerz ansehen kann, verliert man auch daran die Lust und wendet sich ins Schiff zurück, wie zur Ruine eines Vaterhauses, um zu sehen, ob denn wirklich nicht das mindeste geblieben ist.

Die Antwort wagten wir uns kaum zu geben; was wirklich vernichtet ist, war nicht viel mehr als das Beste. Sie haben sich nicht begnügt, den Verputz von Pfeilern und Wänden herunterzuschlagen, sie haben das Ganze gereinigt, gründlich, wie ein baufälliges Lagerhaus, nicht wie den kaiserlichen Münster eines Jahrtausends. Sie haben in der Verwitterung der greisen Quadern, auch solcher ohne den mindesten statischen Belang, nur die Untüchtigkeit und nicht die Majestät des Alters gesehen; keine Spur davon ist geblieben; was nicht auf den Kehricht geworfen und durch einen frischen, grell vermörtelten Steinflick ersetzt ist, ist mit Schmirgel geputzt, glatt gefeilt und bis aufs Lebendige geschabt: was dort von Steinen steht und sichtbar ist, ist also nun weder älter noch jünger, als was morgen frisch aus dem Bruche ankommt, um die Bahnhofsmaskerade weiter zu maskieren. Und man fühlt, daß nun erst, da es jeder Farbe seiner Würde entkleidet, grell in den veränderten Tag hineinsteht, das Ganze zur Ruine im eigent-

lichen Sinne geworden ist, ohne eine andere Verbindung mit uns, als der, die zum mühsam arbeitenden Intellekt geht, nur mittelbar wirksam, jeder gebieterischen Herrschaft über unbefangene und fromme Sinne abscheulich entkleidet; sie malen jetzt, ihre Gerüste stehn da und dort, die große vornehme Gebundenheit im Stil, die Welt aus Flechtband und Tierphantasmen im halbantiken Schlingwerk, die ganze Zierwelt der halborientalischen Apulien und Sizilien äffen sie aus wertloser Seele mit Mätzchen nach, aus kunstgeschichtlichen Bilderbogen schreiben sie durch die Schablone hindurch einen Intreccio mit schreienden chemischen Farben an die Weihewände, verschmieren die Meißelung, tünchen die Gewölbe und heben die Ruhe der Wandflächen durch gepfuschten Schnörkel auf, da sie nicht den Mut haben, sich an die drohende Aufgabe des Fresco zu wagen. Wird das vollendet, so wird zwischen diesem Dom und den Fratzen stilgerechter Bierhäuser im schlimmsten Berlin kein Unterschied mehr sein; man kann einmal das eine niederreißen wie das andere, sobald dem Publikum die Manier nicht mehr behagt und wird damit hier nicht mehr Erbe und Güter vernichtet haben als dort.

Uns allen standen der Zorn und die Entwürdigung im Gesichte, einem mit scharfen Tränen. Zum unersetzlichen Verluste das Gefühl, ihn mitverantworten zu müssen und die Ohnmacht, der Verantwortung ledig zu werden. An Ricci gedacht und den Tag, an dem er mit mir durch sein Ravenna fuhr, gerettet mit einer handvoll Arbeiter und einer handvoll Scudi gegen alle Unbill der Zeit, geschützt durch Mut, Klugheit und die Größe des Entschlusses, gegen den durch Restauratoren

drohenden Ruin; ich mag in Italien viel übereiltes gegen die Verwahrlosung des Kunstbesitzes gesagt haben, daß ich es so büßen mußte. Nun will ich bei erster Gelegenheit drucken lassen, daß gegen die nüchterne Verrücktheit der Denkmälerverheerung in Deutschland, gegen diesen in seiner Dummheit noch lehrhaften Zwitter aus schlechtester Architekten-Routine und verirrter Historie im Bunde mit dem allgemeinen Strebertum, das italienische Verfahren von jeher exemplarisch gewesen ist, wenn auch meinthalb nur, weil man dort das Geld nicht gehabt hat, das bei uns Lotterien und Auflagen dem Volk aus der Tasche spielen, zu keinem andern Zwecke als dem, das Alte zu verwüsten und es durch Barbareien zu erniedrigen. Strzygowski hat über Aachen geschrieben, es hat nichts gefruchtet, hier braucht es Menschen, die schreiben können und sich Gehör erzwingen.

Wir waren nur kurz bei der Protestantenkirche und einer andern, an der nichts Sonderliches einlud; das Straßenbild, aus dumpfgewordenem Backsteinrot und dem Spangrün der kupfernen Bedachungen zusammengestimmt, kleinbürgerlich sauber, nicht ohne Reiz. Aber uns zog der mächtige Platz links daneben mehr an, jetzt von niedern Häuslein und einigen beschränkten Amtsgebäuden umstanden, doch für ein gewaltiges Bedürfnis gedacht und fast wie ein gepflastertes Blachfeld, von der Leere und Größe italienischer Piazze, deren Sinn nur das politische Getümmel ist, das sie jeweils zu fassen da sind. Hier schon berührte uns ein Geisterhaftes, und ließ uns weiterhoffen; die Römerstraße dann, wo jede Hofstatt, ein weniges neues abgerechnet, Würde und Wert, ja einen eignen Formanspruch bewahrt, nahm uns gefangen

und entließ uns nur in ein allerschönstes Wunder: Wir standen plötzlich auf einem einsamen Plätzlein, das nichts hatte ahnen lassen, dicht vor einer kleinen frühromanischen Basilika, tief unters neue Pflaster gebettet, mit den halborientalischen Türmchen von Ravenna, Fenster und Tore schmal und steil, der Schmuck spärlich, das Ganze unangerührt und rätselhafter als ich etwas kenne. Im Portal hangen Nachbildungen der Bernwardtüren von Hildesheim und sind da mit dem Erinnerungshauch von Buonanno und der Pisanertür gegen den schiefen Turm, den sie bringen, an der rechten Stelle, so wenig einem sonst die Klitterungen behagen. Aus dem Innern ist ein Museum gemacht, wir hindurch, um in den Kreuzgang zu kommen, wo dann leider die Enttäuschung nicht ausblieb, denn die schönen Bögen sind mit gemeinen Fensterscheiben geschlossen, um die Wandelgänge noch für die Sammlungen nützen zu können, statt daß, wie in Italien, ein freier Hof unter dem hinreichenden Schutze der Hallen die architektonischen und gemeißelten Trümmer aufnähme, die jetzt den Kirchenraum hindurch sich stauen. Gleichviel, kaum wieder im Freien, stellte sich das Geheimnis der Anlage wieder her. Das uralte Werk bewahrt in jedem seiner Glieder untergegangene und schattenhaft gewordene Zwecke, und drückt sie für die Sinne immer dunkel und erregend aus, bei aller fremden Deutlichkeit, die den Geist zur Erklärung nötigt. Diese Zwecke aber hängen ebenso schattenhaft mit einem ganzen untergegangenen Weltwesen zusammen, von dem nichts geblieben ist als dies und die geheimen Andeutungen, mit denen es Zusammenhänge ausspricht; man fühlt sich in seinem dunkelsten Grunde getroffen; nun ist jeder Winkel,

jedes Gebälk seltsam und fremde, jeder Durchgang verbirgt ein Geheimnis, und man trägt wider Willen scheidend ein schönes Grauen, das Gefühl von unberührten Möglichkeiten mit, aus dem Lebendiges wird, wie es vom Lebendigen stammt.

Eine Liebfrauenkirche sollte noch besucht werden, erst beim Gehn und Erfragen fand sich, daß sie vor der Stadt, nämlich auch der ältesten liegt, eine Maria foris portam wie in Lucca. Aber wir hätten ohne diesen Weg das eigentlichste dieses großen Abenteuers nicht erlebt, und Worms verlassen, ohne Worms zu sehen; die Reste der Metropole, bloße Raum- und Anlagereste wie in Pisa oder Ephesus, liegen im ärmsten Viertel, wo die von dürftigen oder elenden Häusern eingefaßten Straßen weit und öde versiegen wie die Betten wasserloser Ströme. Plätze hier und da, nun voll Bauschutt oder eingezäunt, ehmals die Höfe wer weiß welcher gebrochenen Pfalzen, vollkommenes Schweigen über allem; es ging kein Mensch, die Kinder schienen minder lärmend als anderswo im Abfall zu spielen, durch die wüsten Königsstraßen strich die Schwalbe tief in der abendlichen Luft. Wir vermißten nichts an Trümmerstücken von Palast und Kirche, die in Italien im gleichen Falle eine deutlichere Sprache geredet hätten. Sondern in diesem weitausgebreiteten Riesengerippe, der Ruine eines halbverlassenen und ganz arm gewordenen Stadtwesens, stirbt Worms langsam aus, vornehmer als in den stupiden Straßen des Bahnhofsviertels, die sich erdreisten, tote Majestät zu beleben. Sie können nicht geben, was dies der Seele gibt, eine heilige Wahrheit jenseits von gemeinen Verwirklichungen, die unanrührbare Gottesstadt von Krönungen, Reichstagen, Volkswanderungen, Kaiserfahrten, den Schatten der mythischen

Veste des Hof- und Heldengesangs, nie gewesen und eben darum unsterblich, wie das Tiryns und das Mykenae des Epos. — Stadtmauer und Tor, voll wildem Gras- und Feldblumenwuchs, überhangen von schweren Hausgärten linker und rechter Hand. Schmutzige Fischergassen voll verhärmtem Gesindel, Dirnen an den Fenstern. Ein Zug Neustadt, häßlich und scheinhaft wie zu erwarten. Das schönste lag dahinten; aber vor uns im weiten Rebgelände stand die schöne gotische Kirche, und bot uns später im Innern, das sonst mehr ärgerlich und vermalt ist als die reinen Türme überm Schiff erwarten lassen, doch eine wundersame Grablegung, lebensgroß in Holz geschnitzt, von ergreifender Wahrheit und Kraft in ihrer tiefen Einfalt.

Wir gleich darauf gewannen im Bogen das Flußufer; das geheiligte Strombette fast mienenlos, die unsäglich milde und mütterliche Landschaft weit und eben im letzten Lichte. Der Rhein geht hier zwischen Weidendickichten, nichts läßt die Nähe des Gebirgs ahnen, Melibocus und Feldberg sind nicht sichtbar. Längs des Stromes vorwärts, sechs Füße im scharfen Wanderschritte gegen die Brücke. Nah einer Buchtung drin Schiffer Netze spannten, am andern Ufer hielt ein kleines Stück Busch- und Weideland unsere Augen fest. Man sagte uns später, daß die Streber und Macher, die jetzt in Worms allein das Maul reißen, auch dies unsägliche Stück Erde zu entweihen versuchen, das ihnen im Grunde nicht mehr sein kann, als zwei Steinwürfe grünes einsames Flußland, soviel als eine Kuh in einem Tage abgrast. Kommt es dazu, so bleibt uns nur die Erinnerung, den Rosengarten in seiner ergreifenden Öde über den Strom weg haben liegen zu sehen, und den sagenhaften Schauplatz

der halbgöttlichen Waffenspiele, als Traumwelt im Zusammenfluß aller deutschesten Sage von heroischer Poesie errichtet, mit Opfergedanken verehrt zu haben, bevor ein gesunkenes Geschlecht sich daran versündigte.

Es dämmerte; wir mußten zurückeilen. Näher der Stadt fanden wir uns von Angesicht zu Angesicht mit der Münsterfront, deren schon ganz finstre Rundtürme aus den todkalten Höhlen ihrer leeren Fenster hinuntergähnten. Mit jedem Schritte wurde das Zwielicht schwebender, die Häusergiebel im Dufte zusammengeschoben, standen als Masse gegen die Masse des enormen Heiligtums, an dem kein Licht die hinaufgehäufte Schattenwucht unterbrach, indes Gassen auf Gassen ab die Laternen aufglänzten; so schieden wir rein und versöhnt.

Man muß darüber schreiben, gegen und für, will sagen. Ich habe in Italien reisen gelernt und unterscheiden, und gehe nach Worms, Speier, Xanten, Aachen, Frankfurt, Köln, wie nach Lucca, Siena, S. Miniato al Tedesco, Imola. Erfassung und Durchdringung eines Stadtbildes oder einer geschichtlichen Landschaft läßt sich in Deutschland nur anwenden, nicht lernen. Wozu kommt, daß impressionistische Schilderungen hier wie immer schlechte Manieren sind und auf Täuschung ausgehn; hier wie immer ist Präzision des Präzisierbaren die einzige anständige Haltung; für das Unpräzisierbare gibt es die dichterische Äußerung selber; die rhetorischen Mischformen der poetischen Prose, die immer wieder mit den Halbkönnern obenauf kommen, sind nur des Rhetoren und seines Publikums wert.

Unsere heiligen Städte werden vielleicht schon nicht mehr unsere Söhne, gewiß nicht mehr un-

sere Enkel sehen. Kann sein, ich gehe durch Worms als sein letzter Beschreiber, wie Strabo durch Korinth. Ein Grund mehr, Rechenschaft zu geben.

In Mannheim ausgestiegen, im überfüllten Wirtshaus schlecht und recht gegessen. Hernach in Heidelberg noch lange zu dreien beieinander unter heftigem Gespräch. Abschied wohl für immer im Morgengrauen unter den wehenden Nachtbäumen der Anlage — was könnte man für so flüchtige Berührungen auch nur hoffen wollen? Mögen sie mein gedenken und ich will sie nicht vergessen.

Geschrieben, aufgepackt, kurz geschlafen.

INTERMEZZO

Jahrbuch für die geistige Bewegung. Berlin 1910, Verlag der Vonholtenschen Druckerei (Blätter für die Kunst).

NEIN[1]), wir spürten anfänglich nicht die mindeste Lust, den Kompilatoren dieser unter Stefan Georges Auspizien hergestellten Schrift mit einer Erwiderung gefällig zu sein, ihrem Vorbringen gegen uns durch Widerlegungen das Relief zu leihen, nach dem es alle diese esoterischen Herrschaften erfahrungsgemäß von irgend einem Tage an zu gelüsten pflegt. Wie anders als durch völliges Verstummen könnte man sich auch im Grunde gegen eine Schriftstellerei konträr verhalten, die schon ihrerseits dem Widerspruche des Widerspruches widerspricht und sich auf die einfache Formel bringen ließe: „Es[1] ist nicht wahr, daß es[2] nicht wahr ist, daß es[3] nicht wahr war, daß ..... es[n] nicht wahr ist"? Oder hätten wir gar diskutieren sollen? Und wen denn, und was denn, und wie denn? Wohl uns? wohl mit Herrn Friedrich Gundelfinger; die Grundsätze unserer und jeder herstellenden Kritik, die Methode unseres und jedes verantwortlichen geistigen Verfahrens einen Schriftsteller lehren, dem gegenüber jede Belehrung mit dem Abbruche aller seiner fixen Idee *ab imis* anzufangen hätte, nicht nur, um ihm geistige Begriffe, sondern um

[1]) Die Zusammenhänge, die dieser Aufsatz voraussetzt, sind in den Anhang verwiesen.

ihm das Prinzipielle beizubringen, ohne das ihm von Staates wegen verboten sein sollte, Nietzsches Namen, geschweige den Allerhöchsten, im Munde zu führen: Geistige Rechtschaffenheit. Was sonst? Welchen der „positiven" Aufstellungen dieses Jahrbuchs hätten gerade wir Feindliches entgegenzusetzen gehabt? Da sie zu gar nicht geringem Teile, wie jeder unserer Freunde lächelnd gewahren wird, adaptieren, verbreitern, verlängern, mit der neuesten Rechtgläubigkeit konkordieren, was ihre Verfasser unseren Schriften und unserem Gespräche — oh, bei Leibe nicht verdanken, aber verdanken zu sollen sich sträuben, aber verdanken zu müssen trotz Bockens und Stotzens nirgends verbergen können? Und also nur, weil das neueste Muckerhäuflein, das aus Stefan Georges Drachensaat heraufgrünt, die Kalke und Nährerze des Gedankens, deren ihr Schemen einer „geistigen Bewegung" zum Aufbau bedarf, zugleich entnehmen möchte — wogegen wir die letzten wären, Einspruch zu erheben —, und erbrechen — weil sie vom Verhaßten genommen sind, der nach obiger Orthodoxie für einen Habenichts zu gelten und totgesagt zu werden hat — — nur darum sollten wir uns Gegnerschaften der Art aufdrängen lassen, von der Goethe gesagt hat „Dein eigen Blut in fremden Adern, Es wird sofort mit dir selber hadern", nur darum das Publikum, das ohnehin durch die losen Ränke schaut, mit dem Beweise ennuyieren, daß Herr Gundelfinger, wo er mit der Rede über Hofmannsthal zu tun bekommen will, Worte in unsere Sätze *fälscht,* die darin nicht stehen, Abschnitte darin gefunden zu haben vorgibt, die Rutenstreiche verdienten, *wenn sie darin ständen,* Gedankengänge bekichert, deren genaues Gegenteil er darin gefunden hat, und hätte billigen

müssen, wenn er ein ehrlicher und gesitteter Leser wäre, statt eines ungesitteten und unredlichen Pasquillanten? Es war uns, mit einem Worte weder unterhaltend, noch erheblich genug, das Recht aufzuzeigen, mit dem dieser frevelnde Mund unsere Schrift der Unwahrheit zu zeihen, und freilich auch nicht mit einem Wörtchen zu überführen wagt, und wir fühlten nicht henkermäßig genug, um seinesgleichen aus den Winkeln der Literatur, in denen er daheim ist, auf den erhöhten Schauplatz zu nötigen, dem er auch ohne uns sicher entgegenreift. Einen „Geisterkrieg" wünscht sich der Held um seine Objekte zu führen, wohl gar mit uns herbeizuführen; er ist vor der falschen Türe; der Krieg, den er als Rezensent in Zeitschriften[1]) und als Kompilator dieses Jahrbuchs seit geraumer Zeit führt, ist der alte Krieg des Münzfälschers gegen den Sparschatz des armen Bauern, gegen den Kredit des Unternehmenden, der sein und der Seinen Leben einsetzen muß um fortzukommen, gegen die Gemeinschaft, die für beide gutsagt, weil sie auf beiden beruht. Der Büttel ist sein Gegner, nicht wir.

Eine Erklärung über dies letzte Georgesche Produkt abzugeben, veranlaßt uns auch heute nicht dies in metakritische Formen staffierte Eingeständnis eines Hasses, den wir wo nicht ehren, doch vollkommen begreifen, und gern erwidern würden, wenn es uns gegeben wäre, die Konvulsionen der gereizten Ohnmacht mit anderen als den menschlichsten Augen zu betrachten. Da man es denn durchaus nicht hat begreifen, der Persistenz unseres

[1]) In den Preußischen Jahrbüchern, in denen er unter andern eine so reine Figur wie die Martin Bubers im Koteriesinne zu verschreien wagte.

Schweigens bisher durchaus nicht hat entnehmen wollen, so merke man es sich jetzt: unter allen Mitteln, uns von dem Posten abwendig zu machen, an dem wir der Prozession des neuen Gottmenschen im Wege sind und bleiben werden, an dem wir das Innere der deutschen Jugend vor seinem Einzuge samt Fackeln, Seimen, Monstranzen, Wiedertäuferschnickschnack und der Ädikula der neuen Heiligen Manlius und Maximin beschützen und zu beschützen fortfahren werden, unter diesen Mitteln sind die bequemsten die aussichtslosesten, zum mindesten in der bösen Öffentlichkeit, in die sich die frommen Hetzer nun doch gewagt haben: denn in dem „Kreise", in dem sie bisher ungestört Ton angaben, waren zweifellos umgekehrt die bequemsten Mittel die schlagendsten. Dort konnte man uns mit Weihwasser besprengen, Abracadabra sagen und den Brüdern verkünden: „Teure, wir sind gerettet; er ist dahin." Dort konnte man die Wankelmütigen, die sich noch dagegen wehrten, zu beschimpfen, was sie gestern schön genannt hatten, exorzisieren, bis der Teufel aus ihnen fuhr und sie, den Kopf in Händen, auf Herrn Lothar Treuges Gedichte schwuren: *„fair is foul and foul is fair"*. Ärgerte sie ein Weißes, so nannten sie es schwarz und es war erledigt. Das schien im konkreten Falle manchmal schwer; eigene Leistungen sind ja nicht da, man kann nichts, man zeugt nichts, man schafft nichts, man will nichts mehr lernen und weiß oft beim besten Willen nicht, wie die Lehre vom langsamen Absterben der ganzen übrigen Welt, auf der die Mission der „Geistganzen" beruht, mit der doppelten Tatsache in Harmonie zu bringen ist, daß ein immer greulicherer, immer pauvrerer Quark die „Blätter für die Kunst" füllt, während die tot-

gesagte Lasterwelt, in der man sich gattet uud Kinder macht oder kriegt, zwar vielen Unfug hervorbringt, wie seit Adams Tagen, aber hin und wieder, wie seit Adams Tagen, wonnevolle lebenzitternde Gebilde voller Überschwang und Vergeudung, voller Unart, voller Bosheit, aber mit einem eigenen Glück, das sie ein eigenes Lachen, einem eigenen Schmerze, der sie eigene Tränen lehrt. Was tun? Das Erste, was man dagegen tut, ist das, was die Pfaffen von jeher getan haben, wo Laien sich erfrechten, ohne ihren Permeß den Fuß auf Jakobs Leiter zu setzen. Man schreibt das Teufelswerk auf den Index, erklärt seinen Zeuger für *vitandus*, lädt alle Gläubigen, deren verstockte Einfalt nach dem Satansspuk gegriffen hat, zum Abschwören der Häresien vor sein Tribunal und läßt sie ihre Zunge aufessen, unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen, als da ist, Gedichte von Henry Heiseler auswendig lernen, oder Ulais von Herrn Wolfskehl von einem Buchdeckel bis zum andern durchlesen. Aber das Erste, was man dagegen tut, ist nicht das Letzte. Der Meister zürnt: „Wie könnt ihr", so tönt es, „die Feinde diese Dinge machen lassen, die ihr selber machen müßtet! Vom guten Prinzipe mußte das kommen, nicht vom bösen". Ihr irrt, oh Meister! Als ihr die Seelen entmanntet, um sie euch zu unterjochen, benahmt ihr ihnen mit dem schönen unreinen Schrei des Lebendigen auf seinem Jagdwege zugleich das derbe Greifen und Erdrücken, ohne das der Schoß des Lebens nicht empfängt. Wenn sie noch könnten, was ihr von ihnen fordert, so dürftet ihr von ihnen nicht fordern, woran sie euch gewöhnt haben. Da eure Macht von ihrer Unmacht lebt, welche Machtäußerung habt ihr von ihnen zu erwarten noch ein Recht? Besser, ihr laßt

alles wie es ist, Index und Interdikt, Anathem und Exorzismus. Besser, ihr ratet den Knaben, das Teufelswerk[1]) in allen Ehren zu plündern und seine Mittel durch die guten Zwecke, Eure Zwecke, durch die neue Form, ein etwas schlechteres Deutsch, zu heiligen. Und im übrigen sagt dann immerhin, das Zeug tauge nichts, und Kindermachen sei beweisend für Impotenz. Aber sagt es im Innern des Tempels, wo ihr das Lachen abgeschafft habt und in das kein Ton, kein Schrei aus der Welt herüberdringt, wo mit Lust empfangen und mit Schmerzen geboren wird, von den jungalten Kindern des alten Prometheus.

Aber unter uns[2]), „im Vorhof, ja auf der Straße," wo weder das Lachen abgeschafft ist, noch gewisse andere Reste menschlicher Vertierung, wie etwa das Laster, die Dinge beim Namen zu nennen — unter uns Sterblichen sind jene bequemen Mittel, mit dem Verhaßten fertig zu werden, die unverfänglichsten. Im Tempel ist Herr Gundelfinger, wenn er pontifiziert und interdiziert — wir wissen nicht recht, was, mindestens aber ein Gefäß des göttlichen Geistes, aus dem das lautere Orakel trieft, an dem zu zweifeln, sofort Herrn Wolfkehls Ulais auf das Haupt des Schuldigen heraufbeschwört. Auf der offenen Straße ist der Herr ein Passant; in der Öffentlichkeit ist er ein kleiner Skribent, der nichts geleistet, wenig gelernt und nur das zweideutige Glück gehabt hat, gedruckt zu werden. Er hat ein paar Büchelchen gemacht, die aus vielem Getu und Beschwätzen fremder Arbeit bestehen,

[1]) Das „Gespräch über Formen" im Aufsatze des Herrn Hildebrandt obigen Jahrbuchs gar nicht übel für Epheben bearbeitet.

[2]) In Anführungsstrichen passim der Text des „Jahrbuches". Dort natürlich emphatisch gemeint.

übersetzt den Shakespeare aus dem Deutschen in den[1]) „Sprachleib des kommenden Geistes“ und aus dem Englischen in das, was er für Deutsch hält; das ist alles. Nun muß er das Recht der Straße lernen, das richtige Ausweichen und das richtige Durchkreuzen bei schwierigen Passagen. Im Tempel klingt es zweifellos sehr erbaulich, daß vor dem Jünger, der der letzten Weihe teilhaftig geworden ist — um ganz in dem kindisch dreisten Evangelientone dieser Verlorenen zu reden — das irdische Getümmel auseinandertritt, wie die Wellen des Roten Meeres vor den Kindern Israel. Aber, wenn Herr Gundelfinger auf der Straße zu einem auf ihn zugaloppierenden Lastwagen Abracadabra sagen und stehen bleiben wollte, so kann leicht etwas aus ihm werden, worin man Mühe hätte, das hübsche Jüngelchen von kurz zuvor wieder zu erkennen. Das ist das „Leben“ — wie Herr Gundelfinger versichert, die „Abstraktion eines unproduktiven Menschen“, oder das „Oberflächengeflunker“, das er „mit Verachtung abweist“; das er, fügen wir hinzu, augenscheinlich erst zwischen den Rädern als ein Konkretum anzuerkennen geruhen wird. Diese Herren befinden sich nämlich in einer schweren Täuschung. Es gibt allerdings, auch auf der Straße, große symbolische Gesten des Lebens, vor denen das Getümmel in der Tat erstarrt: Die Posaunen des nahenden Herrschers, die Klänge eines Trauermarsches, die Pfeifen und Zinken eines Regimentes sind ein wirkliches Abracadabra, ein Wink, ein Ton, der ohne Parlamentieren Geltung hat, weil eine Majestät hinter ihm steht, die nötigenfalls sehr nachdrücklich und sehr lakonisch ihr Recht auf Vortritt und Durchzug zu erhärten wüßte. Und

[1]) Siehe Seite 204, Fußnote 2.

ganz so ist in der Öffentlichkeit des Geistigen das Apodiktische darum ein unbestrittenes Vorrecht des Großen, des Toten und des Bewaffneten, weil, wer es ihnen bestreiten wollte, an ihres Majestät oder Klassizität oder einfach ihrer Keule zerschellen würde. Aber ob Herr Y. oder Herr Gundelfinger *et hoc genus omne* apodiktisch sind oder nicht, zu den Lastwagen Abracadabra sagen, den Reitern befehlen, von den Sätteln zu steigen, in denen sie sich sehr wohl befinden, ändert nichts an der Straße und dem Recht der Straße. Sie haben, wenn ein Wagen zu schnell fährt oder sie bedroht, wenn ein anderer Passant falsch ausweicht, oder sie in den Rinnstein stößt, wenn ein Schmutz die Straße unsicher oder lebensgefährlich macht, nur das Recht, als Kritiker an die schützenden Organe der Öffentlichkeit zu appellieren, und wenn sie diesen Appell im Tone des Gundelfingerschen Apodigmas abfassen, wenn sie etwa sagen wollen[1]), „das elektrische Automobil, das mir in die Quere fuhr und nicht stank, hat kein Recht auf mein Ausweichen, weil ich nur stinkende Automobile kenne, es existiert daher als Automobil für mich nicht, und ist eine rein gedachte Equipage ohne Pferde," so wird man die Achseln zucken und etwa die Verwandten des Herrn über seinen Zustand informieren. Wir sind auf der Straße, nicht im Tempel. Man muß, wenn man ein Passant ist, die Dinge fein säuberlich sagen, und was man nicht tatsächlich zu machen, geschweige zu belegen vermag, ist in den Wind gesprochen, solange man die Attribute der Majestät und der Autorität nicht besitzt: Herr Gundelfinger nehme sich ein Beispiel am Verfasser des

[1]) Vgl. im „Jahrbuch" die mit dem oben nur leicht veränderten Sythegismus gegen uns ausgespielten Albernheiten.

vorletzten Aufsatzes seines Jahrbuchs, der durch sorgfältige Ausarbeitung und Austuschung einer engbegrenzten kleinen Vorlage den mindest antipathischen Beitrag zu dem Bande geliefert und wenigstens keine Allüre angenommen hat, unter der er zusammenbrechen müsste, wenn der Griff der Realitäten ihm in den Nacken fährt.

Ohne Bilder zu sprechen: wer uns so empfindlich werden möchte, wie es diese Rachsucht zu werden jückt, muß uns zuerst eben darin, ja eben dadurch achtbar werden. Wenn die Herren uns und was von unserer Produktion ihnen allen Falles bekannt sein kann, zum Opfer der öffentlichen Kritik machen wollen, deren Organe, von Königsberg bis Zürich, sie mit allen Mitteln an sich zu reißen trachten, so müssen sie sich dazu entweihen, das kritische Handwerk zu lernen und den Tempel, in dem die Gedankenlosigkeiten leicht beieinander wohnen, für den Moment verschmerzen. Wieviel Pein hat es sie nicht gekostet, den knifflichen Kodex des Esoterischen, mit Erlaubtem, Halberlaubtem, Verbotenem, Mentalreservaten und allen seinen pfäffischen Chikanen ins Gefühl zu bekommen? Und das Esoterische sollte dem neuen Heidenapostolate nur so anfliegen? Weil es ihnen einmal gelungen sein mag, einen harmlosen Wespenschwarm aus ihrem Allerheiligsten hinauszuräuchern, glauben sie, auch der Hofhund, der seines Herrn Haus bewacht, sei durch bloßen Gestank zu vertreiben? Er niest ihn weg und sitzt den Langfingern an der Wade. Was will man, wozu ist man entschlossen? Will man an der Bestie vorbei oder nicht? Will man einbrechen oder nicht? Und will man es, warum geht man dem unbequemen Wächter nicht zu Leibe? Warum versucht man es mit den Listen,

auf die das dumme Vieh nur grimmiger knurrt und rahlt, warum mit den allgemeinen vornehmen Beurteilungen seines Habitus, die ihn keinen Zoll breit vom Posten rücken, so sehr sie Herrn Gundelfinger als vernichtende Kritik erscheinen mögen? Vor ein paar[1]) Tagen hat man ihm Elogen über seine schöne Stimme gemacht, vorgestern ihn zu sich gelockt, ihn einen braven Hektor genannt, seinen Herrn zu der Acquisition beglückwünscht, ihm auch ein schönes Stück Fleisch ohne das mindeste Strychnin versprochen, wenn er nur Vernunft annehmen und von der dummen monotonen Tür fortgehen wolle. Heut, da man ihn immer noch am alten Flecke findet, sagt man ihm zwischen den Zähnen, er sei ein Bastard, schmierig, dürr, gedunsen und räudig. Eine Stimme suggeriert von hinten, er sei eine bloße ausgestopfte Diebsscheuche, und Hunde, die bellten, bissen nicht; eine andere, und es ist die des Herrn Gundelfinger, sucht ihn mit der originellen Bemerkung, seine Zähne seien von rechts nach links gewachsen, statt von links nach rechts, ideell aufzuheben. Aber das sind Flausen; es handelt sich zwischen dem Hunde und den nächtlichen Besuchern weder um das Pedigree, noch um die Stubenreinheit, noch um ähnliche deliberative Gegenstände. Es handelt sich um zwei Reihen Zähne und den hartnäckigen, bockbeinigen, bestialischen Instinkt ihres Besitzers, von einem gegebenen Punkte, von einer Tür, hinter der sein Herr und seines Herrn Kinder schlafen, nicht fortzudürfen. Die Welt ist voller Köter, deren Pedigree,

[1]) Wir verzichten darauf, Lappalien durch Lappalien zu belegen, aber wir warnen Leichtsinnige davor, uns Beweise aufzuzwingen, die aller ostentierten Kaltblütigkeit ein sehr jähes Ende machen würde.

deren Ungeziefer und deren Ernährungszustand die Herren ganz kalt läßt, weil ihre Eckzähne keine wichtige Passage sperren. Gedichte im „Neuesten Stil“[1])[2]) werden *Iliacos intra muros et extra* pecciert, ohne daß Herr Gundelfinger aus seinem Glashause mit Steinen nach ihnen würfe, die griechischen Klassiker übersetzt allerlei Volk, statt in den „Sprachleib des kommenden Geistes“ vorderhand noch in einem „gräzisierenden Stil“, ohne von ihm bemerkt zu werden, und wenn Schmeie Tinkeles den Dante ins Jiddisch übersetzte, wie Herr Gundelfinger mit schlecht gespielter Kälte von uns behauptet, so würde ein Kritiker von seiner Erhabenheit das schnakische Ereignis gemütsruhig passieren lassen. Das sind Lappalien von Leuten, die nichts zu sagen haben. Im Tempel sind sie am rechten Orte, und wer ermißt den Jubelhall aus zwanzig Fistelstimmen, den dort Herrn Gundelfinger die Abschaffung des Lachens und der heilsame Schrecken vor gewissen Produktionen des Herrn Wolfskehl eingetragen haben mag! In der rohen Öffentlichkeit, in der das Lachen durch solche zeitlichen Höllenstrafen noch nicht bedroht ist, und niemand gezwungen werden kann, Ulais ganz wider Willen zu lesen, in der Fleisch und Blut an Worten, auch den ekelhaftesten nicht stirbt, muß Herr Gundelfinger, wenn er Zähne meint, sich gegen Zähne rüsten. Er muß bedenken, daß Angreifen eine Kunst ist, die gelernt sein will und daß die erste Regel dieser Kunst heißt: „Du sollst

[1]) Steht, in etwas beherrschteren Ausdrücken a. a. O.

[2]) Die „Verse bei der Betrachtung von Landschaftszeichnungen“ (vgl. Bd. I der Schriften) sind von 1904, die „Ode mit dem Granatapfel“ von 1907, die Übersetzung von Pindars Koronisgedicht von 1908, auf diese Gedichte beriefen sich die angeführten G'schen Phrasen. Credice posteri.

den Kopf nicht in den Sand stecken," daß man den rachsüchtigen Kabalenmacher, den schlechten Schriftsteller, der sich in die Enge getrieben sieht, die Kreatur Mächtiger, die sich durch Beleidigung ihren Obern gleichzustellen sucht, seit Jahrhunderten an den immergleichen Zügen kennt: daran, daß sie empfangene Wunden, wie von jeher Klötze und Götze, dem blanken, statt dem scharfen Schwerte, oder, wie Herr Gundelfinger tut, unserer „sprachwissenschaftlichen Beredtheit" zuschreiben; daran, daß sie die eigenen Waffen zufällig im Kasten vergessen haben, oder, daß es ihnen die Mühe nicht lohnt, sie zu schwingen, da man „darüber hinweggehen" könne; daran, daß ihre Invektive sofort ins Allgemeine fällt, nachdem sie sich eben zu einem tödlichen Schlage Mut gemacht hat; daran, daß sie in einer langen Diatribe über das Nebensächlichste mit leidlicher Haltung als überlegene Köpfe und rechtliche Leute daherräsonieren, und ihr ganzes Werk durch eine Anmerkung zerstören, in der ihre Absichten mit dem niedrigsten Zuge zutage treten und hinter der fallenden Maske die Verdächtigung frei ausblickt; man erkennt das, was ihnen unangenehm ist, und unüberwindlich bleiben muß, sofort daran, daß sie Abracadabra zu ihm sagen und ausreißen, als sei es verschwunden. Man merkt, was ihnen überlegen und geistig nicht mehr durchdringlich ist, daran, daß sie es apodiktisch kritisieren; sobald sie die Zunge schießen lassen, weiß man, daß es sich um Nebensachen handeln muß, sobald sie lakonisch herablassend werden, daß ein Klotz ihnen im Wege ist. Die Frage, wie rasch man mit ihnen fertig wird, ist nur die, wieweit man sich von Lessing oder Schopenhauer oder Nietzsche zur Psychologie des interessierten und

ehrgeizigen Schmähschreibers hat erziehen lassen. Herr Gundelfinger, der zwar schon ein rechtes Literatenbübchen geworden ist[1]), und für sein Métier nur noch Handwerkliches, Vorsicht, Ruhe und Selbstbeherrschung zu lernen hat — vor der Zumutung weiteren Lernens bewahrt ihn das Métier selber — gewöhne sich zu allererst den Kitzel des Urteilenwollens ab und zwinge sich zum bedächtigen Demolieren. Das Urteilen überlasse er den Richtern, denen es angeboren ist, Urteile vollstreckbar zu machen; diesmal hat ihn doch im Grunde nur die Amtsusurpation, die er seit langem ungestraft treibt, um Mühe und Einlage gebracht. Denn wie leicht wäre es gewesen, die triftigsten Dinge gegen uns dort vorzubringen, wo er die ohnmächtigsten sagt! Nicht zwar über unsere dichterische Produktion, über deren Wahrheit und Wert wir Belehrungen vom ersten besten Nachahmer aus dem *servum pecus* nicht zu erwarten haben, und nicht über den deutschen Pindar, den zu beurteilen er augenscheinlich weder Griechisch noch Deutsch genug kann; aber wieviel Ernstliches ließ sich gegen eine formale Monstrosität wie die Rede über Hofmannsthal einwenden, an deren aus dem Grunde verfehlte Anlage, die Folge eines unmöglichen Kompromisses, wir heute nur mit einem Seufzer denken können? Wie fehlerhaft, tastend und stillos erscheinen uns heut, nachdem wir in zweijähriger Arbeit den Problemen nähergekommen sind, die veröffentlichten Gesänge des deutschen Dante, wie sehr zeigen sie in jeder Einzelheit das Schwanken der ersten in

[1]) Die Bücher, die er seitdem geschrieben hat, sind durch das Publikum gerichtet, das sie bewundert. Wer auf einem Beine stehend in wenig Jahren zwei Walzer über Shakespeare und Goethe improviziert, hat uns nicht zu lehren.

die Nacht hinausgetanen Schritte, in der Fuß und Auge einander wechselweis an das schwache Flimmern der Sterne zu gewöhnen hatten? Vier, fünf, sechs Linien des Angriffs machen wir uns anheischig, Herrn Gundelfinger aufzuzeigen, auf denen er, ohne seinen Haß zu opfern und ohne der Unwahrheit zu benötigen, uns durch unbestreitbare Argumente hätte fürchterlich werden können, wenn er von der Materie etwas verstände, zu den Aufgaben, die der höhere Arbeiter sich darum stellen muß, weil sie das Unmögliche einschließen, sich begreifend zu erheben wüßte, und freilich, wenn er nicht hätte vernichten wollen. Hätte er nur nicht vernichten wollen, der arme Teufel, wie empfindlich hätte er uns werden können! Nun steht die Bestie auf allen Vieren breit weggepflanzt vor ihm: er muß umdrehen, wohl oder übel.

Gegen Meinungen genügt es, Meinungen zu setzen oder die entgegengesetzte Meinung vorzugeben; gegen Überzeugungen und Glauben bedarf es, um sie fruchtlos zu machen, realer Mittel und wenn sie Arbeit geworden sind, der Waffen und dessen, der sie beherrscht. Wir hätten keinen Anlaß gehabt, Herrn Gundelfingers auch nur in dem spottenden Tone zu erwähnen, der uns allein gegen so subalterne Friedensbrecher ansteht, wenn das erwähnte Jahrbuch nicht einen Aufsatz gegen unsere Überzeugungen enthielte, der durch etwas Argumenten ähnliches wenigstens den Schein des anständigen und verständigen Handelns vor der Öffentlichkeit wahrt, die er anredet. Herr Wolfskehl beschließt seine „Die Blätter für die Kunst und die neueste Literatur" überschriebenen Seiten mit polemischen Äußerungen gegen die Anschauungen von nationalem Stil und nationalem Schicksal, die wir im

Nachwort zum Joram zuerst niedergelegt haben, und bei dem Lärm, den sie machten, schon längst hätten wieder aufnehmen sollen. Ohnehin hatten jene wenigen Zeilen vornehmlich die Trägheit rütteln sollen, die sich über das Problem der höheren Sprache in Deutschland seit langem gelegt hat, und wenn über diesen außerordentlichen Gegenstand wieder gedacht wurde, das Problem als solches in Fluß kam, so war ihr nächster Zweck erreicht. Das Andeutende, Fragende, kurz Verknüpfende und Abfassende, das ihnen bei solchen Zwecken zukam, ist ihrem Verständnis nicht förderlich gewesen und wir hoffen längst auf eine würdige Gelegenheit, den eigentlicheren Zusammenhang ruhiger auszubreiten und zu entfalten.

Denn der Hauptinhalt jenes Aufsatzes, den man seiner Haltung, seinem Tone und seinem argumentativen Werte nach am ehesten mit der programmmäßigen Weihrede Hochwürden des Herrn Dekans beim zwanzigjährigen Stiftungsfeste eines Zentrumswahlvereins vergleichen mag, fällt kaum in den Bereich unserer Betrachtung. Die Gutgläubigkeit des Verfassers, der überall Gegner am Boden, die gute Sache siegreich und in einem geschichtlichen Prozesse begriffen sieht, von dem außer ihm keiner weiß, ist uns außer Zweifel: daß er durchweg vorsichtiger, politischer, ja warnender vorgeht, als die viel minder besonnenen und eben darum viel aufschlußreicheren Junioren, vermerken wir mit Humor, und auch daß es möglich ist, in Illusionen wie den seinen gutgläubig jahraus jahrein fortzuexistieren, wird der eine und andere Passus seiner Darlegungen dem Skeptischen erklären. Man kann sich nämlich, absolut genommen, fragen, welchen Ernst es für Herrn Wolfskehl haben mag, zu dis-

kutieren, was die reiferen und kühleren Köpfe Deutschlands — wohl mehr als manch einer denkt — überhaupt nicht mehr beschäftigt, die Nerven der ausdauernd konstituierten bei etwaigen Kontakten überhaupt nicht mehr geniert: Das Leben der Großstadt in seiner Doppelgestalt, der Monstrosität seiner *vita activa*, die sittlich, ästhetisch, logisch überhaupt so indifferent ist, wie ein Schlachtfeld; dem geometrischen Orte für die Schnittpunkte aller Handelnden untereinander, den für die Norm eines allgemeinen Urteils zu nehmen, den zu billigen oder zu mißbilligen, zu negieren oder zu kanonisieren, der gleichen vollkommenen Absurdität des nebenher laufenden Müßigen entspringt, psychomorphistischen Irrtümern, die auf der Stufe des anthropomorphistischen Geschwätzes über Gott oder einen Ameisenhaufen stehen; und der Futilität der großstädtischen *vita contemplativa*, der Geschäftigkeit eben jener an der Großstadt parasitierenden Müßiggänger, der Sphäre, aus der das gerade umgehende Literatur- und Kunstgeschwätz auffliegt, aus der sich die Eintagsfliegen der großstädtischen geistigen Produktion erheben wie Kinderdrachen, von Augenblickslüftchen getragen und sofort platt zu Boden taumelnd, aus der die Zeitungen in die Welt hinausgespien werden, gestern Lumpen, morgen Lumpen, zwischenein ordinärer Zeitvertreib, auf gleichgültige Augen berechnet. Links arbeitet man sich zu Tode oder zum Leben, mit der blinden, steifnackigen Entschlossenheit, die von sich nicht weiß, und von nichts weiß, als dem nächstzutuenden, rechts macht man die üblichen Wochenrevolutionen, hat in der einen Tasche den gebrauchsfertigen Weltuntergang, in der andern das neueste Allheilmittel dagegen prompt, nimmt einander gutgläubig wichtig, schlägt

sich, verträgt sich, verdirbt sich, beschimpft die Großstadt, vergöttert die Großstadt, hält sich für das Mundstück der Großstadt und damit für die Repräsentation des Landes selber. Aber das alles wissen wir, und auch, daß der Höhepunkt der Entwicklung in Deutschland noch nicht erreicht ist, bleibt uns nicht verborgen. Der unzähmbare Trieb, zu handeln, ist die einzige gegenwärtige Realität des deutschen Lebens; die Städte werden fortfahren, den Handelnden zu absorbieren, die Entvölkerung des Landes wird fortschreiten, die Kleinstädte, die sich nicht industrialisieren, werden sinken, und der Gegenprozeß, die Abgabe der Großstädte an das Land, der Auszug des Herdes, der Kinder, des unschätzbarsten nationalen Elementes, das im neuen Stadttypus städtisch nicht mehr existieren kann und darf — dieser Gegenprozeß wird mit der deutschen Langsamkeit, Bequemlichkeit und Weichheit zu rechnen haben, so sicher er sich einmal vollzogen haben wird. Und selbst dann wird er keine Panacee sein; für das Leben nicht, dieses, wie die Herren uns wütend zurückgeben, „Oberflächengeflunker" unserer Fabrik, oder, um mit Goethes Oberflächlichkeit einen Augenblick mitzuflunkern, für die „tüchtigen Kinder dieser eingeschränkten Erde, denen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann und die allein gebaut sind, sich darin leidlich zu befinden, nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche darin zu wirken". Und eine Panacee auch nicht für die Beschwätzer des Lebens, die erstlich nicht dulden könnten, daß ihre allwöchentlichen Nouveautées durch Allheilmittel entbehrlich gemacht würden, und schließlich durch ihre Gesinnung darauf angewiesen sind, den Körper, an

dem sie parasitieren, außerhalb dessen sie nicht bestehen könnten, teils direkt, teils in der Form der Weltverbesserung zu beschimpfen und zu negieren.

Das alles also wissen wir; und da wir weder an den Weltuntergangs- noch an den konkurrierenden Schlaraffenzustands-Fabriken beteiligt sind, so nehmen wir es für das, was es wert ist, *für nichts*. Wir wissen, daß, wenn von einem zum andern Tage gestrichen würde, was die Großstadt drucken läßt — natürlich außer den sehr respektablen Bilanzen, Jahresberichten und andern ernsten und gewaltigen Dingen — das geistige Soll und Haben der Nation auf dem unverändert gleichen Stande bliebe. Und da wir nach unsern Überzeugungen zu handeln pflegen, so lesen wir nicht, was uns mit der Verheißung der neusten Pille und des letzten Procédés von dort zukommt. Aber wir sind weit davon entfernt, diesen Pillendrehern durch unser Nein und dadurch, daß wir dies Nein verallgemeinerten, zuzubilligen, worauf sie prätendieren, den repräsentativen Wert. Wir denken nicht daran, aus der Tatsache, daß irgendwo viel Geschmeiß sich tiefer und tiefer heckt, den allgemeinen Regen roter Flöhe zu deduzieren, an dem wir zugrund gehen müßten, wenn nicht Stefan George da wäre. Jenes Geschmeiß repräsentiert für uns überhaupt gar nichts, als sich selber, Schreiben als Unfähigkeit zu rechtmäßigem Dasein; es repräsentiert uns nicht einmal die Großstadt, die in sich stumm und wortlos ist, die sich nur in Resultaten auf Resultate mit blöder Gigantengröße auszusprechen weiß, deren Heulen und Malmen, Stampfen und Schichten, Donnern und Prallen in der gleichen Sprache des Weltmeers und der Feldschlacht fortbrausen würde, wenn ein platonisches

Dekret die Wortemacher aus ihrer Bannmeile gepeitscht hätte. Wir schließen aus ihrer Degradation auf keinerlei geistigen Niedergang, seelische Zerspellung, Vernichtung der Zeugungskraft im Innern der Nation, der wir nun aufrichtend, heilend, helfend beizuspringen oder den Arzt — oh, den immer gleichen Arzt zu bestellen hätten. Die Kraft einer Nation zu innerem Schauen, zum Gestalten und zur Transzendenz ist für uns nicht ans Versemachen, Dramen schreiben, Romane aufbauen gebunden, sie ist auch ganz so wenig gehalten, sich kontinuierlich in literarischen und Kunstformen auszudrücken, und die Intermezzi von Halbliteratur, die während ihres Ruhens die Impotenz für etwaige Nachfrage aufführt, tragen für die Zentralkraft *gar nichts* aus, können auch von ihr nicht verantwortet werden. Es ist nun für den guten Glauben, mit dem Herr Wolfskehl seinen Illusionen anhängt, charakteristisch, wie er zu diesem Problem steht. Überblickt man die prolixe Grabschelte, die er vor den Kadavern des sogenannten Naturalismus, der gängigen Lyrik der letzten zwei Jahrzehnte, der „Gruppierungen" und „Bewegungen" der sogenannten Literatur seit 1890 ausführt, so erstaunt man über die Bedeutung, die ein sonst so heikler Geschmack dem Bedeutungslosen, ja schlechthin Bedeutungswidrigen auch nur negierend beimißt. Fünf Zeilen hatten uns in der Rede über Hofmannsthal für das Gleiche genügt, und heut, nach acht Jahren, würden wir die Gräber schon gar nicht mehr stören. Aber unser Erstaunen verschwindet, wenn wir bei näherem Zusehen gewahren, wie dieser Kritiker sich selbst und die Sache, die er führt, ganz naiv mit jenen Bestrebungen in Reihe setzt, und den Vergleich, obwohl er seine Tunlichkeit einmal *de iure* ablehnt,

doch *de facto* durchführt. Er lächelt über das alte Narrengeschrei „Neue Bahnen, Neue Bahnen" nicht darum, weil es eine Panacee anpries, weil es Panaceen nicht gibt, und keiner der Panaceen bedarf; sondern weil es die rechte nicht war. Die rechte hat er, Herr Wolfskehl, im Alleinvertrieb für Stefan George. Panaceen also gibt es — oh, und ob man sie braucht! Jeder braucht sie, keiner kann es sich leisten, sie zu ignorieren: „Haben Sie Rückenschmerzen? Fühlen Sie sich vom Pesthauch der Zeit verhirnlicht und verstofflicht? Leiden Sie an Warenhäusern? Wir können Ihnen helfen." — Dieser Autor geht den ehemaligen großstädtischen Literaturcliquen aus Skribenten, Rezensenten, Agenten und Gerenten nicht darum zu Leibe, weil ihre Konstitution und gegenseitige Assekuration, ihre Meinungsmache und Tyrannei in sich ein schweres geistiges Unrecht war, das den Begriff des Dichters unter uns beschädigt, den des Kritikers so gut wie vernichtet hat; nicht weil dem deutschen Begriffe von der steilen Höhe, auf der der Dichter steht, kaum einem einzigen Freunde nah, dem Interessengenossen, dem Nachbeter, dem Schüler meilenfern, weil diesem Begriffe also der Begriff der „Schule" widrig wäre; nicht weil seit Lessings schneidender Waffe, seit Schillers Herbheit, seit Goethes lässigem Stolze noch jede Clique, die bei uns gut und bös Wetter zu machen sich unterstand, den Blitz auf die eigenen Scheitel hinabgezogen hat — sondern — ja sondern. Man muß schon genau zusehen, um aus dem winkenden und wankenden Deutsch dieses Autors das genaue „Sondern" herauszufischen; sondern also, weil jene „Bewegungen" selber nicht wußten, was sie wollten, und seine „Bewegung" weiß es natürlich; sondern, darauf läuft es immer wieder

hinaus, weil sie nicht reüssiert sind, und die seine feiert ihr zwanzigstes Stiftungsfest; aber „bewegen" muß man sich, als Kreis, als Gruppe, als Bewegung, weil das in Frankreich die Mode ist und der Einzelne „verödet". Ohne die *École* geht es nicht ab, ohne den *Maître* bleibt es die „führerlose" Zeit; das ist wie bei den *symbolistes* unter Mallarmé, den *naturistes* unter St. Georges de Bouhélier, der *école romane* unter Moréas und so weiter. Und wer eine Katze eine Katze nennt, ist „töricht oder böswillig", auch wer zu erinnern gibt, daß neben dem Sätzchen von der „Kunst über dem Leben, nachdem sie das Leben durchdrungen hat" in dem Blättchen für die Kunst das andere gestanden hat „eine Kunst um der Kunst willen", das damals in Paris bei den Trödlern der Schlagworte etwa zehn Sous kostete und das heut eisern geleugnet wird. Aber Scherz beiseite; kurz und gut, wer sich ohne den Führer und aus anderen „Daseinsgründen", als die Blätter für die Kunst „bewegen" wollte, teilte das Schicksal der Armada: *afflavit deus et dissipati sunt.* Nur die Blätter für die Kunst sind noch da und haben sogar eben das „Jahrbuch für die geistige Bewegung" gezeugt. Nun, Herr Wolfskehl tut gut daran, seine jungen Freunde vor allzu übermütigem Stolze auf diesen Erfolg zu warnen; denn wir möchten wohl wissen, wo die „Gruppierungen und Bewegungen" gewesen sind, die seit dem langsam faktisch werdenden Désastre des Naturalismus den Blättern für die Kunst den Ruhm, Mundstück der einzigen Literaturclique in Deutschland zu sein, streitig gemacht hätten. Dumm redigierte Zeitschriften sind gekommen und gegangen, das mag wahr sein. Konkurrenten, mit irgendeiner andern Absicht, als der, eine hübsche und verkäufliche Revue zu machen, kann in ihnen nur sehen, wer Herrn

Wolfskehls übrige Illusionen von den buchtechnischen und allgemeinen Wirkungen der Blätter für die Kunst, von dem Einfluß der porenverstopfenden Zierkunst des Herrn Lechter auf das deutsche Buch teilt — Allotria, die uns hier gar nichts angehen. Wie ist es denn aber mit der stolzen Wolfskehlschen Flotte selber in Wahrheit bestellt, die hier angeblich zum zwanzigsten Male das Meer wagt, indes die Trümmer der feindlichen „führerlosen Geschwader" auf den Wellen treiben? Wir fürchten, wir fürchten, diese Stiftungsfest-Bilanz, frisiert wie viele ähnliche Dokumente, ist mehr bestimmt, Mut zu machen, als vor Übermut zu warnen. Wo sind außer dem einzigen Stefan George — Herr Wolfskehl muß uns verzeihen, wenn wir seine eigene Poesie hier ein wenig *hors concours* stellen — wo also sind die zwei oder drei Dichter, und die vier oder fünf nicht völlig talentlosen Mitarbeiter, mit denen dies ohne mindesten Aufwand hergestellte, aber äußerst weltklug vertriebene Organ ein paar Jahre lang, wenn wir nicht irren, bis 1900, als Zeitschrift gehalten werden konnte? Wo sind Hofmannsthal und Andrian, Vollmöller und Ernst Hardt, Dauthendey und Oskar Schmitz, Klages und Oehler — wo sind mit einem Worte fast alle anfänglichen Komponenten dieses Kreises hin, alle jedenfalls, die sich zu irgendeiner Art von Leistung über dies triste Seminar von Pfaffenlyrik zu erheben vermochten? Auf und davon. „Du segelst her, der andre hin, Die Woge zu erproben, Und was erst eine Flotte schien, Ist ganz und gar zerstoben." Man ist längst[1]) bei Herrn Gundelfinger

[1]) Zur Steuer der Wahrheit seien die sehr begabten und widerwärtigen Verse des wie wir hören verstorbenen Walter

und seiner Generation angelangt, beim zweiten Falstaffschen Aufgebot, Muff, Schatte, Schwächlich und Bullenkalb, die alle miteinander ein Hemd und drei Motive haben; man beschwört schon die Schatten aus dem Grabe, übersetzt wieder die jämmerlichen Minauderien des obskuren Monsieur Paul Gérardy, als ob wirklich die ärmsten unter allen armen Kleppern Frankreichs angekauft werden müßten, um bei uns die Rasse zu verbessern — miserabler kann die Misere nicht wohl werden. Nein, es ist wirklich an der Zeit, daß die jungen Helden ausziehen, und jemanden, der nicht will, wie sie wohl wollen, für unproduktiv erklären. Wir irrten, als wir in der Rezension des „Siebenten Ringes" die Vermutung hinwarfen, das Lärmen um Stefan George sei eingeschlafen. Es ist wirklich hohe Zeit, daß wieder etwas gerasselt und getan wird, damit die eingeschlafene „Bewegung" wieder auf ihre eingeschlafenen Beine kommt. Warum, beiläufig gesagt, macht man die Tempeltore nicht etwas weiter auf? An Zustrom könnte es doch kaum fehlen. Ringsum dichten alle dummen Jungen, die ihre Hände pflegen und sich auf Profil erziehen, in der neuen Monstranzenweis, die so leicht zu lernen ist, wie das Kirschenessen, das ganze Geschlecht grimassierender Windbeutel um uns her, von denen der Vers geht wie Öl und ein Duft wie von Katzen, ächzt ja nur danach, mit „Aura" bilden zu helfen, und von einem recht großen Rachen gefressen zu werden. Man wird seine Gründe haben; aber so gut wie das Zeug, das die letzten „Blätter" mit einem besonders fratzenhaften Auftrumpfen anonym ge-

---

Wenghöfer vom obigen Urteil ausgenommen. Schade um das selbstverdorbene Talent in der Hand seiner neuen Verderber.

bracht haben, ist vieles, was uns diese Aspiranten zuschicken oder vorlegen[1]), noch lange.

Aber wir hatten nur auf den sachlichen Nexus zwischen der Ausführlichkeit hindeuten wollen, mit der Herr Wolfskehl das Toteste vollends totschlägt, und der Zubilligung des gleichen Terrains, das seine Bewegung mit jenen toten Bewegungen teilt. Nicht nur die Gutgläubigkeit dieses sympathischen Autors erhellt uns daraus, sondern mehr noch, daß er in diesem Falle recht hat. Scheiden wir den Dichter George und die sublime Poesie aus, durch die er im wahrhaftigen Sinne sein Land bewegt und erschüttert hat — die Herren werden sagen, wir könnten es nicht; und wir tun es doch; was wollen sie dagegen machen? — und nehmen wir die Georgesche Bewegung als das, was sie ist und von wannen sie stammt, so resultieren uns durchaus die Wolfskehlschen Erkenntnisse. Jene Bewegung war sicherlich nie eine Reaktion gegen den Naturalismus — für diese wie für andere schnellfertige Erklärungen ist der Berliner Dozent und Vielschreiber verantwortlich, der die Blätter für die Kunst zuerst als neuen Dichterkreis bekannt gemacht hat — sie war sicherlich dem Naturalismus gleichzeitig, und statt ihm entgegen zu wachsen, ist sie vielmehr auf dem gleichen Asphaltboden mit ihm, in den gleichen Kaffeehäusern entstanden, hat in den gleichen Cénacles mehr als einmal an ihn gestreift, und war überhaupt in einer gewissen Schicht großstädtischer *ratés* gleichsam als Weltnebel vorgedeutet, ehe Georges resoluter Wille, bedeutender Weltverstand und elastische Pariser Schulung sich über die Vorahner und Vorläufer erhob, die einen aus dem Sattel drückte, die andern an

[1]) Auch hier sei ein discite moniti mit Ernst empfohlen.

sich zog und in sich absorbierte. Die Herren Przybyszewsky und Peter Hille, Derleth und, etwas später, Dauthendey, um nur die bekannter Gewordenen zu nennen, waren keineswegs Reaktionen gegen den Naturalismus. Die lallende und auch schon die kommandierende Prophetie, die phallische und die ithyphallische Ekstase, das Dalbern mit der kosmischen Phraseologie, das Trumpfen, Brodeln und Brüten der „Tiefen, die sich noch einmal, vielleicht zum letzten Male enthüllen wollen" deutete sich in ihnen vor, und auch das Phänomen des Jüngers war wenigstens bei zweien von ihnen schon zu respektablen Früchtchen gediehen. Diese Ansätze sind in die Georgesche Bewegung gemündet, teils durch direkte Rezeption der fraglichen Wegbereiter in den „Kreis", teils durch das Absterben und Verkommen der anderen. Verse, wie diese:

vor rohen hufen knirscht die heiße wüste:
grün steigt ein hügel auf und ruht
in blumen-kühle aus vom heißen gleißen

stehen nicht etwa in den Mysterien des Herrn Wolfskehl, wie jedermann, der diese etwa kennt, vermuten wird, sondern in einem anno 99 offenbarten Gedichte des verstorbenen Herrn Hille und bei dem Schlusse der vom selben Autor unserer Sprache geschenkten „Waldesstimme"

hoch droben steht ein ernster ton
dem lauschten tausend jahre schon
und werden tausend jahre lauschen
und immer dieses starke donnerdunkle rauschen

das, wie wir hören, mit der „Geburt" der Blätter fast gleichzeitig ist, darf man wohl fragen, was sie von den Derlethianis des letzten Blätterfalles unterscheidet. Die gesammelten Werke des phallischen

Herrn mit dem polnischen Namen sind uns leider nicht zur Hand, aber wir machen uns nach unseren Erinnerungen anheischig, die Nabelschnur in ihnen aufzuzeigen, mit der sie im gleichen Mutterleibe dem glücklicheren Bewegungszwilling anhingen. Herr Wolfskehl also hat alles Recht, die Ausgeburten des Berliner und Münchener Cafés, die wahrlich mit großer Literatur, mit der Poesie Georges und Hofmannsthals, dem Romane Gottfried Kellers, der Prosa Nietzsches oder Burckhardts oder Justis oder Herman Grimms nur die Verbreitung durch die Buchdruckerkunst teilen, so ausführlich mit der reüssierten Bewegung zu konfrontieren. Ihre Genesis ist die gleiche. Ihre Wurzelkraft in dem Boden, den sie vergiftet schelten, ist gleichmäßig null, denn sie wohnen angerankt ans Gewachsene, das krüppelig oder grad, mißfarbig oder strotzend, dürr oder fruchtbringend, doch irgendwie mit seinen vielen oder wenigen Grundästen sein Stück Erde gegen Wind und Wetter, seinen Aufwuchs gegen Kohlruß und schweflige Dünste verteidigt. Sie müssen beständig vom künstlichen Dasein reden, es über die Welt verbreitet sehen, die Panaceen dagegen auffinden, weil sie, ja, *weil nur sie* aus dem künstlichen Dasein stammen, weil, wie am Prisma das Licht der Sonne zu lila und orange wird, nur an ihnen künstlich erscheint, was ohne sie vom Künstlichen nicht wüßte. Denn künstlich ist nur das Dasein der zum Handeln Verdorbenen oder zum schöpferischen Anschauen Geschaffenen, die der Kraft, sich die legitime und ihnen gemäße Lebensform zu schaffen, unfähig, von der ihnen durch und durch antinomen Lebensform des Handelnden sich mit aushalten lassen und den eigenen Konflikt auf den Wirt ihrer

Symbiose hinüberspiegeln. Form des Lebens hängt an Grenzen des Lebens, und kein Leben empfängt seine Grenzen durch das, was ihm der jeweilige Weltzustand etwa zumessen will, *sondern nur durch das Wieviel am Zugemessenen, das es mit vollkommener sittlicher Freiheit vom Weltzustande ausschlägt;* wie es damit bei der Bewegung bestellt ist, darüber gibt ein weiterer Passus der Wolfskehlschen Ausführungen die bedenklichste Klarheit.

Die Welt des Handelnden, in deren Begriff es liegt, selbstunbewußt, revolutionär, chaotisch und formlos zu sein, ist nirgendwo ein Zeuge für vorhandene oder versagende Triebkraft eines Volkes. Der Beweis dafür liegt schon darin, daß sie an den städtischen Sammelpunkten aller alten und neuen Weltvölker, in Birmingham und Paris, in St. Etienne und Chicago, in Elberfeld und London gleichförmig oder gleichunförmig ist, den städtischen oder städtisch beeinflußten Massen aller dieser Länder die gleiche Denkuniform übergezogen hat, während jeder klare Sinn postulieren wird, daß unter der oberflächlichen Scheingleichheit die different gewordenen Urkräfte fortfahren müssen, mit enormen Abständen von einander zu differieren. Darum sind die offenkundigen Sichtbarkeiten unseres Volkes *sub specie aeternitatis* allerdings nicht seine tiefsten Realitäten, darum aber auch ist jeder Versuch, aus jenen Sichtbarkeiten wissenschaftlich und zahlenmäßig auf diese Realitäten zu schließen, so abergläubisch wie jede Empfindsamkeit, die von jenen Sichtbarkeiten her für diese Realitäten Todesgefahren wittert und, stelle sie sich, wie sie wolle, in ihrem unordentlichen Denken gerade diejenige Identifikation vornimmt, gegen die sich ihr unordentliches Gefühl mit der gewolltesten Pose sträubt. Es paßt sehr

wohl zueinander, daß Herr Wolfskehl abwechselnd es ablehnt, von den „Realitäten der Zeit", „Warenhäusern, Zeitungen, mechanischen Anstalten, Rechtshöfen" und dergleichen Notiz zu nehmen — was ganz legitim wäre, da es zu gar nichts führen kann und seine Sache nicht ist — aber durch beständiges Reden von dem „Pesthauch" dieser Realitäten, der „tödlichen Verwirrung und Zerspaltung" dieser Zustände die abergläubische Wichtigkeit verrät, die er ihnen beimißt — und daß einer seiner Zöglinge mitten zwischen so törichten wie widerwilligen Lobsprüchen uns den Sinn für die Wirklichkeit absprechen zu sollen meint. Nein, allerdings, wir haben diesen seinen und diesen Wolfskehlschen Sinn für diese sogenannte Wirklichkeit nicht, der darin besteht, ihr in der Form der Schmähung zu schmeicheln, in der Form des gewollten Ignorierens die ganz unschätzbare Bedeutung zu zollen, in der Form der Angst vor ihr, der Besorgnis vor ihrem Einfluß, der Verzweiflung über ihre angeblichen Verheerungen ihr einzureden, sie beherrsche die Welt, und eben dadurch gerade eines ihrer Organe, einer ihrer Tributäre, der putzigste, weil der knirschendste unter ihren gefesselten Sklaven zu werden. Die Kette klirrt ja immer mit, und Herr Wolfskehl — auch hierin seine naive Gutgläubigkeit demonstrierend — ist ja der erste, uns über die schicksalsmäßige Unverbrüchlichkeit aufzuklären, die seine „Bewegung" an die städtische — sagen wir es gleich frei: an die großstädtische Modernität, an Gemeinschaftlichkeiten und das künstliche Leben anknüpft, sie zu dem macht, wofür wir sie immer gehalten und erklärt haben, zu dem letzten blinden Lärm der letzten an unsere Metropolen angeschlossenen Ti-

radenkleinstädte, der Erbin des Naturalismus in Wilmersdorf und Schwabing, dem zum Handeln wie zum Schaffen gleich verdorbenen Klüngelchen als Appendix an den Riesenknäueln der Handelnden. Und bei genauerem Zusehen entsetzt man sich über die Gleichheit der Züge in beiden, über die Karikatur des Größeren im Kleineren. Die handelnde Modernität, die darauf aus sein muß, Organisationen gegen Organisationen, Heere gegen Heere zu stellen, Sachlichkeiten gegen Sachlichkeiten, verneint das Individuum wie die Persönlichkeit auf ihrer ganzen Linie und darf es, ja muß es ihrem eigentümlichen Lebensgesetze nach tun. Daß ihre Organe diese Begriffe rein phraseologisch noch weiterführen, täuscht niemanden über den realen Zustand und daß eine Winkelliteratur die „modernen Menschen" nebenher dazu auffordert, ihrer Länge eine Elle zuzusetzen und „Persönlichkeiten" zu „werden", ist nur eine andere Fassung eben für die Mattsetzung der Persönlichkeit durch die handelnde Neuzeit, eine räsonnierende Rebellion, die anzeigt, wo die wirkliche, stumme und fürchterliche Macht sitzt. Die Freunde des Herrn Wolfskehl sind die dritte Fassung für die gleiche Sache; sie trumpfen schon auf der ersten Seite heraus, daß sie darauf verzichten „wollten", sich durch besagte Elle zu erhöhen — ein Verzicht, der sie schon wer weiß was muß gekostet haben — daß die Trauben der Persönlichkeit einem den Mund zusammenzögen oder, wie Herr Wolfskehl es in Worte ballt, „eine Ausgeburt verzweifelten Wahnes" seien. Weiter, weiter. Die handelnde Welt, die den Einzelnen als Person nicht kennen darf, aber als Faktor nicht ignorieren, verhält jeden zur Erfüllung seiner sozialen Pflichten gegen den Mitbürger und Mitmen-

schen, und genau so mahnt Herr Wolfskehl die Gewissen zur Selbstrechenschaft darüber, was man „seinen Brüdern schuldig sei". — Das Zentralblatt für die deutschen Industriellen muß verkünden, daß wirtschaftliche Kraft nur frei werde, wo der Mensch sich dem Menschen um des Menschen willen verbinde, daß der Eigenbrödler sich über wirtschaftlichen Ruin nicht beklagen solle, und dergleichen mehr. Und Herr Wolfskehl ist hierin *mutatis mutandis* mit dem Zeitgeist ganz einig. „Seele" schreibt er „wird nur frei, wo sich der Mensch dem Menschen um des Menschen willen verbündet", und der „Eigenbrödler" kriegt es dick gesagt, wie schändlich unbrauchbar seine ganze Existenz sei. Weiter, weiter. Der Handelnde darf den Begriff der Unabhängigkeit weder kennen noch anerkennen — da er uns auch in den 145 Seiten dieses Jahrbuchs nicht begegnet, schließen wir, daß er im Tempel unter gewissen Verboten und Drohungen steht — und wenn seine journalistischen Annexe auf den von Ahnen überkommenen Ehrbegriff dieser Unabhängigkeit und des freien Mannes noch nicht verzichten, so gehört das in den dekorativen Heuchelschein des Zeitalters, an dem seine Kritiker lächelnd vorübergehen dürfen. Die Freunde des Herrn Wolfskehl machen diese Not nicht sowohl zur Tugend als zum Dogma von der verödenden und verschrumpfenden Wirkung dessen, was sie strafend „Vereinzelung" nennen, und variieren Schillers Heldenwort in ihr Modernes: „Der Starke ist am mächtigsten im Kreis", im Syndikat der Seelen. — Die Modernität betrachtet den Schauplatz oder das Schlachtfeld ihrer Aktion, wenigstens in Deutschland, wo die großstädtische Entwicklung noch relativ jung und daher naiv ausschließend ist, gutgläubig als die Welt an sich, und

läßt das außerhalb von Börsenstädten, Fabrikagglomeraten, Basarzitadellen und Häuserzehntausenden belegene höchstens unter dem Begriffe „die Natur" in ihrem Gesichtskreis zu, betrachtet es als ihre Sommerfrische, und weiß seinen Beruhigungs- und Betäubungs-, das heißt Amüsementswert, für ihre erschöpften Mitglieder zu schätzen. Genau so Herr Wolfskehl, der den heimlich mit Stadtflucht umgehenden Brüdern die Tore schließt oder, moderner zu sprechen, sie auf dem Bahnhofe verhaftet, um sie zu weiterer gemeinschaftlicher Erzeugung schneidbaren Seelendunstes nach Wilmersdorf oder Schwabing abzuführen. Auch für ihn ist alles außerhalb dieser Haupt- und Handelsstädte belegene „die Natur" — von Goethe und Schiller, „die in der entlegenen Landstadt für eine Weil den Thron erhuben", hat der Meister selber gesprochen; das Adjektiv ist für den Gesichtspunkt, aus dem hier gedacht wird, kostbar — auch für ihn hat die besagte Natur „höchstens" denselben Beruhigungs- und Betäubungswert für die von den Räuschen der Widertäuferei etwas ramponierten Brüder wie für den vom „Kampf ums Dasein" enervierten Tuchmacher oder Bankier. Das nennen wir doch noch *suis in castris hostem caedere;* weiter läßt sich die Parallele nicht wohl führen. Es muß ein sonderbares „Leben" sein, dem man versprochen hat, „ferne vom Pesthauch der Zeit eine Stätte zu bereiten", und das sich mit dieser durch frische Luft nicht sonderlich indifizierten „Stätte", zwischen lauter guten, alten Bekannten, zufrieden gibt; aber die Göttin, der wir selber wohl ehedem den mystischen Namen des „Lebens" gegeben haben, kommt nicht in die Gefahr, sich in diesem zweideutigen Logis refüsieren zu lassen. Es riecht ihr

zu sehr nach aufgewärmt; das Gebackene vom Leichenschmaus alles Verwichenen muß zu viele Hochzeitsschüsseln dieser neuen „heiligen Ehe" bestreiten. Und die *Vita activa* dieser Neuzeit mag ruhig sein. Es geht ihr an besagter „Stätte" wie uns selber: von windigeren Windbeuteln als diesen ist noch niemals gegen sie die Farce eines Prozesses aufgeführt worden, in dem alle Ankläger nur von ihren Gnaden und auf ihre Kosten da sind, und man im Grunde nur zu dem Zwecke, sich leichter mit ihr zu akkommodieren, ihr „Laster breitet". Denn auch über die Fassung, in der es zum Vergleiche kommen wird, lassen die Ausführungen Herrn Wolfskehls und seiner Junioren nur ganz Naiven einen Zweifel. Während der Herr Dekan als Mann der Welt auf das Reüssiertsein einen bescheiden zufriedenen Nachdruck legt, sind die jungen Hetzkapläne der Partei zugleich unbescheidener und unbedingter. Ihnen ist Stefan George „der wichtigste lebende Mann Deutschlands", der zwar keine Eitelkeit hat, auch keinen Ruhm, geschweige das Reüssieren, sucht, aber freilich als echter *Servus servorum dei,* die Macht — sucht? hat? Es wird im Kampfe des „neuen Sprachleibs" mit dem Sprachkadaver der alten deutschen Grammatik so vieles nicht klar — die Macht also, Mensch und Erde nach dem Bilde seines Gottes zu formen; Mensch und Erde? Nun, das ist etwas aufgeschlagen. Das gibt sich hernach, wenn es zum Abschließen kommt. Formen ist die Hauptsache, nach dem respektiven Bilde. Was? Darüber wird sich reden lassen. Statt „des Menschen" dürfen es am Ende auch lauter Gundelfinger sein, zwölf aufs Dutzend, und statt „der Erde" lauter Schwabings und Wilmersdorfs, auf jede verpestete Stadt eines, und alle zusammen

das „geheime", das wirkliche geheime Deutschland bildend, auf das Herr Wolfskehl, national wie jeder kluggewordene Zentrumsmann, und den Satanskonkurrenten den Wind aus den Segeln nehmend, zum Schlusse seiner Rede das übliche Hoch ausbringt. Wir müssen gestehen, daß uns etwas heiß und bänglich geworden ist, als wir diese Sätze lasen; denn so stumpf wir nachgerade gegen das Freveln mit Worten geworden sind, so hat doch der mißbrauchte Name des Vaterlandes immer noch etwas an sich, was uns um alle Besinnung bringen kann. Aber Herr Wolfskehl hat uns bald beruhigt. Er meint das Deutschland, aus dem „jeder seiner Verse sein Leben und seinen Rhythmus zieht", also ein Wahnbild. Das Deutschland, das für seine apoplektischen Exerzitien mit deutschen Worten verantwortlich wäre, muß so „geheim" sein, daß es schon wieder bei den Antipoden herauskommt, oder mit der Pose des Geheimen so durchaus oberflächlich, daß es zur deutschen Oberfläche von heut nicht eben weit haben kann. Und das gerade wird es sein. Die Nomenklatur des „Geheimen" wird zum Realen im gleichen Scheingegensatze und der gleichen Identität des Seins stehen wie die übrigen Schlagworte der „Bewegung", die aus fürchterlichen Nackenschlägen im Umsehen vor unseren Augen zu heimlichen Handschlägen werden, wie die übrigen negativen und emphatischen Bemäntelungen der einen Grundtatsache, daß man von einander nicht weg kann, auf einander angewiesen ist, mit einander auskommen muß, und ganz im innersten Innern — nein, sollte es wirklich sein? sollte man sich wirklich noch ein bißchen gut sein und den Schrei nach Scheidung nur darum so outrieren, weil ein altneues Gefühl nachzuckt, das

gern ein neualtes würde, wenn der andere Teil nur ein wenig blinzeln möchte, nur ein Spitzchen des kleinen Fingers ausstrecken? Wir können es uns nicht versagen, ein paar Zeilen aus der „Dialektkomödie“ des armen Hofmannsthal auszuschreiben, auf die der gute Engel Gundelfinger mit dem Finger des scheinheiligen Schmerzes hinweist, indes er mit der andern Hand im aufwärts schwimmenden Auge eine Krokodilsträne über den Höllensturz des einstigen Kollegen zerdrückt, indes er die rhetorische Frage an uns richtet, ob wir heut noch „frivol genug“ sein wollten, diese, übrigens so Gott wolle endlich abgespielten, Teufelsstückchen „der deutschen Jugend als Muster vorzuhalten“. Worauf dann wohl dies und jenes zu erwidern wäre, und vor allem, daß die Aufdringlichkeit sich solche Fragen sparen dürfe, bis sie uns etwa, was sie wohl gar nicht erwarten kann, auf frischer Tat ertappt. Aber frivol genug sind wir, die entzückenden Worte dieses zauberisch entworfenen jungen Musikus an den nicht weniger zauberischen Tartuffe von Baron den Wortführern der Bewegung zu widmen: „Verliebt sind sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater (der Baron lacht höhnisch). Jawohl! (Baron.) Ich, in diese Demoiselle — es ist — (Theodor). Ja, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren, an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindeleien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen,

es zu verleumden, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der Geige spielen, was da in Dir vorgeht, du Sardanapal!" — Der arme Hofmannsthal! Hilft ihm Schnellsein wirklich nicht mehr zum Laufen, guter Engel? So langt es wenigstens noch dazu, gewisse huschende „Bewegungen" und andere Dinge, die kurze Beine haben, zu erwischen und zwischen zwei Fingern der Welt zu präsentieren.

Wenn uns aber dieses Gemälde der unfruchtbaren und anmaßenden Halbheit, vor dem wir schon allzulange verweilen, einen Wunsch im Herzen zurückläßt, so ist es dieser: Nur zu! nur bald, nur schnell, nur vollends! Zieht an euch, was euch von Trümmerhaftem und halb Ausgeborenem, von leerer Ostentation und geflissentlicher Exhibition seiner Selbst an allen Kreuzpunkten des Lebens zugänglich ist, und gebt ihm eure, die letzte Schlangenhaut der Zeit, nicht statt der eigenen, sondern statt der wähligen Unentschlossenheit zwischen vier, fünf, zehn Kostümen. Sammelt, so viel ihr könnt, von der frequentesten Frucht dieser gedankenwidrigen und geknechteten Tage: vom Banausen; mit seiner inneren Gutartigkeit werdet ihr bald fertig sein, und seine Borniertheit formiert zu dem Fanatismus, der seine Anstrengungen verdoppelt, wenn er seine Ziele verloren sieht. Versammelt, was euer Aberwitz und euer schlechtes Gewissen das Salz der Erde nennt, und was die immer wieder ausgeschiedenen Gifte ihres Lebensumsatzes sind: absorbiert die ganze lamien- und lemurenhafte geschminkte Zwischenjugend, die jedem ehrlichen Griffe nichtswürdig in Händen bleibt, den ganzen lauernden, verbuhlten Languor, der zwischen dem herben Vater und dem rauhen Bruder nach Ausflucht

suchend, ohne euch nicht wüßte wohin mit seinen fingernden Tentakeln, und rettet ihn aus seiner „Vereinzelung". Laßt ihn erkennen, daß er nicht die Beule der Zeit ist, sondern ihre Flechte; und konstituiert euch mit ihm in die trostvolle Nachbarschaft, in der jeder die eigene Seele im andern wiederfindet und sicher weiß. Wirft euch sein unerbittliches Geschick den Frohen und Freien zu, das abenteuernde junge Blut, das von der Gefahr in euch mehr herausgefordert wird, als von der Verheißung gelockt, so weist ihn nicht ab; ihr werdet seiner bedürfen; brecht ihm den Grat, eßt sein Mark und stellt seinen geschorenen Rest auf eure Prangerkanzeln zur Zeugschaftspredigt für das letzte Mirakel. Geht durch alle Stände und wittert aus, was in ihnen nicht ganz fest steht. Es fällt euch zu. Wer sich vom Troß distinguieren will und sich doch des kranken Punktes wohl bewußt ist, der es ihm wehrt, wie andere durch stählerne Sehnen und den eingesammelten Willensblick Schritt vor Schritt an die Tête zu dringen, nimmt gern das Nebenher für das Allenvorauf. Reißt ihn nicht aus, nehmt ihn nicht zu euch hinüber, es ist euch nicht damit gedient; wo er steht und geht, muß er für eure Macht zeugen, eine kleine Abweichung von der gemeinen Bahn tut es; gebt ihm ein Abzeichen, euer erwürgtes Deutsch, die Freimaurermätzchen eures Schreibens und Druckens, den kröpfigen Schwulst eures afrikanischen und syrischen Wortumschweifs als Ausputz eines von Liederlichkeit, Vulgarismen und vollendeter Barbarei wankenden Sprachgerüstes. Keine Zeitung im Leitartikel, kein gutes Handelshaus in der Geschäftsübersicht schreibt mit eurer barbarischen Entartung, geschweige mit eurer barbarischen Affektation,

geschweige mit dem Schwall von wässeriger Tautologie, den ihr uns ja wohl als Urbanität herausprahlt. Und schließlich, auch das nicht zu vergessen, tut euch nach Weibsen um. Wir zählen euch nicht her, warum sie euch unentbehrlich sind; genug, sie sind es. Den Mann und das Mädchen schließt ihr längst aus und tut gut daran. Da ihr nun habt, was ohne euch zum Manne hätte werden können, so fehlt euch nur noch, was ohne euch zur Frau geworden ist. Heftet euch an die *femme d'autrui*, an die *femme du monde* oder ihre Zeitsurrogate, haltet euch zu der weltlich Saturierten, die einen ihrer Räume als Egeriengrotte eingerichtet hat und die Prätendenten auf Sitz und Krone Numas mit scharfen Augen mustert. Ihr habt den schlaffsten und flausten, den weibischen Mann; unter Frauen versucht die Eiskalte von harter Klugheit und seid sicher, daß die Männin gerade euch wählt; die Rechnerin wird für euch, da ihr zu Summen kommen wollt, ohne zu addieren, klug sein, und eurer Gallerte die Struktur in der Welt geben, zu der ihr wollt, ohne Weltstoff zu beherrschen. Wo ihr nur feig seid, wird sie für euch taktvoll sein, was man gemeinhin so nennt. Wo ihr nur ungesittet und übrigens unerheblich seid, wird sie für euch die robuste Taktlosigkeit ihrer eigentlichen zweckhaften Sphäre einsetzen, die für den Kleinlichen ist was Gewaltsamkeit für den Großartigen, ein Mittel, in Mischungen einzugreifen und sie zu entscheiden; denn damit in gesättigten Lösungen die Kristalle sich fällen, bedarf es der reinen Kräfte des Elements; aber in einer Schüssel übertägiger Milch den Glumsen übers Wasser zu heben, genügt schon ein saurer oder grober Tropfe. Wo ihr nur Klätscher seid, ist sie Intrigantin und kommt zu

ihrem Ende, wo ihr vor der Welt, die trotz Goethe für euch „aus Brei und Mus geschaffen" ist, nichts seid als ein Mund und eine unbeholfene Gier, ist sie der Löffel; greift zu und schließt auch diesen „Kreis"; hier sind eure Instrumente. Ihr bedürft derer, die einfädelt, was ihr so gebrechlich zwirnt und die euch zu der greifbaren Einkleidung verhelfen wird, wie sie euch zu Körperschaft verholfen hat; denn wo ihr nur schlecht seid und also zu nichts kommt — zwischen euch und ihr sind die berühmten Nietzscheschen Geschlechterrollen begreiflicherweise ausgetauscht — ist sie böse und schafft auf ihre und der Welt Weise, was euch aus latent schleichendem Fieber zur anerkannten Epidemie der Zeit machen wird.

Wir wünschen euch, ja, wir wünschen, was ihr euch selber wünscht: Glück. Entsteht, und steht vor allen aus. Nicht als meinten wir, ihr würdet an der Schranke aufprallen, an der die Worte enden und die Taten nicht beginnen; die Welt, eure Welt, kennt keine andern Taten, erwartet von euch keine andern, als Worte, und wenn ihr Worte durch einige Harlekinaden von der Art zu illustrieren fortfahrt, gegen die gehalten eine Kellnerfastnacht weihevolles Tun ist, wenn ihr euren roten Zindel, die blechernen Kronen, die Grale aus Goldpapp samt dem fingierten Traubenseim, die Statisten in Nackt und alles noch feilere Requisit des schalen Bacchanals vor dieser Welt vorüberziehen laßt, so kann bei gehöriger Regie und den rechten Patronessen das Prädikat der „Leben gewordenen Kunst" den Alfanzereien auf die Länge nicht fehlen. Nicht also, daß eure Taten euren Worten widersprechen werden, soll euch vernichten, sondern das genaue Gegenteil davon —

nicht, daß eure Blüte keine Frucht bringen kann, sondern, daß sie mit jedem neuen Knoten der Nemesis, ihre und gerade ihre Frucht bringen zu müssen, entgegenwächst. Noch seid ihr gar zu unentschieden; noch schützt euch, daß man nicht immer weiß, wie ihr es meint; noch könnt ihr allem untereinander Gegensätzlichen gleichzeitig widersprechen, in allen Kontrasten schillern, eure Fadaisen auf Seite zehn Goethisch garantieren und auf Seite dreißig euren blasiertesten Pickelhäring dazu bestellen, über Goethes Lyrik daherzunäseln (*Perchè non ebbe battesmo* augenscheinlich), noch könnt ihr hinterm Berge halten, für Metaphern ausgeben, was ihr nur allzu wörtlich meint, und nur allzu sachlich lancieren wollt, Absurditäten für wörtlich gemeint erklären, die auch ihr nicht Narren genug seid, für anderes zu halten als für aufgeblasene Tropen — noch könnt ihr jedes Wasser trüben für euren Fischfang, jedes Gefühl verwirren und fanatisieren, jedes Gewissen unsicher machen, das Urteil, so weit ihr reicht, in Trümmer legen. Nun siegt, und bald, nun kommt Wort halten. Nach dem Mundspitzen das Pfeifen und zur Pfeife das Tanzen. Wir werden mit dabei sein und wer ein Tänzchen wagen will, soll es nur sagen, wir spielen ihm auf; daß ihr es auf Kunst, auf Poesie auf Literatur nicht abgesehen habt, wissen wir längst; ihr könnt nichts und könnt nichts lernen. Ihr wollt muckern und vermuckern, mit etwas literatur-künstlerischem Puder; das ist der ganze Tanz; nun, für diesen Tanz, der überall in Deutschland zur heimlichen und schon zur frechen Mode geworden ist, werdet ihr, wohin ihr immer greift, *intra muros et extra*, die Partner finden, und das ganze Gerede vom Kontrast zur „Welt" hat ein Ende.

DANTE
UND DEUTSCHER DANTE

Dantes Werke. Neu übertragen und erläutert von Richard Zoozmann. IV Bde. 8°. Leipzig, Max Hesses Verlag. Ohne Jahr. — (Dantes Werke, übersetzt von Richard Zoözmann Freiburg, Herder. Beginnt zu erscheinen.) — Dantes Vita nuova. Übersetzt von Otto Hauser. Berlin, Julius Bard, 1906. (Hortus deliciarum.) — Stefan George. Aus einer Dante-Übersetzung. Blätter für die Kunst 1900—1904.

DIE Gestalt Dantes steht, zwar den wenigsten unter uns fühlbar oder kenntlich, seit längst im Hintergrunde unserer Zeit; anders und vielleicht wahrer gesprochen, wir selber rollen durch die Unendlichkeit Momenten zu, in denen wir seinen Umlauf um den geheimnisvollen Mittelstern aller Glut der Welt wieder kreuzen und uns eine Weile lang von Angesicht zu Angesicht gegen ihn verhalten dürfen. Denn er ist das Gegebene, nicht wir; er bleibt, wir wechseln.

Sein erstes Auftauchen für uns war nachgoethisch; ob schon Goethe, rein der Lebensspanne nach gemessen, ihn noch hätte gewahren können: aber die uralten Augen durchzuckte das schwache Fernleuchten nicht mehr. Die Romantiker entdeckten es: Ehe Wilhelm Schlegel sich durch die Eroberung Shakespeares für Deutschland zu einer nur ihm in der Weltgeschichte gehörigen Größe erheben sollte, streckte er die Hände nach diesem Raube aus; andere um ihn und mit ihm wandten wenn nicht die gleiche Übermacht so doch den gleichen

Ehrgeiz einer gleichmäßig hochstehenden Zeit auf den gleichen Gegenstand. Diese Versuche sind bekanntlich gescheitert; keine dieser Terzinenreihen ist heut lesbar, auch nur für einen durchschnittlichen Anspruch akzeptierbar; die Gründe für dies Versagen mußten damals noch ganz undeutlich bleiben, zum mindesten läßt das Weiterlaufen der Danteübersetzungen nur den Schluß zu, daß man zwar von den jeweiligen älteren Leistungen sich nicht überzeugt fühlte, die Aufgabe an sich aber mit den gleichgebliebenen Mitteln des damaligen Sprachstandes für wohl lösbar hielt. Es kamen die spätromantischen Arbeiten; der König von Sachsen, Kannegießer, Streckfuß; und welch ein Abstand von diesen wohlmeinenden Bemühungen einer distinguierten Mediokrität zu dem Nerv, dem Griff, dem künstlerischen Willen, der Shakespeare bezwingen sollte und dennoch mißmutig und müde von der Aufgabe hatte absehen müssen, Danten auch nur einen Vers zu entreißen und Herakles seine Keule! Es kam schließlich, geschichtlich gesprochen als die letzte Auflösung der späteren Romantik, die rosenrote Zeit, in der man alles konnte, wo alles leicht war, und es zwar noch Schwierigkeiten gab, aber keinen mehr, der sie fühlte; wo jener Leichtsinn des gnadenlosen Bildungsphilisteriums, der uns in seiner gutmütig barbarischen Unreife heut fast mythisch anduftet, als Emanuel Geibel Horaz und die Griechen übersetzt, (ersteren nach einem bemerkenswerten Ausspruch des obigen Herrn O. Hauser schöner als diese pauvren Oden eigentlich selber sind) als Graf Schack die iberische Halbinsel aufarbeitet, als Bodenstedt die elisabethinischen Dramatiker und — exoriare aliquis summis ex ossibus ultor! —

Shakespeares Sonnette, als Paul Heyse — mit billigem Abstande vom schlimmsten Niveau der Zeit — Leopardi, Parini und Foscolo, als L. Fulda

che per sua opra
in anima in Cocito già si bagna
Ed in corpo par vivo ancor di sopra

Molières Komödien, als Gildemeister außer Byron und Ariost auch eben Dante; aber dieser Bankerott der Sprache und des Stiles ging Dante nichts mehr an; er beruhte auf keinem Gewahren seiner Gestalt und keinem Bedürfnisse der Seele mehr, nur noch auf einem vagen, ohnmächtig gebildeten Sich-Erinnern. Der Komet selbst war uns längst entschwunden.

Ihn und alle ihre anderen Entdeckungen hatte die deutsche Romantik, die allerdings eine europäische und keine provinzielle Fortbewegung der Geister gewesen ist, an die Länder weitergegeben, in denen sie sich überhaupt legitim fortpflanzte: England und Frankreich; während in Deutschland ihr Bastard, eben die sogenannte Spätromantik, den Namen weiterführte, und ihr verlorener Sohn, die historische Wissenschaft, in die gelehrte Fremde verkauft, den Tag der Wiedervereinigung ersehnte; während in Deutschland Karl Witte nicht als Übersetzer, sondern als wahrhaft restituierender und konstituierender Grammatiker, den tiefen Schutt und das barocke Gerümpel karrenweis aushebt, mit dem fünf italienische Jahrhunderte den gewaltigen Organismus bedeckt hatten — den Text negiert, die Sprache lernt und lehrt, die Dokumente prüft und sondert, die Biographie skizziert, überall den konventionell akademischen Popanz zerstört und den durch und durch prägnanten, schroffen und in seiner Härte doppelt stilvollen

Kontur ins Licht rückt — während diese Arbeit andächtiger Selbstentäußerung in einer deutschen Klause lautlos getan wird, steht das volle Gestirn über Paris; Villemain in seinen epochemachenden Vorlesungen — die es sehr an der Zeit wäre, deutsch zu erneuern — setzt die unmittelbare Intuition Dantes, wie die deutsche Romantik sie besaß, mit einer Energie fort, die seither die allgemeine Vorstellung von dem einzigen summierenden Geiste des ökumenischen Mittelalters bestimmt hat. Victor Hugo nimmt die Lava des Inferno in sein reißendes Wasser mit auf und schleudert sie zweimal, in den Châtiments und in der Légende des Siècles, prachtvoll über die Klippen der Zeit hinunter. Es bezeugt sich aber nicht nur der nordische Einschlag im modernen Franzosen — den zu betonen freilich damals mehr als heut die Mode war — in der berühmten Villemainschen Befreiung und Darstellung des nordischen Elementes im Urenkel der ferraresischen Aldighiera, sondern auch von einem Lateiner zum andern wirkt Vers auf Vers, Vorstellungsform auf Vorstellungsform, Technik auf Technik, Stil auf Stil; indem die französische Dichtersprache in Dantes Schule die sentimentale Gedunsenheit Lamartines und die halbsentimentale Plauderallure Mussets, die prolixe Rhetorik Hugos und das Trällern der Chansonniers abtut, entsteht der Parnaß. Gautier und Banville, Leconte de Lisle und Baudelaire sind undenkbar ohne diese Zucht zur durch und durch lateinischen Form; plötzlich wie mit einem Schlage hört der lyrische Vers der Franzosen auf, mit dem „parfümierten Quarkkäse" das geringste zu tun zu haben, unter dessen Begriff er für Heines Witz ausschließlich fiel; er wird knapp, sparsam, gedrungen, solide, robust; Flick-

worte und Flickvorstellungen der lyrischen Konvention verschwinden; die Metapher, bis dahin rein rhetorisch und daher angeflickt, wird organisch erlebt, scharf gesehen und mit einer Exaktheit ausgeprägt, die hart an die Grenze der Reizlosigkeit geht; es scheint plötzlich wieder einmal wundervoll schwer, französische Verse zu machen; das „lime, ceselle" Gautiers, sein „bloc resistant" der Sprache werden Kennworte einer Schule; und Dante ist es, der mittelbar oder unmittelbar all diesen Zauber wirkt; einen Zauber, wie man weiß, der bald genug zerrinnt. Das anarchische Element, das die tiefste Anlage des Franzosentums bildet, bildet sich Verlaine zu seinem Mundstücke um, verkündet das „car nous voulons la nuance et la nuance encore", tut den Parnaß mit dem bekannten „Et tout le reste est littérature" ab und hinterläßt nach der zauberischen Explosion dieser einzigen Poesie eines genialen Unholds nur die Öde der heutigen französischen Dichtung, die weder für uns existiert noch für die Zeit existieren wird. Es ist heut wieder ganz leicht, französische Verse zu machen; daß der gehorsame Deutsche Rimbaud und Verhaeren, Viélé Griffin, Merrill, Kahn und die übrigen Elsässer-Franzosen, Vlämen-Franzosen, Amerikaner-Franzosen deutsch umstottert und in gestotterten Phrasen deutsch liest, gehört ins Kapitel der tristen Dupierungen, für die wir ein Privileg erlangt haben, und die es müßig wäre zu beklagen, da von Lessing und Goethe über Hölderlin und Fichte bis auf Jacob Grimm alle unsere Götter vergebens gegen sie gekämpft haben. Immerhin: es ist nicht Herrn Otto Hausers Geschäft für Weltliteratur-Import, das diese zweifelhaften Nouveautés bei uns einzubürgern sucht; in seinem

Verschleiß findet man nur gangbare Ware, bei der ein solider Geschäftsmann nichts riskiert; sondern wer sich hier riskiert, einsetzt und oft genug opfert, ist pudelnärrischer binnendeutscher Idealismus, provinziales Pathos weltbürgerlicher Gerechtigkeit, sehr oberflächlich aufgestutzt als Snobism, Perversion und Differenziertheit. Unter dem Hochstaplerrock steckt ein goldenes Herz und eine beruhigend zweifelhafte Grammatik. Aber dies nur bei Seite.

Ein deutscher politischer Flüchtling war es, den die deutsche Romantik gleichsam als ihren persönlichen Gesandten, in Wahrheit als armen Sprachlehrer, in das Londoner Haus Gabriel Rossettis aus Vasto, zu Dante Rossettis Vater und damit zu ihm selber sandte. Ein Deutscher lehrte den Sohn des Italieners und der Halbengländerin deutsch, und zwar, als echter Deutscher, neudeutsch und mittelhochdeutsch nebeneinander; so bringt zwar kein eigentlich deutscher Strom Dante nach England in die große Seele, in der seine zweite Weltwanderung wirklich beginnt, denn der Kult des großen Florentiners war in dem Hause des kuriosen Allegorikers erste Familienangelegenheit; aber indem der junge Dante Hartmanns armen Heinrich, Villons Balladen und die Canzonen der Vita Nuova gleichzeitig übersetzt, Verse aus der Walpurgisnacht und aus der Commedia durcheinander versuchend nachbildet, sich in Chaucer, Spenser und die English Bible mit neuer Seele vertieft und eins durchs andere hindurchtreibt, bringt dennoch mittelbar die deutsche Romantik das große Ereignis zustande, das sich nur durch sie, und, um das gleich hinzuzufügen, das sich niemals in Frankreich hatte vollziehen können: Die Einordnung Dantes unter eine höhere Kategorie, der

er nur als ihr höchster Ausdruck angehört: die Definition dieser Kategorie als einer allgemeineuropäischen archaischen Stilform, die ihre englische und ihre französische, ihre deutsche, und, eben in ihm, ihre reinste, ihre italienische Ausdrucksmöglichkeit hat; die Versöhnung und Einswerdung einer modernen seelischen Verfassung, die außer gerade jener Stilform keine Möglichkeit der Äußerung gehabt hätte, mit der inneren Verfassung einer längst verschollenen Seele, von der nichts geblieben zu sein schien als ihre Form im Stil. Diese Vereinigung, zugleich die Vereinigung zweier Jahrhunderte, ist eine mystische Ehe; unter dem pygmalionischen Kusse blüht der Steinleib von frischem Blute, indes der lebendige welkt und jung verscheidet. Dante lebt seitdem von Rossettis geopfertem Leben weiter; die Sonnette des House of Life speisen ihn nicht minder, als die klassische Umsetzung der Vita Nuova in den Wortschatz und die Syntax der English Bible, in deren Stil der große Künstler frei erfand, was sie nicht direkt ergab — als die ebenso klassische Umsetzung der vor- und nebendantischen Lyrik in den Stil der englischen Petrarkisten bis auf Spenser; an die Commedia, es ist rührend, das zu denken, hat dieser Meister und brüderliche Freund Dantes sich nicht gewagt, er der tagaus tagein sinnend, nachtaus nachtein in Gedichten sein gewaltiges Leben mit ihm lebte; nur den Francescagesang hat er einmal skizziert und gerade diese Probe läßt am ehesten die souveräne Meisterschaft der großen Leistungen vermissen. Gleichviel: der Bann war gebrochen; Dante war nicht mehr, wie in der deutschen und noch der französischen Romantik, ein fremdartig grandioser erratischer Block auf öder

Halde; er war nach allen Seiten, in die Breite seiner eigenen und in die Höhe zu unserer Zeit in ein festes Verhältnis gerückt. Er war Blut vom Blute derer gewesen, denen wir Sprache und Seele als Erben verdanken; wir waren Blut von seinem Blute geworden, seit einer sein Schicksal und seine Nachfolge auf die eigene Seele genommen hatte. Dies ist der Punkt, wo Rossetti, dem alle Gelehrsamkeit und alle Historie widrig war, instinktiv sich mit der geschichtlichen Kritik begegnet, die seitdem auf ihre Weise und mit ihren Methoden jene Einordnung, Ausgleichung und Disposition innerhalb der Zeit herzustellen versucht hat; denn es ist im Grunde zwischen der großen Kunst und der großen Forschung nirgends selber eine Differenz des Zieles, sondern nur zwischen ihren kleinen Vertretern, und am meisten, wenn sie einander zu „verstehen" suchen. Die großen suchen sich nicht zu verstehen, sondern sind, gottlob, borniert, und gehen ihre eigenen Wege, ohne sich um die des andern zu kümmern; wir bekennen uns zu starken Soupçons gegen das artistische Katheder und alle Mischungen die von dort aus nach der fremden Geste schielen.

Diese Wissenschaft aber selber, allen außer dem Genie in einer Materie unentbehrlich, die sich selber immer wieder, unaufhörlich, als dunkel und doppelsinnig bezeichnet, hat sogut wie aufgehört eine deutsche zu sein; dem Betriebe der modernen Sprachen an unseren Hochschulen fehlt von jeher oder hat mindestens seit Diez der Atem großer Lehrer gefehlt, die das Gesamtbild der Wissenschaft in sich tragen und auch der ärmsten Seele als Hauch übermitteln, die durchweg auf das Ganze und Große aus sind und es ihrer Schule als Pflicht

auferlegen; der Achillestod Bernhard ten Brinks und Adolf Gasparys hat dieses Schicksal vollendet, und für die Art Linguistik, zu der sich die Romanistik bei uns und in Amerika mit viel Behagen entwickelt, ist Dante allerdings kein Objekt. Karl Witte war Professor der Rechte und hegte seine italienischen Studien als Garten für stille Stunden, der einzige Deutsche[1]), der nach ihm großes für das Verständnis des Dichters geleistet hat, der ihm alle Straßen nachgegangen ist, auf denen er die Hand nach fremdem Brote strecken mußte, von allen Gipfeln die Landschaft umfaßt hat, die der Verbannte im Gedächtnis trug und hinschrieb, wo er sie brauchte — Alfred Bassermann ist kein Professor, sondern nur ein enthusiastischer Leser und ein Laie. Die Großtaten der Danteforschung knüpfen sich an uns fremde Namen. Durch den Engländer Edward Moore hat die Herstellung eines verläßlichen Textes den ersten Schritt seit Witte vorwärts getan, derselbe Moore und sein Landsmann Toynbee haben durch die Rekonstruktion von Dantes Bibliothek unzählige Verse erst verstehen gelehrt, in denen der Dichter auf seine und seiner Leser Alltagsbücher und Quellen der Belehrung anspielt; der Neapolitaner Francesco de Sanctis, der den ersten modernen, durchaus künstlerischen Kommentar des Gedichtes gab und seinen Schülern vermittelte, hat sich zwar noch der großen deutschen Literatur pflichtig gefühlt; aber schon die Namen seiner Schüler D'Ovidio und Torraca, geschweige die der anderen Führer der Danteforschung, D'Ancona, Passerini, Savi-Lopez begreifen

[1]) Karl Voßlers Arbeiten, für die ich hier meine höchste Bewunderung ausdrücken will, konnten mir damals noch nicht bekannt sein.

in sich eine Wissenschaft mit eigener Souveränität und von eigener nationaler Richtung, die, wie jede andere, deutsche Methoden gelernt hat, aber sie mit nur ihr gehörigen und nur von ihr lehrbaren Kriterien anwendet. In dieser Richtung also haben wir jeden Anteil an Dante eingebüßt, wenn man nicht das belanglose Kolleg über Dantes Leben und Werke, das ab und zu als Publikum einstündig gelesen zu werden pflegt, als solchen Anteil bezeichnen will. Es zu beklagen ist unsere Sache nicht; und noch weniger beklagen wir die Selbstvernichtung, die letzthin die alte deutsche Danteübersetzung aus gutmütigem Bildungsüberschuß in Gestalt der bekannten Leistung des Herrn Pochhammer begangen hat; in dieser dilettantischen Reimerei, die das dreifaltige Gedicht aus dreimal dreiunddreißig Gesängen im Dreireim spaßeshalber in ottave rime verschneidet, ist das andere Extrem der Witteschen und Eitnerschen reimlosen Übersetzung dargestellt und fast übertrumpft. Sie macht die Bahn frei. Frei wofür, und für wen, wenn der gelehrte Weg brach liegt und der dieser Übersetzer versumpft? Für den Dichter selbst; für den Dichter, der im Hintergrunde unserer Zeit steht, oder vielmehr dessen Bahn wir zu kreuzen im Begriffe sind. L'ombra sua torna, ch'era dipartita.

Als Schlegel sich an Dante gab (1794—99), war die kunstmäßige deutsche Dichtersprache aufs höchste gerechnet hundertsechzig Jahre alt, der jambische Elfsilbler, das Metrum Dantes, sah bestenfalls auf runde fünfzig Jahre deutschen Lebens zurück, glorreiche Jahre freilich, die ihn vom englischen Schritt und Schnitt in Ewald von Kleists Epyllien bis zur Freiheit der Iphigenie geführt hatten, aber immerhin auf kein volles Menschenalter. Als eng-

lischen Blankvers hatten ihn die Berliner, Lessing voran, in klarer Erkenntnis seiner stammhaften Affinität und formalen Kongruenz zum deutschen Satzrhythmus und zum ungefähren Umfang des deutschen Sprechsatzes übernommen, bewußt ihn gegen den eingeschlichenen und ebenso modischen wie störenden französischen Alexandriner ausgespielt, immer im Hinblicke auf Shakespeare. Goethe bildet den Maßstab für das Tempo der langsamen Durchsetzung dessen, was wir den fünffüßigen Jambus nennen. Die Mitschuldigen, in Alexandrinern, halten die Routine der Zeit fest; erst zwanzig Jahre später gleiten in den Egmont die ersten Jamben; und vor der endgültigen jambischen Fassung der Iphigenie stand eine dithyrambische und eine prosaische. Unter diesen Umständen verliert Schlegels Leistung an Shakespeare zwar nichts von ihrer absoluten Größe, wohl aber das bestürzende und verdüsternde der Frühreife, hinter der wir einen Fehler zu vermuten geneigt sind. Der Kreis geschichtlichen Formenaustausches von Volk zu Volk schließt sich, indem Deutschland das am fremden Objekt gelernte und dann frei vermehrte auf eben dies Objekt wieder zurückwendet. Es bezahlt seine Kulturschuld in der empfangenen Valuta selbst und wird nach dem alten Händlersatze Who pays his debts betters his fortune eben dadurch reicher. Daß dem neuen Reichtum der Übermut des Nouveau Riche auf dem Fuße folgt, ist nicht wunderlich. Daß die eroberte Form, von den Bedingungen, unter denen man sie besaß, losgelöst, sofort überanstrengt und in ganz heterogenen Unternehmungen überschuldet wurde, beweist nur die alte deutsche Energie, mit der die Nation bewußt oder unbewußt, jugendlich, unreif, selbst-

gewiß und zu allen Opfern entschlossen, das jahrhundertlange Kulturversäumnis auf einmal auszugleichen trachtet. Immer wieder muß das Genie bei uns diese Versuche unternehmen und mit ihnen scheitern; eine gescheiterte Unternehmung des Ahnen hinterläßt dem Erben eine Erfüllungslast mehr; kräftige Rassen schützen sich vor Energieverschleuderung durch Tradition; verlorenes Kapital ist im idealen Sinne festgelegtes Kapital und muß wieder in Fluß kommen, sich verzinsen wie angelegtes. Geschichte, so betrachtet, ist ein kompliziertes Geschäft.

Dies sind die Gründe, die den vorromantischen und den nachromantischen deutschen Dante unmöglich machten. Die Rede des Brutus und die Rede, mit der Vergil sich dem verstrauchelten Wandrer im Schicksalswalde enthüllt, haben nur die äußerlichen je elf Silben der einzelnen Verse gemeinsam. Aber der Vers Dantes, der Strophe Dantes untergeordnet, mit der melodischen Struktur, die sich aus der Bestimmung für lebendigen Gesang ergibt, mit dem Tone des fortschreitenden epischen Berichtes, mit seinen schweren Pausen und seiner erbarmungslosen Unaufhaltsamkeit wäre dem mimischen, charakteristischen, zerrissenen und ganz aufs Momentane gestellten Schauspielerverse Shakespeares weltfern gewesen, auch ohne den ganzen Abgrund, der eine innerlich germanische von einer innerlich lateinischen Formenwelt trennt. Eine lange Durchdringung dieser beiden Welten miteinander mußte jeder wirklichen Übersetzung der Commedia voraufgehen: jene Durchdringung, die in England so alt wie Chaucer ist, die England mit der lateinischen Novelle, dem Madrigal, der Ballade, dem Sonnett, der Stanze in zahllosen Ab-

wandlungen jahrhundertelang versorgt und Rossetti eine vorgearbeitete Dichtersprache in die Hände liefert. Und allerdings begann jene Durchdringung eben damals und begann mit Goethe. Schlegel stand Dante als Gewahrender und Genießender näher als Goethe, der in seinem inneren Hausrat eine festgewordene Antipathie gegen den zentralen Dichter des Mittelalters brauchte, sich ihn als „Verneinenden" zurechtgemacht hatte und nicht leiden durfte, „was ihm die Seele störte"; trotzdem sind nicht Schlegels Übersetzungsfragmente der Anfang unseres dichterischen Verhältnisses zu Dante, sondern Goethes aus freiem Triebe im italienisch befruchteten Innern geborenen Terzinenreihen: die auf Schillers Schädel und der Faustmonolog „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig"; ebenso wie es nicht die Stanzen des griechischen Ariost, geschweige der ganz im französischen Louis XVI befangenen Epen Wielands sind, die für die deutschen Ottaverime stilbildend und damit die erste geschichtliche Voraussetzung einer künftigen deutschen Ariost-Übersetzung sind, sondern Goethes „Urworte" und „Geheimnisse"; wie die Herzlieb-Sonnette und jenes monumentale, aus dem man nur den „Meister in der Beschränkung" zitiert, die Gattung bei uns dauerhaft einpflanzen. Von Goethe aus geht der einzige gerade Weg zum deutschen Dante; er führt über den Eichendorff, der das Sonnett, Platen, der, in dem herrlichen Prologe zu den Abassiden, die Ottava rima fortbildet, Immermann, der im Merlin für die Terzine das gleiche tut; der Schlegelsche Weg dagegen endet bei Herrn Pochhammer; aber ist der Schlegelsche Weg der Weg der deutschen Romantik? Ist nicht der Weg der deutschen Romantik, die zu einer europäischen Bewegung wurde, ein

Umweg, der sie mit allem, was Jena und Heidelberg ihr gaben, und also auch mit Dante, wieder zu uns zurückführen muß? Zurückführen von denen, die sie uns entliehen und die das geliehene Kulturgut erstatten müssen, wie wir selber Shakespeare erstattet haben, wie große Völker erstatten, mit Zins und Zinseszins?

Jene große Reaktion der künstlerischen Phantasie und des Verlangens nach künstlerischem Ausdruck des Innern, die wir Romantik nennen, hat in der Tat ihren Rückfluß von Frankreich und England her zu ihrem Ausgangsgebiete längst beschlossen und fast, wie das nicht anders angeht, überschritten. Der Fortlauf der deutschen Poesie, jäh abbrechend im Jahrzehnte unserer Revolutionen, setzt wieder ein mit dem Einflusse französischer und englischer Gedichte, deren letzte Quellen sich aus unseren eigenen Gründen speisen. George, in seinen Anfängen von unsicherer Bildung, vielmehr nur im Negativen, in der Negation des ihm in Deutschland unmittelbar voraufgehenden einigermaßen sicher, knüpft an eine französische Tradition an, ohne zu wissen, daß er in ihr lauter ursprünglich deutsch romantische Elemente und Tendenzen aufnimmt, rezipiert Mallarmésche Theorien, die im letzten Grunde rein aus Fritz Schlegel und Novalis stammen, rezipiert eine Technik des Verses, die mit romantischen Postulaten und romantischen Idealen, vor allem dem Dantes, den Weg nach Frankreich gefunden hatte, und führt diese ganze Beute in die Heimat zurück; Hofmannsthal, von Anfang an viel fester in der Überlieferung des Stiles stehend, ergänzt den nicht zu seinem organischen Ende gekommenen Weg der deutschen Romantik durch starke Weiterrezeptionen englischer und italienischer

Elemente in seinen Stil, unbekümmert um den Eigenwert des Fremden, das für ihn in den reinsten Schöpfungen Brownings und in den nichtswürdigsten D'Annunzios den gleichen Schulungswert besitzt. Jene Durchdringung des Germanischen und Lateinischen, die mit Goethe anhub, ist hiermit zu einer Phase gelangt, die den bildenden Möglichkeiten des Deutschen nicht mehr, wie denen Schlegels, das unentbehrlichste Handwerkszeug versagt; ein Jahrhundert, nachdem die Romantiker ihre ersten Resultate zu sehen erwarteten, beginnt ihre Arbeit überhaupt erst zu fruchten; eine direkte Tradition zu ihnen und Goethe hat sich hergestellt, auf allen Gebieten der geistigen Betätigung sind wir in ihr direktes Erbe getreten und betrachten uns als Erben ihrer Pflicht. Kaum daß die Berührung mit italienischen Versen, die, wie unecht immer, doch von Dante stammen, Hofmannsthal wecken, entsteht die wundervoll danteske Vision, „ein Traum von großer Magie". Die erste Berührung Georges mit jenem parnassischen Metaphernkreise, auf den wir oben hindeuteten, führt zu den ebenso Gautierschen wie Dantischen Terzinen der Hymnen, des ersten Georgischen Versbuches, die mit den Worten schließen: „Der Dichter auch der Töne Lockung lauscht. Doch heut darf ihre Weise ihn nicht rühren, Weil er mit seinen Geistern Rede tauscht: Er hat den Griffel, der sich sträubt, zu führen." Der letzte Vers mit seinen echt dantischen Einschnitten, (Mentre che il vento, come fa, si tace oder Quegli che vince, non costui, che perde) könnte übersetzt sein; aber er ist es noch nicht.

Hier, nachdem diese Betrachtungen sich dem heutigen Tage und seinen Aspirationen so weit genähert haben, könnten wir uns versucht fühlen,

ins Innere des Gegenstandes zu gehen, und jenseits alles rein literarischen die Affinitäten Dantes zur Gegenwart aufzuzeigen, darzulegen mit einem Worte, worin das geheime Interesse beruht, mit dem diese Gestalt im Hintergrunde der Zeit so viele und so ungleiche Seelen erfüllt. Aber wir müssen es uns versagen und uns daran genügen lassen, die Tatsache als solche behauptet zu haben; auch wenn es möglich wäre, innerhalb des hier gezogenen Rahmens eine so tiefe Frage anders als oberflächlich oder dunkel zu beantworten, so würden wir es für unzeitig halten, einen so zarten Gegenstand wie das Verhältnis einer zwiespältigen, unruhigen und strebenden Epoche zu einem heroisch gewordenen Toten in dem Augenblicke zu zerfasern, der für irgendeine Seele der entscheidende sein kann. Hier sei es uns gestattet, bei der Sache zu bleiben und das Fortschreiten Dantes in Deutschland kurz zu Ende zu verfolgen.

Im Sommer 1901, sechs Jahre nach dem erwähnten Gedichte der Hymnen, publizierte George in seinem Organ die ersten Proben seiner Übersetzung der Commedia. Die wenigen Sachverständigen, die eine solche Arbeit in Deutschland haben kann — und man kann diejenigen genauen Kenner Dantes, die über deutsche Verse ein Urteil haben, an den Fingern einer Hand abzählen — erkannten in den wenigen Gesangsfragmenten, fast ausschließlich des Fegfeuers und Paradieses, sofort ein Ereignis ersten Ranges; das genießende Publikum, das sonst leidenschaftlich nach einem Buche gegriffen hätte, das ihm einen wahren, reinklingenden, unerniedrigten und im höchsten Sinne des Wortes lesbaren Dante bot, war durch die Art der beschränkten Publikation ferne gehalten; nachdem inzwischen

weitere Proben in derselben Publikationsform hervorgetreten sind, wird nunmehr, wie wir hören, die allgemeine Leserschaft nicht mehr lange auf das Heraustreten der abgeschlossenen Arbeit warten müssen; der abgeschlossenen, nicht der abschließenden; schon jetzt ist deutlich, wo George, der im kleinen niemals verzichtet, im großen allerdings sich beschieden hat, und im Verfolge seines Arbeitsprinzips wie seiner Stilgrenzen hat bescheiden müssen; den ganzen Dante zu geben, ist unserer Generation, vielleicht erst einer künftigen aufbehalten; aber inzwischen ist durch die ungeheure Anstrengung eine Bahn gebrochen worden und wir bekennen sofort, daß wir die darin liegende Forderung als an uns mitgerichtet empfinden, das unsere zur Bezwingung der Aufgabe beizutragen im Begriffe sind.

Der Geist Schlegels könnte vor diesen Seiten mit den Worten Buonagiuntas sagen:

io veggio ben come le vostre penne
Di retro al dittator sen vanno strette
che delle nostre certo non avvenne;

und schließlich auch wie jener „quasi contentato" verstummen. In Wahrheit ist George innerhalb der Grenzen des Stiles, die ihn selber determinieren, nun durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe, was von einem Übersetzer Dantes, wie bedingt immer, auszusagen, ein ungemeines und fast vermessenes Zugeständnis ist. Das versteht sich zunächst für das Äußerlichste. Die Terzine wird, wie sie ist, und der Konzeption jeder Strophe nach sein muß, nicht wie sie die träge Impotenz sich zurechtlügt, mit aller immensen Schwierigkeit acceptiert, die sie dem deutschen Nachdichter bietet; das Reimwort bleibt, wo irgend es angeht, Reimwort, die Periode

und rhythmische Cäsur bleibt erhalten, wo irgend entscheidende Gründe die Verschiebung zum Ausweichen vor der Notwendigkeit machen würden; der Präzision Dantes entspricht die absolute Solidität des Verses; nirgend sind Füllungen, Brücken und der billige Übersetzer-Flick geduldet, durch den der Schein runder Arbeit vorgetäuscht wird; die Periode entwickelt sich mit einer Dégagiertheit, die dem Leser nach wenigen Versen das Gefühl der Sicherheit gibt und ihn die bloße Existenz eines im Grunde originelleren Originales hinter dieser Originalität vergessen läßt. Das heißt nichts anderes, als daß für den durchschnittlichen Aufnehmenden auf lange Strecken hin die Übersetzung Georges absolutes Äquivalent des Dantischen Gedichtes ist und künftig seine Stelle einnehmen könnte, immer vorausgesetzt, daß dieser Durchschnitt der Lesenden auch künftig sich nicht höbe und Dante näher rückte als heute. Vor allem aber das Medium, durch das in dieser Übersetzung Dante spricht, ist ein ihm gemäßes — wir vermeiden den Begriff der Kongenialität, seit Herr Hauser in einem albernen Aufsatze, den er gerade veröffentlicht, sie Dante gegenüber sich selber zugesprochen hat. Dante spricht durch das Medium eines Dichters, dem kein gutwilliger oder fähiger heut mehr die Größe abspricht, so schwer die Mischung aus Schrulle, Trotz, Versteckheit und Manier, mit der er sich umgibt, geschweige das Gebaren seiner Umgebung dem Publikum den Weg zu dieser Wahrheit gemacht hat. Der neue deutsche Vers, der es auf sich nimmt, den alten toskanischen im deutschen Munde so zu ersetzen, wie er im Munde aller Welt seit Jahrhunderten lebt, ist selber, um es mit einem schlagenden amerikanischen Neolo-

gismus zu sagen, centuryproof. Er trägt selbst die Gewähr seines Bestandes in sich. Es ist nicht nur ungeheure Arbeit, die sich unter leichtem Flusse verbirgt, sondern es ist künstlerische Arbeit von allererstem Range, von spezifischer Eigenschwere, volles Gewicht und echtes Metall, auf der Höhe des Schlegelschen Shakespeare und des Wielandschen Horaz.

Jeder geschichtliche Moment ist in sich tragisch; Prozesse entscheiden sich unaufhörlich, unscheinbar, unappellierbar, ja sie sind im Geheimen entschieden, noch ehe die Urteile sich in Leben klar umgesetzt haben. Sie haben dann einstweilen Rechtskraft im kritischen Gewissen der Zeit, im präzisen Bewußtsein des Individuums oder im halbunbewußten Verhalten der immer zumindest latent kritischen Gesellschaft. Niemand hat dies tiefe Gefühl für das lautlose Drama jedes Augenblickes, und für das tragische von Prozessen, in denen Recht gegen Recht gleichsteht, aber die Jugend das Alter erschlägt, großartiger ausgesprochen und stilvoller gestaltet, als Dante selber, in dem das historische Wissen um die eigene Stellung innerhalb des großen Zeitzusammenhanges das einzige wahrhaft unmittelalterliche Moment, die erste Freiheitsregung des neuen Menschen ist. Die Geschichte setzt nichts auf eine einzige Karte; wo ein zwei Fußtapfen breites Ziel erreicht werden muß, mit dessen Besetzung Epoche beginnt, setzt sie nie zwei Beine allein in Bewegung, sondern Heere, und läßt sie je mehr anschwellen, je näher das Ziel wirkt. Darum sahen die Griechen jede wahre Leistung als Agon an, darum dringt ihre Anwendung des Vorstellungsschatzes der Palästra auf das menschliche Geschehen soviel tiefer, als die gesamte mo-

derne Phraseologie der Entwickelungslehre. Auch die Bahn des deutschen Dante liegt heut voller Siegloser, auch dieser musische Agon ist zwischen zwei Zeitaltern entschieden worden. Nicht nur das lebendigste und geschulteste Leben läuft, mit George, in der Bahn, sondern, recht betrachtet, die ganze Zeit, ein Haufe Aussterbender, Gespenster in Fetzen, jedes mit der Bildungsmarke eines anderen Jahrzehntes; schöngeistige Professoren von 1880, Josef Kohler; Triviallyriker von 1890, Zoozmann; Amateure von 1860—1900, anonym zu belassen. Literaten jeder Nuance und jeder Provenienz; und nach dem Kranze, um den alle diese verlorene, aber in ihrer Glücklosigkeit immer noch ehrwürdige Arbeit ringt, hascht gleichzeitig der gleichzeitige Schwindel, der eitle Zeitzwitter aus Literat und Dichter, Gelehrtem und Schöngeist, aus Pfuscherei und Dünkel, Ohnmacht und tour-de-main: Herr Otto Hauser. Wir wollen am einen und anderen auf unseren Begriff der Aufgabe exemplifizieren.

Was bescheidene Eigenschaften eines ehrlichen Gemütes, Fleiß, Treue, Liebe und Wärme für den Gegenstand tun können, um jedes ästhetische Mißfallen auszugleichen, alles das hat die Leistung des Herrn Richard Zoozmann im vorhinein bei uns für sich. Die bloße Summe von Arbeit, die er in den vier Bänden seiner ersten Übersetzung und den dreien seiner neuen vorlegt, ist nichts geringes und muß einen so starken Lohn in sich tragen, daß für den Übersetzer das Urteil der Zeit über ihren Wert nicht alles entscheiden darf. Und wenn dies Urteil auch nicht wohl ein anderes als gerade Ablehnung sein kann, so wird es sich doch heute sehr davor hüten, den Ton zu überspannen, oder den Maßstab auf absolute Forderungen ein-

zuschränken. Das Publikum, das Herrn Zoozmann als Mitarbeiter der Hesseschen oder der Herderschen Klassikerausgaben zu finden erwarten kann, ist sein eigentlicher Richter, nicht wir; die Voraussetzungen, unter denen er gearbeitet hat, sind zugleich diejenigen, auf die hin er fordern kann, beurteilt zu werden. Jenes Publikum kennen wir nicht und wüßten nicht abzuschätzen, wieviel von Dante selbst eine Übersetzung, wie die seine, der baren Anspruchslosigkeit und Unerfahrenheit mitzuteilen vermag; die Forderungen, die der Übersetzer an sich selber gestellt hat, erfüllt er schlecht und recht; und im Grunde scheint nur der Abstand von unserem Maßstabe zu diesen seinen Forderungen unserer Kritik zu unterliegen; es ist lehrreich, ihn aufzuzeigen.

Herr Zoozmann hat sich seiner Mühe, wie bemerkt, zweimal unterzogen; der Dante der Hesseschen Bibliothek ist in durchgereimten Terzinen; der Herdersche, der soeben erscheint, überschlägt den Mittelreim; die erste Fassung, erklärt der Übersetzer, habe ihn zu häufig in Kompromisse aus Reimnot gezwungen und vom Texte entfernt. Mit der Lockerung des Schemas, wie frühere schon sie vorgenommen haben, hofft er, das zweite Mal, nahezu das Äquivalent der Danteschen Verse, wortwörtliche Wiedergabe zu erreichen. Um das gleich zu sagen, nur die erste durchgereimte Fassung, deren Zwang zu einiger Konzentration auf den Vers nötigte, kann, bei gutem Willen, einigermaßen ernsthaft betrachtet werden; die zweite, bei der dieser Zwang wegfiel, ist stilistisch völlig außer Rand und Band, und überhaupt nicht mehr kritisierbar.

Der ersten Fassung geht eine kompilierte Lebensbeschreibung Dantes vorauf, eine kritiklos zusam-

mengestellte Bibliographie folgt ihr; soweit die letztere die Geschichte von Deutschlands Beziehungen zu Dante angeht, exzerpiert sie die bekannte Sammlung des Schweizers Scartazzini; der Rest sei Schweigen; er ignoriert nicht nur diejenigen gelehrten Hilfsmittel, die seit lange zur ersten Ausstattung jedes um Dante bemühten Arbeiters gehören, sondern auch ausnahmslos alle Ausgaben und Kommentare, die auf der Höhe der Zeit und der Aufgabe stehen. Namen wie De Sanctis und Casini, Torraca und D'Ancona sucht man vergebens; dafür findet man belanglose und wahllos zitierte Scharteken, die zum Überdrusse auch noch Zensuren erhalten. Der Übersetzer bezeichnet eingangs jener Aufstellung sein Ziel zwar sehr bescheiden als Hinweis auf „einige Werke", die „für Anhalt suchende Leser von Wichtigkeit und Interesse sein können", und verzichtet mit der gleichen Bescheidenheit auf jede eigene Kennerschaft, aber er gibt dennoch implicite eine Übersicht über das von ihm selber benutzte Material und läßt keinen Zweifel an den Gründen, die alle seine Arbeit im Keime fruchtlos machen mußten. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß man seine Dante-Biographie nur in einem beständigen Zucken zwischen Lächeln und Unbehagen lesen kann. Man wird das Pathos des Enthusiasmus für Phänomene, die der Übersetzer ganz mißversteht oder denen er sich in einer desperat machender Weise gemütlich zu nähern versucht, oft rührend finden, ebenso oft aber die grenzenlose Unreife des Urteils, die ästhetische Barbarei, die historische Bettelmethode als ein Symptom dafür ansehen, wie tief Niveau und Haltung selbst der popularisierenden Darstellung solcher Stoffe im Laufe der letzten Jahrhunderte in Deutschland

gesunken sind, seit an die Stelle distinguierter und wohl vorbereiteter Gesellschaften von unten heraufgequollene Massen als Publikum getreten sind und kulturelle Forderungen, die sie gar nichts angehen, auf sich beziehen, ja durch Interessen, Teilnahme, Lektüre erfüllen zu müssen meinen.

Herr Zoozmann hat weder von den sprachlichen Bedingungen, unter denen Dante arbeitet, noch von den seelischen Voraussetzungen seiner Kunst, noch von dem Geiste seiner Zeit, das heißt im ganzen, er hat von seinem Stile nur die rohesten Begriffe. Nicht nur, daß ihm jede geistige Schulung fehlt, um sich durch gelehrte Mittel solcher theoretischen Kenntnisse zu versichern, sondern es fehlt ihm auch an jeder innerlichen Verwandtschaft zu seinem Objekt, die es ihm sonst hätte ermöglichen können, ohne Brücken direkt zu ihm zu gelangen und es sich anzueignen. Man darf wohl fragen, worauf seine Liebe zu diesem Dante, von dessen Art und von dessen Welt sieben Abgründe ihn trennen, eigentlich beruht; es ist vielleicht hart, zu behaupten, daß ihn seine beträchtliche und ehedem in eigenen Versen dargetane Reimgeschicklichkeit zuerst dieser Übersetzung sich hat nähern lassen, und daß sie im Laufe der Arbeit ans Herz gewachsen ist; aber andere Gründe für das Unerklärliche wollen uns schlechterdings nicht einleuchten.

Damit sind die Grundlagen seiner Arbeit gegeben; ein schwierig gereimtes Gedicht ohne Zeit und Stil, das jeder Zeit und jedem Stil gehört, unter anderm dem Jahrzehnt 1885 bis 1895 und seiner Stillosigkeit. Dies Jahrzehnt vertritt Herr Zoozmann als Produzierender ungefähr. Aus diesem Jahrzehnte stammt sein Deutsch, stammt sein Wortschatz, stammt die Technik seines Verses, sein Stil und

sein Reimschatz. [Der Wortschatz begreift in sich die sogenannte „poetische Sprache", die zwischen den letzten Romantikern und den ersten Schweizern unser Surrogat für die höhere Sprachform gewesen ist; der Vers hat überhaupt keine Faktur und keinen Schnitt mehr, sondern ist gut, schon wenn er einen Silbenrahmen korrekt ausfüllt; das Deutsch ist überhaupt keine Sprache mehr, sondern eine fiktive und starrgewordene Konvention zwischen allen Dialekten und den Jargons aller Büchergattungen, ein lebloser Kompromiß zwischen der Ausdrucks-, Satz- und Sprachform dreier Jahrhunderte, aus denen beliebige Wendungen und Konstruktionen, syntaktische und lexikalische Möglichkeiten, willkürlich als poetisch empfunden, willkürlich durcheinandergeworfen werden; sein Reimschatz ist eines der seltsamsten Verhältnisse von Armut und Repräsentation, die sich denken lassen; er ist genau betrachtet, von einer unglaublichen Dürftigkeit. Aber die Geschicklichkeit, die den Vers solange dreht und wendet, bis er sich dieser Beschränktheit fügt, ist sehr beträchtlich und zeugt von der aufopferndsten Anstrengung, wie überhaupt alles, was an dieser Arbeit individuell ist, wohltuend berührt. Der Tiefstand ist Tiefstand einer Zeit und einer Generation; aber was diese Generation überhaupt besaß, besitzt der Übersetzer vollständig; man vergißt fast niemals, daß man sich einem ehrlichen Arbeiter gegenüber findet, der sein möglichstes gelernt hat und sein möglichstes tut, und man liest einen Gesang seines Dante mit kaum größerer Langeweile, als eine Seite Roquette oder Bodenstedt, Baumbach, Wolff, Lingg. Sie liest sich vielleicht nicht ganz so glatt — so ist es eben Übersetzung. Das alles, um es noch einmal zu

wiederholen, gilt für die erste Fassung, wo der Zwang, durchweg zu reimen, eine durchgehende Haltung erreicht. Die zweite Fassung ist nur noch ein faselndes Extemporieren:

Jedoch wenn Wahrheit Deine Worte schwuren,
Sag mir den Grund, warum Du mir gezeigt hast
In Wort und Blicken der Verehrung Spuren;
Und ich zu jenem, „Eure süßen Weisen,
Denn solang dauern wird die neure Versart,
Wird man die Tinte, die sie hinschrieb, preisen usw.

Hier ist nicht nur der letzte Duft und Trieb von Poesie getötet, nicht nur nahezu jedes Wort mißverstanden oder gemißbraucht, sondern das Abwechseln von Reimklang mit Versschlüssen, wie: „Vorzug", „Torheit", „Versart", „umherschaut", „beherbergt", denen das Ohr ihre Unassoziierbarkeit anfühlt, ist das äußerste, was sich einem kultivierten Geschmacke an Affront bieten läßt. Wer die freie Terzine anwendet — sie heut auf Dante anzuwenden, heißt sich selber richten — muß die Mittelverse im Ausgang den reimenden soweit angleichen, daß das Ohr sie halb überhört, statt, wie hier, ausschließlich auf ihr ungereimtes Klappern aufzumerken. Wir haben uns auf diese eine Anführung beschränkt, weil uns nichts daran gelegen ist, einen fleißigen und wohlmeinenden Mann in seinen eigenen Gebilden bloßzustellen. Ganz darauf zu verzichten, verbietet uns leider das unwahrscheinlich taktlose und törichte Dokument, mit dem der Herdersche Verlag die zweite Übersetzung versendet. Wo von der „königlichen Gewalt über unsere spröde Muttersprache" die Rede ist, die „zur Bewunderung hinreißen müsse", wird einem Schriftsteller, dessen Unzulänglichkeit sich nur mit seiner Naivität und seinem guten Willen entschuldigen läßt, zwiefach

der schlechteste Dienst erwiesen; eine Kritik, die Verleger, wie die große Freiburger Zentrale des literarischen Katholizismus, nicht auf die Anstandspflicht ihrer Traditionen verwiese und das Publikum nicht gegen Täuschung durch diesen prahlerischen Zahnreißerton der Selbstausbietung sicherte, würde zwiefach ihre Schuldigkeit versäumen.

Die Kritik ist Richter des Autors, und darum vor allem anderen Sachverwalter des Publikums gegen Schädiger, Bedroher und Unehrliche; die Fälle, in denen sie ein noch sublimeres Prinzip der Gerechtigkeit vertreten und Anwalt des Autors werden darf, sind selten und sollten nicht ohne äußerste Not vermehrt werden. Einer dieser seltenen Fälle scheint uns hier gegeben zu sein: In Jahrgang 10, Heft 14, der unter dem Titel „Das literarische Echo" bekannten Rezensieranstalt, in der kleine Autoren sich vor ihresgleichen kleinschneiden und adorieren, oder auch wohl an der verhaßten Größe reiben, sind die Zoozmannschen Übersetzungen von Herrn Otto Hauser in dem Tone von Kennerschaft und Anmaßung abgekanzelt worden, die man an diesem Herrn gewöhnt ist. Es verschlägt nichts, daß einige seiner Einwände richtig sind, sie liegen auf der Hand und jeder kann sie heut machen; es verschlägt auch nichts, daß einige der Erkenntnisse, mit denen er sich brüstet, selbstverständlich sind: daß Dante ein mittelalterlicher Dichter in jeder Sprache bleiben muß, in die man ihn übersetzt, ist seit Rossetti Gemeingut nicht nur seiner Verdeutscher, sogar so unzulänglicher wie Herr Hauser einer ist, sondern der gebildeten Welt; und daß für gewisse stehende Begriffe Dantes, wie Amore und Donna, der Geschmack

des Übersetzers nach reiflicher Ausfühlung der Valeur innerhalb des Verses oder der Periode allenfalls Minne und Fraue setzen darf, weiß man seit 1901, als die herrliche Georgesche Wiedergabe der Begegnung mit Beatrice erschien. Nur „seines Wissens" ist Herr Hauser „der erste", der uns alle diese Herrlichkeiten beschert. Unseres Wissens kann er eine Priorität nur für die stupide Gleichmacherei beanspruchen, die er in diesen Dingen treibt. Wo seine Kritik der Zoozmannschen Leistung irgendwie dazu ansetzt, ins Detail zu gehen, dementiert sie sich selbst; die Terzine

Ahi quanto a dir qual era / è cosa dura
Questa selva selvaggia / ed aspra a forte
Che nel pensier / rinnuova / la paura

nennt Herr Hauser äußerst „malerisch und verwirrt"[1]). Jenes Epitheton trifft ebenfalls auf den

[1]) Wir befürchten allerdings, daß die angebliche „Verwirrtheit" des ganz klaren ersten Satzes mehr im Kopfe dieses „Dantisten" haust, der ihn prosaisch mit den Worten wiedergibt: „Ach wie, wenn man sagen soll, wie er war, ist es hart, dieser wilde Wald usw.", während es einfach heißt: „Ach wie hart ist zu sagen, wie dieser wilde Wald war (denn dir qual era hängt direkt von duro ab. Grammatik, Grammatik!), als welcher (denn das heißt chè) beim daran Denken die Furcht erneut"; denn darum, weil er das tut, ist es schwer, ihn zu schildern. Bei Herrn Hauser heißt es: „dieser wilde Wald, wie rauh und erschrecklich, daß in Gedenken sich die Furcht erneut". Che = daß, scheint in Lexicis zu stehen. Grammatik, Grammatik! — Zoozmann wird von diesem Katheder herunter dafür gerüffelt, daß er den „See des Herzens" den laco del cuor in dem nachtüber die Furcht andauert, ohne diese Metapher wiedergibt; und mit Recht natürlich; nur setzt sich dieser Tadel durch seine Begründung sofort selber ins Unrecht- wenn er diese Metapher als originell und Dantisch konsequent hinzustellen versucht; konsequent ist hier an ihr nichts, denn weder das queto noch das durato haben irgendwelche Beziehung zu dem tropischen Ausdruck; dieser selber aber ist nicht

Mittelvers zu; der erste Vers mit der Inversion des Nebensatzes ist nur befangen und mit dem cosa dura für duro provenzalisierend, der dritte ist stehende epische Wendung bei Dante. Also ist das Pulver umsonst verschossen. Besagte malerische usw. Zeilen soll Zoozmann in die „glatten Verse" gebracht haben:

Unmöglich ist die Schildrung / dieses rauhen,
Verwachsnen wilden Waldes / voll von Schrecken,
Noch heute schafft / Erinnrung / mir solch Grauen.

Diese Übersetzung tut ihr redliches, um den Eindruck des Originales nachzuschaffen; sie bewahrt durch die Bewahrung der Hauptcäsuren die musikalische Einheit; sie ahmt die Malerei des Mittelverses durch ähnliche Künste der grammatischen Wurzelvariation nach, und sie holpert mit ihren Elisionen in „Schildrung, Erinnrung, verwachsnen" mit ihrer Konsonantenhäufung solch Grauen wahrlich genug; was ihr fehlt, merkt jeder; daß es Rauheit nicht ist, merkt jeder, außer Herrn Hauser.

---

dantisch, sondern ein mittelalterlicher Gemeinplatz, den Dante eben darum nicht ausführt; für die See des Herzens braucht man die Beispiele nicht zu häufen; bei Oswald von Wolkenstein (Vier hundert Jar auf Erd, die gelten nur ein Tag) steht geradezu „und desgleichen unvergessen ewigleich, ihr nimmermehr geweich, in mynes Herzen Teich". Wo ist die Originalität und die Konsequenz? Die letztere etwa darin, daß das Bild des aus Sturmesnöten entronnenen Schiffbrüchigen anschließt? und liefe Dante sich aus seinem eigenen Herzen davon? Das genaue Gegenteil von Konsequenz ist der Fall; der locus communis des Herzen-Sees regt in Dante Meerbilder und Schiffbruchsbilder an, die mit der Inkonsequenz des rasch verknüpfenden Traumes ohne Rücksicht darauf angeschlossen werden, daß zuerst das Meer im Schiffbrüchigen tobt, und dann dieser dem Meere entkommt. Man verzeihe diese Weitschweifigkeiten. Drei Worte Humbug kosten drei Sätze verlorene Zeit.

Von einem Übersetzer des Hauserschen Schlages ist man berechtigt, nach so vielen Ausstellungen zumindest ein Wort der Anerkennung der honetten Mühe und Qual zu erwarten, die Zoozmann in seinen acht Bänden niedergelegt hat; man blättere die Rezension her und hin, man sucht sie vergeblich; das schnöde und geblähte Absprechen wird nur ein einziges Mal durch etwas ähnliches unterbrochen: es ist die „Fülle des herangezogenen Materials", die Herrn Hauser Bewunderung abringt, diese „kleine Dantologie, deren man sich gerne und mit vielem Nutzen bedienen wird". Kein Lob konnte für den Rezensierten unglücklicher und für den Rezensenten vernichtender ausfallen. Es ist wahrlich weit mit uns gekommen; eine mit Kennerschaft bemäntelte Oberflächlichkeit und Unwahrhaftigkeit, die wir bei den Romanen ausgerottet und an deren Stelle wir dort Prinzipien ehrenhafter und zuverlässiger Arbeit gesetzt haben, dringt durch tausend Kanäle bei uns ein, und wir sind bald für reinigende Einflüsse von jenseits der Alpen reif. Denn Herr Otto Hauser ist zwar, wie wir sofort sehen werden, der Dichter Hauser, aber er verschmäht den Lorbeer der Gelehrten darum nicht; er kann irgendeinen unglücklichen Rabbinerjüngling, der das Kauderwelsch Nimrods bei Dante „gedeutet hat", mit einer fürstlichen Armbewegung („er möge gelegentlich durchsehen") auf seine „Darlegungen" in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte verweisen, wo er seine „Deutung" „eingehend begründet hat". Er kann sein „philologisches Werk, die Urform der Psalmen" nachlässig zitieren. Wir sind auf diesem Gebiete nicht sachverständig und müssen parallele Nachweise zu den hier für Dante geführten Semitisten überlassen,

falls sie die Wucherpflanze nicht etwa schon auf ihren Feldern ausgerottet haben sollten. Was wir versichern können, ist, daß einer und derselbe nicht als Hebraist ein honetter Forscher und als Romanist etwas wie Herr Otto Hauser, der Entdecker der Urform des Sonetts sein kann; man hat entweder zwei saubere oder zwei unsaubere Hände; aber eine gepflegte und lautere rechte und eine ungewaschene linke mit zerknaupelten Nägeln haben wir noch an keinem Lebenden gewahrt. — Inzwischen gehen wir von Herrn Hauser dem Rezensenten zu Herrn Hauser dem übersetzenden Dichter, mit seinen eigenen Worten über. Er erledigt die fünfzig und einige deutsche Übersetzungen des Francesca-Gesanges, die Zoozmann im Anhange abdruckt, mit dem Satze, „sie zeigten deutlich, daß keine einzige der bisher vollständig erschienenen Übertragungen von einem Dichter herrührte und Stil habe". Was sogar wahr sein kann, aber aus einem solchen Munde und bei solchen Begriffen von Stil wertlos ist; und was heißt das „vollständig erschienen", wen schließt es aus? Wir hoffen, den ersten und den letzten wirklichen Übersetzer Dantes, Schlegel und George. Die des ersteren hat zwar nicht Dantes Stil, aber durchaus ihren und einen festgehaltenen eigenen, und Schlegels Dichterschaft zu bestreiten, werden wir Reimern fünften Ranges zu allerletzt gestatten; es hat allerdings den Anschein als schließe Herr Hauser nur present company, nämlich sein eigenes Selbst aus: denn er fährt fort: „Als Nr. 48 ist eine Probe der von mir geplanten (Bearbeitung) abgedruckt, die eben dies zu erzielen sucht"; ja, mein Herr, wenn sich das „erzielen" ließe! Was sich „erzielen" läßt, haben Sie längst „erzielt". Daß Ihre Übersetzung

von einem Dichter herrührt, wird schwer zu „erzielen“ sein. Stil hat man oder man hat ihn nicht; es ist da nichts zu „erzielen“. Gleichviel, betrachten wir immerhin die so großartig angebotene Probe des so eitel angekündigten Meisterwerkes; aber wenden wir uns zunächst der einzigen aus Herrn Hausers Feder vollständig erschienenen Bearbeitung eines Danteschen Werkes zu, seinem Neuen Leben, das seit zwei Jahren kursiert, schadet, und Arbeiten von wirklicher Distinktion den Markt verdirbt; die Komödie ist ein tödlich schweres, unbarmherzig vollkommenes, bis in die tiefste Faser verdunkeltes Gedicht, das in jedem Worte ungeheure Anforderungen an den Mitwerber stellt; die Vita Nova ist zwar unendlich schwer so zu übersetzen, daß ihr Reiz in der neuen Form fortlebt. Aber sie ist klar bis ins Herz, diaphan wie ein kristallener Palast durch dessen farblos glänzende Kammern die Landschaft durchblickt. Um sie zu übersetzen, muß man die leider nicht „erzielbaren“ Eigenschaften des Dichtertums und des Stiles besitzen; um sie im höheren Sinne zu verstehen, bedarf man der innerlichen Verwandtschaft zu Dantes Dianoia und zum Ethos des hohen Mittelalters; um sie zu konstruieren, muß man nur Italienisch können. Die beiden ersten Erfordernisse werden wir nicht bei Herrn Hauser suchen, dem schnellfertigsten und rohesten unter allen Übersetzungsmachern, die aus der Weltliteratur Münze schlagen. Wir haben an einer anderen Stelle unsere Meinung über das Wesen dichterischer Übersetzung und die Unerheblichkeit des philologischen Elementes bei Hölderlin und Hofmannsthal, Wieland und Hermann Grimm mit völliger Deutlichkeit geäußert und glauben heut keine Mißdeutung befürchten

zu müssen, wenn wir Arbeiten, denen jedes dichterische Element bis zur völligen Abscheulichkeit abgeht, auf ihre elementarsten Qualifikationen prüfen; denn was kann ein Übersetzer Dantes uns bieten, der kein Künstler ist, sondern ein Fertigmacher — keine Person, sondern Herr Hauser —, wenn er nicht einmal Italienisch kann? Denn Herr Hauser kann Italienisch sowenig, wie irgendeine der neunundneunzig Sprachen, aus denen er übersetzt; er kann den Sinn italienischer Sätze ungefähr so zusammenradebrechen, wie er aus allen den Sprachen radebricht, deren Beherrschung es uns ermöglicht, ihn zu kontrollieren. Sehen wir zu, und erlassen wir Herrn Hauser sofort schwierige und umstrittene Stellen, deren gerechte Wiedergabe höhere Qualitäten als Grammatik von ihm erfordert hätten und die er natürlich kritiklos und falsch übersetzen muß.

Kurz vor der berühmten Stelle des Buches, in der Dante seinen ersten physischen Zusammenbruch in der Nähe der Angebeteten schildert, bereitet er durch die neu eingeführte Figur des ungenannten Freundes, der ihn zum Feste geleitet, auf die Katastrophe vor; dieser Freund sagt ihm nicht, wohin er ihn führe; und bringt ihn wohlmeinend (di buona fede) in eine Lage, die der Dichter ihm nachher in den Worten zeichnet: „ich habe die Füße an der Grenze des Lebens gehabt, jenseit derer nicht gehen kann, wer gedächte wiederzukehren"; das beziehungsreiche der Nebenfigur liegt aber darin, daß ihr selbst vor Zeiten durch einen andern Freund ähnliches, Gefährdung des Lebens, widerfahren ist; man darf annehmen, ohne dessen Schuld: das ist der Sinn des Satzes, der sie einführt, als Mann, il quale un suo amico quasi

al termine della vita condotto avea; bei Herrn Hauser vertraut sich Dante „ganz jener Person an, welche ihren Freund bis an die Grenze des Lebens begleitet hatte". Die ganze Stelle wird eine umständliche Faselei ohne Sinn und Ziel. Grund: Herr Hauser kann Akkusativ und Nominativ nicht unterscheiden und weiß nicht, daß das archaische Italienisch den lateinischen Flexionsakkusativ als Positionsakkusativ bewahrt und nachbildet.

Der kranke Dante deliriert und beschreibt seine Gesichte, seine Erschütterung, sein Weinen im Fieber, und das laute Mitweinen seiner bei ihm wachenden Schwester; er fährt fort: „daher andere Frauen, die in der Kammer waren, meines Weinens inne wurden durch die Tränen, die sie jene vergießen sahen". Bei Herrn Hauser, der nicht weiß, was per terra, per via, per camera heißt, sind die Frauen „an der Kammer"; er hat wohl nie die Quattrocentodarstellungen florentinischer Wochen- und Krankenstuben gesehen und macht sich kein Bild von der Szene; aber das sind Kleinigkeiten; auffallender ist, daß die Frauen bei diesem Dantisten „zu mir traten, der weinte, weil sie jene weinen sahen". Es ist weniger auffallend, wenn man bedenkt, daß accorsero von accorrere, hinzulaufen, und s'accorsero von s'accorgere innewerden, von Stümpern leicht verwechselt werden mögen.

In der Canzone, die darauf folgt, gestaltet Dante das ganze Erlebnis dieses Fiebers, dessen Zentrum der vorgeahnte Tod Beatrices, mit allen scharf gesehenen Zügen eines solchen florentinischen Todesfalles, ist. Die Donne scapigliate, Frauen mit gelöstem Haare, auf den Straßen (per via, bei Herrn Hauser, der per wieder nicht versteht, gehen sie ihres Weges) kehren im Gedichte als Donne dis-

ciolte wieder, das heißt, scapigliate und scinte, Kleider und Haare aufgelöst: E veder (mi parea) donne andare per via disciolte. „Da Frauen auf verschiedenen Wegen gingen", sagt die erste kongeniale Übersetzung Dantes, wie Herr Hauser den traurigen Mut hat, seine Arbeit zu nennen; er hält sciogliere für das, was es heute in Zeitungen heißt, wenn die Polizei eine Demonstration zersprengt, „in Trupps"[1]).

---

[1]) Er weiß nicht, daß im Alt- und Neutoskanisch ancora für anche, non anche für non ancora steht und übersetzt es stumpfsinnig mit „auch", wo es ihm vorkommt, gleichgültig was aus dem Sinne wird; er weiß nicht, daß diversità und diverso nichts mit diversen Weinen zu tun hat, sondern Zwiespalt, Zerrüttung, Kampf bedeutet: daher werden die visi diversi e orribili a vedere, erregte und gräulich anzusehende Mienen, bei ihm „unterschiedlich"; daher wird die diversitate der mit Minne beschäftigten Gedanken, unbekümmert darum, daß Dante später direkt das synonyme battaglia einführt, zu „verschiedenen Weisen". Er weiß nicht, daß „in fede" traun und meiner Treu heißt und übersetzt io ti somiglio in fede („ich gleiche Dir fürwahr") „ich gleiche Dir fromm"; wo aber Dante unter den Eigenschaften, die durch Umgang mit der Angebeteten gefördert werden, außer den beiden christlichen Kardinaltugenden des Glaubens (fede) und der Liebe (amore) die neue ethische Qualität seiner Generation, die gentilezza, höchst bezeichnend einführt, übersetzt Herr Hauser fede mit Treue, und zeigt, daß er der ganzen Absicht des Dichters ahnungslos gegenübersteht; daß paese bei Dante, wie heut noch in Toskana, nicht Land heißt (das heißt le parti), sondern Stadt, ist Herrn Hauser noch aufbehalten; darum geht die erste Schirmerin seiner Leidenschaft in das Land Siena und Dante schreibt seine lateinische Epistel über den Tod Beatrices an die Pfleger des Landes Florenz; daß guiderdono, ein altes germanisches Rechtswort, bei Dante noch Lohn heißt und nicht wie heut bloßen Partikelwert hat, bleibt Herrn Hauser fremd; die in ihrer verstiegenen Innigkeit so rührende Stelle, an der Dante der toten Freundin der Geliebten ein Sonett nachzusingen beschließt, „zum Lohne" dafür, daß er sie oft in Beatricens Nähe gesehen

Sei es an diesen und den angeschlossenen Beispielen genug; die Fülle der Auslassungen, Verzer-

---

hatte, wird platt, weil der Hausersche Dante es „aus diesem Grunde" tut; für Herrn Hauser heißt exemplo das, was es heut heißt, wenn der Philister sagt „zum Exempel"; wenn Dante darauf verzichtet, mehr als die aufgeführten Erlebnisse der frühen Jugend aus dem Exemplo, das heißt der Quelle, wörtlich dem Exemplare zu ziehen (traere), das sie aufbewahrt, so wird bei Herrn Hauser ein Beispiel daraus; wenn Dante sich zur Trauer in eine Kammer zurückzieht, die übrigens seine eigene Kammer ist, und er das, toskanisch zusammenziehend, una mia camera nennt, wie man sagt un mio ospite, „ein Gast von mir", d. h. mein Gast, so wählt er bei Herrn Hauser unter den augenscheinlich in Fülle ihm zu Gebote stehenden Schlafzimmern die zum Weinen passendste aus. Dante mag es noch so deutlich machen, unter welcher Metapher er sich das Wesen des Schlafes vorstellt; er mag sagen, der Schlaf hielt die Vision nicht aus (sostenea), wurde dünner und dünner (deboletto) und riß schließlich; denn er ist ein Gewebe; bei Herrn Hauser, der nicht weiß, daß brechen und reißen im Italienischen nur den einen Ausdruck rompere hat, „bricht" das Spinnweb ab wie ein Nagel; ein ander Mal weint Dante sich im Freien aus, wartet ab, bis der Tränenstrom sich lindert (mi fu sollevato), um dann heimzugehen und ohne Zeugen sich dem Jammer zu überlassen; bei Herrn Hauser, dessen Lexikon für sollevare augenscheinlich reichliche deutsche Möglichkeiten gibt, ist Dante „getröstet", und es ist bloße Koketterie, daß er zu Hause weiterflennt. Dante sagt, die Vorstellung der Geliebten, die ihm immer beiwohnte (la quale centinuamente meco stava), habe die Minne nur noch in der Herrschaft über ihn bestärkt (fu baldanza d'amore a signoreggiarmi); bei Herrn Hauser, dem, wer weiß, welche lyrische Zeitfloskel zugeflogen ist, wird dies Bild, das er zum Überflusse bei sich trägt wie eine Photographie, „zu einem verwegenen Mittel der Minne ihn zu beherrschen", denn er weiß nicht, was baldanza heißt. Die Frau, die Schirmerin solcher Liebe ist, quanto dalla mia parte, „wie von meiner Seite bestand" (denn er weiß, daß Beatrice seiner nicht achtet), deckt bei Herrn Hauser eine Liebe, „wie ich sie auffaßte"; das Wort wird bei einem der „altdeutschen Minnesänger, Mystiker und Prediger" stehen, denen Herr Hauser nachlässig bekennt, sein stilvolles Deutsch zu verdanken; inzwischen weiß er nicht,

rungen; grammatisch falsch bezogenen Satzteile auch nur anzudeuten, hieße Seite nach Seite dieses knabenhaften Machwerkes korrigieren, was nicht unser Geschäft ist; nur gehört in diesen Zusammenhang Herrn Hausers grobe Unwissenheit in allen den Stoffkreis der Vita Nuova angehenden Realien; daß lamentanza im Altitalienischen der technische Ausdruck für eine literarische Gattung ist, wie Klage, planh, plainte; daß proponimento und proporre, auf den Eingang lyrischer Gedichte des bolognesischen Stiles angewandt, ihren Traktatcharakter betont — denn es sind technische Ausdrücke aus dem scholastischen Syollogismus —, daß aus diesem Grunde die redende Tätigkeit sich unauflöslich als ragionare und trattare bezeichnet und nicht mit „singen" wiederzugeben ist — all das ist dieser Ignoranz eine verschlossene Welt. In diese Welt eingedrungen zu sein, ist freilich mehr, als man von Literaten erwarten kann; es ist die gelehrte Allüre dieses Humbugs, die uns zu so genauen Feststellungen zwingt; unbefangene Leser, die im Anhange der Übersetzung Herrn Hauser wunderswie gescheit über Lesarten perorieren und

---

daß si tosto — e dasselbe heißt, wie sitôt que und übersetzt statt „sobald sich meine Seele der Minne anverlobt hatte, begann diese über mich solche Selbstherrlichkeit zu gewinnen": „welche sich ihr so schnell zu eigen gegeben hatte, und usw."; das Lexikon kann eben nicht für alles aufkommen; conciossiacosachè heißt gelegentlich Hausersch ,,obwohl" statt „da" und onde „wohin" statt „woher"; wenn in der Nähe Beatrices jemand Dante um was immer gebeten hätte (addimandato), so hätte er es mit dem einem Worte „Amore" gewährt; bei Herrn Hauser ist es jemand der fragt, vermutlich nach dem Wege, und der wohl denken muß, daß Dante sich mit dieser Auskunft über ihn moquiert; fragen heißt dimandare, es ist leicht zu verwechseln.

mit der Philologie gevätterlen sehen, müssen freilich kleinlaut werden; sie können nicht wissen, daß das eitel Schaum und Prahlerei ist; ein Beispiel: Die Frauen, die von Beatrices totem Vater kommen und von ihrer Trauer miterschüttert Dante begegnen, werden von ihm angeredet: Woher kommt Ihr, daß Eure Farbe der Trauer ähnlich geworden ist (chè il vostro colore è divenuto di pietà simile); die Ausdrucksform ist typisch und findet cap. 37 in dem Eingangsverse des Sonettes color d'amore e di pietà sembianti ihre bestätigende Parallele; aber es hat sich in die Drucke früh die plumpe Interpolation pietra für pietà, „Steinfarbe" für „Farbe der Trauer" eingeschlichen, und spukt hier und da, freilich bei keinem respektablen selbst unter den älteren Herausgebern. Herr Hauser konnte die Gelegenheit, sich billig Airs zu geben, nicht wohl verpassen. Er braucht nicht zu wissen, nicht einmal aus den Pietrosen-Gedichten, nicht einmal aus dem impietrare Ugolinos, daß die Metapher des Steines in dieser ganzen Sphäre des Stiles ausschließlich in malam partem verwandt wird, daß sie, auf das Gemüt bezogen, das Gegenteil des hier einzig passenden, Unempfindlichkeit statt Rührbarkeit bezeichnet, und daß in dieser archaischen Welt unmöglich ist, was die moderne malerisch vielverknüpfende Empfindung allenfalls möglich findet; er übersetzt frisch, „wo kommt Ihr her, daß Eure Farbe fast Dem Steine gleich geworden scheinet, saget" (zugleich als Beispiel seiner Verskunst gültig), um sich im Anhange folgendermaßen spreizen zu können. „In dem Sonnette usw. folge ich der gut bezeugten Lesart di pietra simile, dem Steine gleich, während andere die Lesart di pietà simile, ‚dem Schmerze gleich' vorziehen, ohne daß

sie besser bezeugt wäre". Solchen Unfug zu beseitigen, ist hygienische Pflicht gegen unsere geistigen Zustände.

Herr Hauser kann kein Italienisch, weder das heutige, das für den Danteübersetzer das einzige Mittel ist, sein Deutsch abzustimmen, noch das archaische Dantes; kann er Deutsch? Er hat, wie bemerkt, von Rossetti gelernt, daß es unmöglich ist, ein Buch des dreizehnten Jahrhunderts, das in einer nie gesprochenen, höchst literarischen und konventionellen Sprache, jenseits aller Provinzen und Dialekte geschrieben ist, in den Alltagsjargon einer Verfallzeit ohne lebendige Literatur zu übersetzen; nicht als gestände er es; höchstenfalles „stimmt er mit Rossetti" hierin wie in anderm „überein"; von der gewaltigen sprachschöpferischen Leistung seines großen Vorgängers, die der englischen Sprache auf ein Jahrhundert neues Lebensblut zugeführt hat, ahnt seine Kleinheit freilich nichts, und da er im Grunde durchaus nicht ehrgeizig im hohen Sinne, sondern nur eitel im geringen ist, so kann er nicht wohl begreifen, daß die Verdeutschung eines Werkes wie die Vita Nuova eine Angelegenheit von der höchsteh Wichtigkeit für deutsche Sprache, deutschen Stil, deutsche Literatur, deutsche Poesie ist: daß der Übersetzer vor diesem Werke nichts ist, wenn er Vermittler, selbst ein ehrlicher und getreuer, bleibt; und alles sein kann, wenn er Schöpfer ist, Schöpfer in Höhen und Tiefen, Schalter und Verwalter eines Schatzes von Sprachform, wie ihn kein Volk Europas besitzt, und Eroberer kraft mitgeborenen Auftrages; kann Herr Hauser Deutsch? Er schwatzt in jenem Anhange ein langes und breites über die altdeutschen Mystiker, Prediger und Minnesinger,

deren Deutsch die Sprache nahe stehen soll, in die er das Buch „einheitlich übertragen haben will"; Wind, wie alles aus diesem Munde; oder fand er etwa in seinen Quellen vulgäre Austriazismen, wie das abscheuliche causale „nachdem" für „da"? „und nachdem es das erstemal war, daß ihre Worte gesprochen waren usw., ergriff mich ein Gefühl usw."?, und so noch ein zweitesmal Seite 4? fand er dort die unmöglichen falschgebildeten Butzenscheibenworte wie „Irretei", „allwenn", „Berge" (für schermo), „Engelskind", „ihr erwöget", und unzählige mehr, durch die er sein Betteldeutsch alt zu färben denkt? Beatrice ist „preiswürdig", warum nicht gleich „preiswert"? In Wahrheit ist seine Übersetzung ein Symptom für verfallendes Sprachgefühl, wie es verstimmender nicht denkbar ist, und nirgend mehr, als wo er Archaismen zu borgen versucht, die er nicht mehr oder noch nicht wieder versteht. Er glaubt dem Satze, „ella si partio della sopradetta cittade" Altertümlichkeit geben zu können, indem er statt „abreiste" „abreisete" sagt; was „reisen" im älteren Deutsch bedeutet, weiß jeder, der die Bedeutung des Wortes Reisläufer kennt, oder einmal Kreuzfahrerlieder angesehen hat, und um zu wissen, daß es heißt, „sie schied sich von gemeldeter Stadt", braucht es keiner tiefen Studien; aber dies „reisete" für „reiste" ist überhaupt das einzige an „einheitlicher" Altfärbung, was seiner Unwissenheit zur Verfügung steht. Er kann einen Galimathias schreiben, wie „viele sind des Geheimnisses kund geworden", weil er gar nicht mehr weiß, was dies ihm altertümlich klingende Wort „kund" heißt; und auch Wendungen wie „kundthun", „Kundschaft", „Kundgebung" ihm nicht durchsichtig genug sind, um Grammatik ent-

behrlich zu machen; es heißt „bekannt" und mußte heißen, „vielen ist das Geheimnis kund geworden"; welche völlige Sprachroheit überhaupt in diesen pseudoarchaistischen Genitiven: stare nella sua compagnia heißt bei ihm: „ihres Geleites bleiben", was glücklicherweise nie deutsch war, „Gesellschaft" klang ihm modern, so uralt und gut geselleschaft ist[1]), er gibt es durch ein Wort, das das genaue Äquivalent des dantischen „duca" im älteren Deutsch ist. Alles andere steht auf der gleichen Höhe; mit tödlicher Einförmigkeit kehrt das als altertümlich auf ihn wirkende „schier" in der korrupten Bedeutung „Schier dreißig Jahre bist du alt" für quasi wieder, während ihm Wendungen wie „schiere Unwissenheit, schiere Erfindung" u. a. hätten zeigen können, daß es das genaue Gegenteil bedeutet.

Wir brechen diese ermüdende Lektion hier ab; es ist unmöglich, die Einzelheiten weiter zu verfolgen, überflüssig die Notizen weiter zu redigieren, mit denen sich bei fliegender Vergleichung der beiden Texte unsere Zettel gefüllt haben. Wir versagen es uns auch, das Gerede über die provenzalische Herkunft des Sonettes zu zerstören, daß Herr Hauser mit einem Prestigitateurkniff (er druckt einen provenzalischen zweistrophischen Kontrast mit Geleit ab und gibt ihn für ein Sonett aus) in einem anderen Hefte des Literarischen Echo vollführt hat. Und wer ist nach allem diesem noch auf die einzige bisher uns gegönnte Probe seiner Commedia begierig? Sie wimmelt von Fehlern; sie ist Leder wie alle seine Übersetzungen; sie läßt den Mittelreim der Terzine aus, und überhebt sich der Aufgabe den Mittelvers zu gestalten; sie

[1]) Während „Träumereien" „anspielen auf" „Wildstrom" und unzähliges anderes ihm „einheitlich" erscheint.

flickt und schwindelt, ist höchst stillos, da sie nur für Worte, nie für Vorstellungen altdeutsche Äquivalente sucht und begreift; und sie ist von Herrn Hauser. Es ist jetzt vier Jahre her, daß wir zum ersten Male — es handelte sich damals um seine Schlichthobelung des House of Life — diesem Schädling abgewinkt haben; inzwischen hat er seine Tätigkeit vertausendfacht und statt vier Sprachen sind es zehn geworden, die er nicht kann; heut ist es das letzte Mal, daß wir uns mit ihm befassen. Er mag das Ramayana, die Kalewala, Mabinogion, baskische Volkslieder und assyrische Sakralepen in einem Monat auf einem Fuße stehend übersetzen, oder die Iphigenie ins Ossetische und aus dem Ossetischen in neues Deutsch rückwärts — er wird von uns und, so hoffen wir, von der Kritik, die sich respektiert, nicht mehr berücksichtigt werden.

ERBRECHTE DER DICHTUNG

DIESE Gelegenheit[1]), meine Damen und Herren, vor Sie zu treten, die erste, die mir in dieser Stadt zuteil wird, die letzte, die ich auf lange hinaus mit Sicherheit voraussehe, würde ich übel nützen, wenn sie mir nur dazu dienen sollte, einem Gedichte, das Sie fast alle kennen, durch meine Stimme und durch meine Anwesenheit auf dieser Tribüne beizustehen. Kein Reiz der Neuheit hat Sie, oder hat die meisten von Ihnen, hierher geführt und wenn Sie eine solche Neuheit von meiner Rezitation erwarten, wenn Sie erwarten, daß es mir gegeben sei, mit der rezitierenden Profession um die Wette die menschlichen und die Götterstimmen dieses Buches durch die hohle Maske zu kadenzieren, so kann mir nichts angelegener sein, als Sie schleunigst zu enttäuschen. Aber wenn Sie auf Neuheit des Gegenstandes und der Wiedergabe verzichten, so vermag ich Ihnen vielleicht mitzuteilen, was kein Rezitator in seiner Einführung und in seiner Epideixis auf Sie zu übertragen vermöchte: volle dichterische Gegenwart: und wenn irgendwelche sachliche und nicht persönliche Anlässe Sie hierher geführt haben, so lassen Sie mich hoffen, so lassen Sie mich während der Minuten, in denen ich Ihnen hier gegenüberstehe voraus-

[1]) Vor der Münchener Vorlesung des Joram als Ansprache vorgetragen, hier nach dem in Münchener Zeitungen gekommenen Stenogramm redigiert.

setzen, daß es diese gewesen seien: Vom Dichter etwas zu erfahren und mitzunehmen, was das Werk zwar sagt, aber in seiner Sprache sagt; es in Ihrer Sprache zu vernehmen, um es heimzutragen und es in die Gedanken hineinzuordnen, die Ihr Inneres beständig mit sich selber bespricht, in der Sprache täglicher, menschlicher, männlicher, christlicher Pflichten; von Angesicht zu Angesicht, und nicht wie durch einen Spiegel in einem dunklen Glas.

Das Mittel hierzu kann ich nur dem Werke selber entnehmen. Lassen Sie mich mit dem simpelsten beginnen und Sie gleich hier so eindringlich als ich kann, bitten, in dem Buche und seinem Vorgange durchaus nichts zu suchen, als sich selber. Es handelt von seinen Gestalten und ihrem Schicksal überhaupt nur insofern, als es von Ihnen und mir handelt. Es handelt von seinem Gotte und seinem Heiland nur insofern, als es von Ihrem und meinem Gotte handelt, als es Ihren und meinen Gott im Aufbruche zu seiner Offenbarung zeigt, Trinität im Werden, Trinität im Durchgange durch die Welt, und zwar durch Ihre Welt, das heißt, durch keine heilige Welt, sondern durch eine sehr unheilige, sehr grobe, sehr schwache, durch eine Welt, die voll aller Ihrer Instinkte und Triebe ist, die schlimmsten nicht ungerechnet, die höchsten nicht ausgenommen. Und doch ist die Geschichte, die Sie noch einmal anzuhören gekommen sind, eine feste biblische Geschichte, eine Geschichte, wie Tobias und Judith, Ruth und Hiob und Esther. Nichts was Ihr heutiges Leben auszumachen scheint, ist darin zu finden, der Weltzustand, den sie voraussetzt, scheint um Jahrtausende von Ihnen entfernt zu sein, so fern wie die Ährenleserin auf Boas' Felde von den Mähmaschinen unserer Tage oder

das Schicksal Hiobs von unserer durch Lebens- und Unfallversicherungen garantierten Sekurität. Wie kann ich trotzdem mit gutem Gewissen behaupten, daß dies Buch, dies Schicksal der apokryphen Heilandseltern mehr von Ihrem Dasein enthält, oder zu enthalten den Anspruch macht, als die Produktionen, die zu veralten fürchten, die ihre heutigste Heutigkeit verloren zu haben wähnen, wenn sie nicht Luftschiff und Automobil zur Verfügung ihrer Gestalten haben?

Ob ich es mit Recht habe behaupten dürfen, ist nicht an mir zu sagen; es wird an Ihnen sein, mir Recht oder Unrecht zu geben, wenn Sie diesen Saal verlassen. Ich glaube es behaupten zu können, kraft eines großen Privilegs der Poesie, in dessen Besitze ich mich darum weiß, weil es meinem innersten seelischen Bedürfnisse und meinen geistigen Gewohnheiten entspricht. Dies Privileg nehme ich in Anspruch in einer Zeit, in der es zu verfallen droht, und gerade darum, weil es nicht verfallen darf. Es ist das Vorrecht des Dichters, mit dem Sterblichen nur insoweit zu tun zu haben, als es ein Unsterbliches ist, weil es dem Dichter und nur ihm angeboren ist, in keiner andern Atmosphäre zu gedeihen, als in der Atmosphäre der Unsterblichkeit.

Dies Privileg der Poesie, wie gesagt, droht zu verfallen. Es ist eine gemeine Rede und sie hat auch schon an Ihr Ohr geschlagen — ich weiß nicht mit welchem Erfolge —, daß der Gegenstand aller wirklichen Dichtung, ja ich glaube, aller großen Dichtung, die Mitzeit und Mitwelt des Dichters sei, und daß eine Poesie, die nicht ihre eigne Zeit und das, was man die Probleme dieser Zeit nennt, auszudrücken vermöge, sich allen Anspruches auf

Größe zu begeben habe. Nun gehört es sich für platte Sätze, wie für alle platten Dinge, daß sie ihre zwei Seiten haben, und ich werde auf den Revers von Sinn, den dieser Widersinn hat, sogleich eingehen. Als Widersinn erweist ihn nichts kleineres und nichts größeres als die geschichtliche Reihenfolge aller großen Poesie, deren die Menschheit sich erinnert. Von Homer bis Goethe ist sie, wenn nicht laudator, so doch narrator temporis acti gewesen, aus einem Urgrunde, an dessen Bestande oder Nichtbestande Sie noch heut wie vor Jahrtausenden den Dichter vom Routinier, vom Gewohnheitsschreiber, vom Büchermacher unterscheiden können. Dieser fortbeständige und dauernde Urgrund läßt sich so aussprechen, daß es das Recht der Welt ist, zu vergessen, aber die Pflicht des Dichters, zu gedenken.

Wo die Welt dem Dichter zuerst begegnet, sitzt er an den Knien der Tochter Mnemosynes, der Muse. Er und er allein war in ältesten Zeiten ihr Gedächtnis, in ihn hatte sie ihre Kraft sich zu erinnern und Ahnen zu vergleichen, gewissermaßen abgeordnet, sicherlich integriert; in ihm schlummerte der Geschichtsschreiber, der sammelt, wo er, der Dichter, behalten hatte (und weggeworfen, wie jedes vornehme Gedächtnis tut), in ihm der Priester des Gottes seiner Menschen, Menschenvaters oder Menschensohnes, in ihm der Richter, das ständig lauter gehaltene Gefäß alles Präzedens von Recht und Unrecht. Und nun höre ich den Einwand, alle diese Attribute seien dem Dichter abhanden gekommen, Richter, Priester, Historiker hätten sich aus ihm abgelöst und walteten ein jeder frei ihres undichterischen Amtes, die Pflicht des Gedächtnisses aber erfüllten Handbücher und historische

Seminare, Bibliotheken und Archive, und die neue Zeit habe statt der alten Embleme ihr neuestes eigenstes in des Dichters Hand gegeben: den Kodak, mit dessen Hilfe ein jeder Befähigte die Geschichte seiner eigenen Familie oder der seiner Freunde aufzunehmen vermöge, wenn ihm nur die konstruktive Phantasie gegeben sei, einhunderttausend gut gewählter Momentaufnahmen pragmatisch zu arrangieren, nach Jahres- und Tageszeiten, nach Geburt, Liebe, Amt, Ehe, Tod, den fünf alten Stationen des alten menschlichen Lebens.

Auch diesen Einwand zu entkräften, meine Damen und Herren, ist nicht meines Amtes. Es ist an Ihnen, diesem Gemeinplatz den anderen, der ihn aufhebt, entgegenzuhalten, den von unserer „schnelllebigen" Zeit, die „rasch vergißt" und durch Furcht und Ehrfurcht nicht mehr gehalten wird, ihr Vergangenes zu bedenken. Es ist an Ihnen und nicht an mir, die volle erbarmungslose Wahrheit auf die Frage zu finden, ob die Menschheit ihrer Aussaat und Herkunft sich andächtiger und ständiger bewußt sei als ehedem, seit sie sich in Archivaren und Historikern Bewahrer des Hingegangenen von Amtes wegen berufen hat — was sage ich, seit die Geschichte oder was man so nennt, jedermanns Sache, namens der Fiktion einer allgemeinen Bildung, geworden ist. Ich habe hier nur mich selber zu bekennen, nur dem Dichter, wie ich ihn begreife, zu vindizieren, was ich aus innerer Not für mich in Anspruch genommen habe, im Joram hier und in anderem, und allem, was ich gearbeitet habe und arbeiten werde; das alte musische Recht, meiner Zeit zu gehören, und allen Zeiten; so jung zu sein wie Sie und älter als Sie alle; hier unter Ihnen zu stehen, und an jedem

Ort zu sein, wo meine Urahnen und Ihre, unsere Eltern und Erzväter gewandert, gesiedelt, gegründet, geschaffen, uns geschaffen haben, das Recht dieser immensen Präexistenz, deren Anfänge bei Unaussprechlichem liegen, deren Ende kein sterblicher Mund je aussprechen wird; denn da es der Anspruch jedes Dichters, bis zum ärmsten Schlucker, dem Spottbilde der Witzblätter ist, unsterblich zu sein, da es unser Geschäft, unser einziges Geschäft ist, uns zu verewigen, wer will der gedenkenden Kraft Grenzen setzen, mit der sich der Dichter neben Adam zum Mahle setzt, oder zwischen Harmonia und Zeus an die Tafel der Kadmeischen Hochzeit?

Dies ist die Haupt- und Grundtatsache: der Dichter ist Bewahrer und Anwalt des Hergekommenen und des Herkommens, das lebendige und wandelnde Gedächtnis der Welt, ihr Wissen um sich selber und alle ihre Genesen, ihr Gewissen in dem Dialoge, den sie mit Gott selber so führt, wie Joram in diesem Buche. Er hat es mit dem gesteigerten Individuum zu tun, nicht nur mit dem begrenzten, aus dem einfachen Grunde, weil er alles, was er anschaut, individualisiert, weil für ihn eine Familie eine einzige Person sein kann und eine Sippe, und eine Zeit, und ein Volk, und die ganze Menschheit. Wie die moderne Naturwissenschaft den Menschen in winzige Lebenseinheiten unterteilt, deren Gesamtheit den vom Bewußtsein aus regierten Zellenstaat ausmacht, wie Milliarden über Milliarden Korallentierchen das Eiland erbaut haben, das uns als Einheit unter einem alle umfassenden Namen geläufig ist, so bedeutet für den Dichter jede Zeit, in der er lebt, jede Gesamtheit der gerade Lebenden, zu der er gehört, nur das Stadium

zwischen Erinnerung und Ahnung eines unnennbaren Ganzen, an dessen übrigen Stadien allen er gleichmäßig Teil hat. Man kann ihn so wenig verpflichten, als den Bacchus binden. Aber er kann auch kraft desselben Gesetzes seines Lebens den umgekehrten Weg beschreiten; er kann das einzelne Individuum mit aller Bedeutung der Gesamtheit erfüllen, alle Potenz irgendeiner Gesamtheit in das eine Individuum hineinkonzentrieren, das ihm für diese Gesamtheit symbolisch geworden ist. Und dies ist der Punkt, wo jener Revers der Betrachtung würdig wird, den ich vorhin der Erörterung aufbehielt.

Denn der Gemeinplatz von der jeweiligen Jetztzeit des Dichters als dem einzigen der Poesie würdigen Gegenstande kommt doch, so platt er ist, am letzten Ende richtig zu liegen. Es ist wirklich wahr, daß noch jeder große Dichter seine eigene Zeit so dargestellt hat, daß wir alles über sie Wissenswerte ihm entnehmen können, ja, nur ihm entnehmen dürfen. Aber er hat es nicht kraft der Gesetze getan, die er statuierte, sondern kraft derer, die ihn statuierten; manchmal wider Willen, immer unwillentlich, manchmal unwissentlich. Was den Athener des vierten Jahrhunderts bewegte, steht in den Gesprächen heroischer und mythischer Gestalten, die in Euripides Tragödien leiden und Leiden machen; was den Gedanken- und Gefühlsgehalt der eigenen Zeit ausmachte, hat Shakespeare in die Gestalten seiner Römer und Ägypter, seiner Urväter und Urahnen, seiner sagenfernen Hamlet und Jacques verlegt und von dort entnehmen wir es; aber es gehört die traurige Anmaßung halbherziger Wissenschaft dazu, in diesem legitimen Verfahren des Dichters Anachronismen bewußter

oder naiver Art zu vermuten; der Begriff des Anachronismus setzt die Möglichkeit korrekter Rekonstruktionen, setzt das Dasein des historisch exacten Sinnes voraus, der Euripides nicht darum fehlte, weil er im vierten Jahrhundert lebte, sondern er ihm fehlen würde, wenn er hier unter uns säße: weil er ein Dichter war, und weil dieser Sinn als solcher jedem Dichter fehlen muß, dem heutigen wie dem urältesten. Das Bewußtsein des unaufhörlichen eigenen Daseins durch alle Geschichte fort, die durch Schranken von Tod und Abbruch nie gehinderte Fähigkeit der Selbstidentifikation mit dem Vergangensten die den Dichter ausmacht — sie hat mit dem historischen Sinne nichts zu schaffen. Der Dichter ist kein Trenner, sondern ein Einiger. Er leiht sich selber dem Dahingegangenen, er nimmt nicht, wie der Historiker und der nachempfindende Schmecker, das Dahingegangene in sich selber auf. Die Frage, wieviel er von sich selber, das heißt, von seiner eigenen Zeit darstellt, ist nur die Frage seiner Potenz. Er ist der Bewahrer, aber die Form, durch die er bewahrt, heißt Schaffen, die Form, in der er herstellt, heißt Aufrichten; die Form, in der ich die Tragödie jener Heilandseltern finden kann, heißt Leben, sie leben, heißt, mich selber aussprechen, ob ich will oder nicht, heißt, Sie alle aussprechen, mit denen die gleiche Zeit mich brüderlich verbindet.

Denn — und hier lassen Sie mich die gewagteste Ahnung an die Kette der bisher gewagten knüpfen — es ist Ihre eigene dumpfe Unsterblichkeit, mit der die Unsterblichkeit des Dichters es zu tun hat, wo Sie sich mit ihr berühren. Der Dichter ist Ihre Transmission zu Gott. Läßt er Sie im Stich, so stehen Sie still.

Nicht nur Gott von Gottes Thron
Der Gepeitschte mit der Kron
Alle seid des Ew'gen Kinder,
Keiner näher, keiner minder,
Keiner feilscht vom ganzen Lohn.
Handle nur, Du opferst schon
Dich den Deinen, Überwinder:
Keinem ward es noch gelinder:
Lebe nur, es ist Passion.

NOTIZ

Die in diesem Bande ausgewählten Aufsätze umfassen den Zeitraum zwischen 1906 und 1912. Worms ist 1906 geschrieben und im Almanache eines Verlegers unbeachtet erschienen, Villa 1907 und im gleichen Jahre verkürzt in einer Tageszeitung abgedruckt, dann 1908 von A. W. von Heymel in einer kostbaren Ausgabe unter wenigen Freunden verbreitet. Die große George-Rezension und der Dante Aufsatz sind von 1909, im Hesperus, einem mit Hofmannsthal und Schröder herausgegebenen Jahrbuche und in den „Süddeutschen Monatsheften" publiziert. Der „Veltheim" ist von 1908, in einer Zeitung erschienen. Das „Intermezzo" von 1910 wurde dem Verfasser dadurch abgedrungen, daß die Angriffe der Nachahmer Stefan Georges gegen ihn, die er seit Jahren hingenommen und zu ignorieren versucht hatte, durch die gegen ihn erfolgte Begründung des „Jahrbuchs für die geistige Bewegung" völlig unerträglich wurden, während gleichzeitig die Fälschung und nackte Frechheit dieses Treibens den Umfang einer bloß literarischen Gefahr überstieg. Der Verfasser, dem durch Mittelspersonen schwankende Gestalten zwischen diesem und jenem Einflusse, die ganze Vorgeschichte der Gründung des „Jahrbuches" bekannt geworden war — man hatte drüben im „Hesperus" eine dauernde Erscheinung vermutet und wollte eine Kampforganisation dagegen schaffen — mußte endlich zugreifen und ein Ende machen. Die unbeschreibliche Wirkung des Aufsatzes, die bis in die Leitung der „Süddeutschen Monatshefte" griff, alle auf den Plan brachte — von eitlen Professoren angefangen bis zu den die Gesellschaft kommandierenden eleganten Megären — die außer ihrer bitteren Feindschaft keine Ehre zu vergeben haben, hat ihn zu einem historischen Ereignisse gemacht, das sich nicht unterdrücken ließe, und dem der Verfasser durch Einreihung in seine Schriften, ganz unabhängig von den unbedeutenden Figuren seines Anlasses, dauernde Bedeutung hat geben müssen. Zudem stehen die Fragen für die Jugend heut noch gleich und so muß die Fahne im Felde bleiben.

Die Joren-Rede ist von 1911, die Alkestis von Sommer 1910, letztere damals bereits gesetzt, aber aus äußerlichen Gründen nicht erschienen; Rohabzüge sind in Weniger Hände gekommen.

INHALT

	Seite
Villa	5
Über Alkestis	45
Stefan Georges Siebenter Ring	119
Veltheim	163
Worms	181
Intermezzo	197
Dante und deutscher Dante	239
Erbrechte der Dichtung	283
Notiz	294

RUDOLF BORCHARDTS SCHRIFTEN

(In 12 Bänden)

★

JUGENDGEDICHTE

Geh. M 9.50; Pappband M 13.50; Halblederband M 30.—

SWINBURNE

Deutsch von Rudolf Borchardt

Einmalige numerierte Auflage von 600 Exemplaren, in der Offizin W. Drugulin gedruckt

Nr. 1—30 vom Autor sign., in Ganzpgt. geb. (vergriffen)

Nr. 31—150 in Halbpergament gebunden . M 100.—

Nr. 151—600 in Pappband gebunden . . . . . M 50.—

RUDOLF BORCHARDT

DER DURANT

Ein Gedicht aus dem männlichen Zeitalter

Einmalige numerierte Auflage von 680 Exemplaren. Exemplare 1—45 auf van Geldern Bütten abgezogen und von Rudolf Borchardt handschriftlich signiert, in Ganzpergament gebunden M 650.—

Exemplar 46—500 auf deutschem Bütten in Halbpergament gebunden M 85.—

Exemplar 561—680 auf deutschem Bütten in Pappband gebunden M 50.—

★

BERLIN W 35

ERNST ROWOHLT VERLAG

Druck von Poeschel & Trepte in Leipzig

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

29Oct'52BH
JAN 17 1953 LU
21 Ap'53ML
APR 17 1953 LU
11May'53SS
JUN 3 1953
REC'D LD
FEB 29 1968 39
JAN 19'68-12
JUN 02 2004

LD 21-95m-11,'50(2877s16)476

M323344

PT2603
.O69A16
1920